



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



KB 140 266

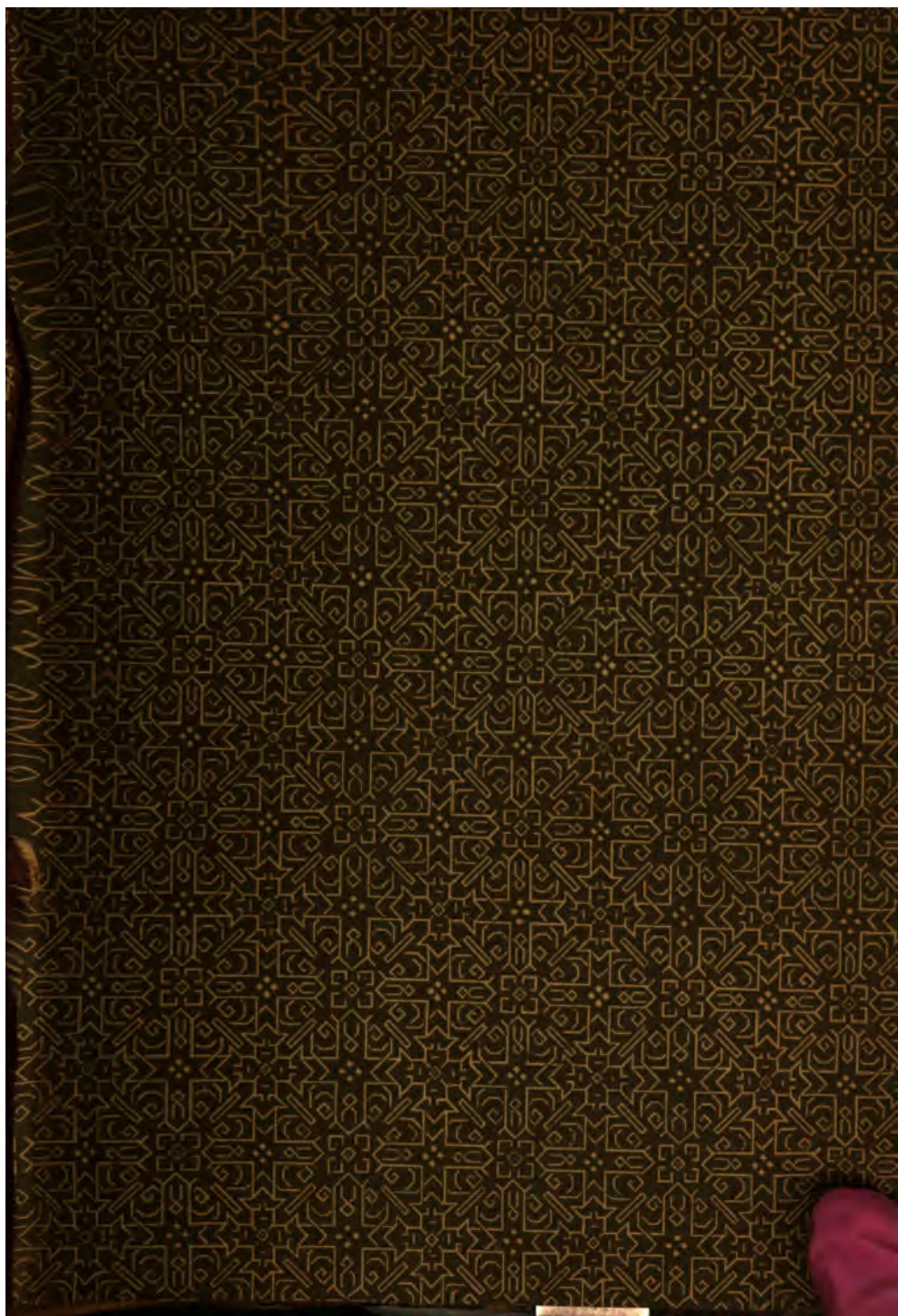


1467 - 11/15/51

GERMAN LIBRARY.
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Received *July* 188*2*

Accessions No. *34476* Shelf No.





Entwicklungsgeschichte
des
Geistes der Menschheit.

Zweiter Band.



Entwicklungsgeschichte
des
Geistes der Menschheit.

In gemeinverständlicher Darstellung.

Von

Gustav Diercks.



Zweiter Band.

Das Mittelalter und die Neuzeit.

Berlin.

Verlag von Theodor Hofmann.

1882.

B82
D5
v.2

Alle Rechte vorbehalten.
34476

Inhalt.

	1.	
Das Christenthum und die Germanen		1
	2.	
Die Araber und der Islam		45
	3.	
Der psychische Typus des Mittelalters		94
	4.	
Die Renaissance des Geistes		135
	5.	
Die Emancipation des Geistes		183
	6.	
Der Protest des Geistes		225
	7.	
Die nationalen Geister		271
1. Der italienische Geist		275
2. Der spanische Geist		291
3. Der portugiesische Geist		307
4. Der gallische Geist		315
5. Der britische Geist		334
	8.	
Vernunft und Kritik		354
1. Skepsis und Aufklärung		354
2. Der deutsche Geist		394
3. Die französische Revolution		419
	9.	
Schluß		431

1.

Das Christenthum und die Germanen.

Das ewige Naturgesetz des Wandels hatte zahllose Staaten entstehen lassen, die sich entwickelten, blühten und untergehend den Boden schufen für neue Organismen, die dieselben Phasen durchzumachen hatten: Aus dem Tod das Leben, aus dem Leben der Tod. So schloß sich Glied an Glied, und die natürliche Entwicklungsfolge, die der Weltstoff überall aufweist, war im physischen und psychischen Leben nie unterbrochen worden. Selbst wo es scheint, als ob die Fortbildung aufhöre, wo wir die vollständige Zersetzung erblicken, erkennen wir bei genauerer Prüfung, daß die Materie unverwüßlich ist, daß eine ewige Ausgleichung der Kräfte stattfindet, ein ewiger Stoffwechsel, welcher durch nichts aufgehalten werden kann, daß in der natürlichen Entwicklung nirgends eine Lücke zu finden ist, mögen wir nun das Leben einer Pflanze oder jenes des feinst organisirten, complicirtesten Staatsorganismus in seinen Phasen verfolgen.

Wohl ist es wahr, daß ganze Reiche untergingen, große Völker vom Erdboden verschwanden; prüfen wir indessen genauer, so müssen wir uns eingestehen, daß dort, wo es uns fernlebenden Menschen erscheint, als ob die lebensvollen Organismen ganz abstarben, doch auch nur ein Stoffwechsel vor sich ging, daß, so wenig wie der Boden jener Reiche verschwand,

so wenig auch die Völker ganz verschwanden, die sie bewohnten; denn wenige wurden wirklich vollkommen vertilgt, die meisten gingen mit den sie überwindenden eine Mischung ein. Dasjenige was schwand waren in der That nur die reinen Rassen, und diese wurden in sehr früher historischer Zeit schon überall da selten, wo das Staats- und Völkerleben sich zu höherer Bedeutung aufschwang, denn diese war nur durch Kampf möglich, der Kampf aber brachte die Völker und Rassen in Bewegung und hatte früher oder später ihre innige Vermischung zur Folge. Aus diesen Daseinskämpfen entwickelten sich große Staaten, deren ethnische Träger für eine Zeit lang hohe Bedeutung, Ansehen und Macht erlangten, um den Naturgesetzen gemäß zu leben und, neueren frischeren Kräften unterliegend, zu sterben, d. h. als selbständige Nationalitäten aus der Völkergeschichte zu schwinden.

Bei unsern geschichtlichen und geschichtsphilosophischen Speculationen verfallen wir, wie bereits erörtert, nur zu leicht in Irrthümer durch Anwendung ungleicher Maaße und vorurtheilsvoller Behandlung der einzelnen Perioden. Die Geschichte des Alterthums liegt abgeschlossen vor uns, und wir fliegen über die Ereignisse von 1000 Jahren so schnell hinweg wie über eine 10jährige Periode der neuesten, eine 100jährige der mittelalterlichen Zeit, wir vergessen was 500 oder 1000 Jahre historischen Lebens sind, vergessen wie kurz die Geschichte aller modernen Völker ist, grade so wie wir die Wahrheit vergessen, daß die Neuzeit doch nur auf der Basis des Alterthums sich gestalten konnte. Die vielen ungleichen Maaße, Standpunkte und Behandlungsweisen, einer und derselben Materie in ihren verschiedenen Theilen gegenüber, lassen uns nur zu oft den natürlichen Entwicklungsgang, seine ununterbrochene Continuität, die endlose Kette historischer Ereignisse

nisse verkennen, die sich immer wie Ursache und Wirkung aneinanderreihen.

Weshalb aber mußten jene Reiche des Alterthums schwinden, weshalb konnten die Völker sich nicht für ewige Zeiten ihre Herrschaft über die andern bewahren, weshalb gingen die Zügel der Weltherrschaft von Hand zu Hand, von Volk zu Volk? dürfen wir fragen, wenn wir uns nicht mit der Erklärung begnügen wollen, die uns das Naturgesetz der Vergänglichkeit giebt.

Werden unsere modernen Staaten und Völker auch so schwinden wie jene des Alterthums? fragen ängstliche Seelen, denen aus der Betrachtung der Geschichtsentwicklung die Unbeständigkeit des Bestehenden zum Bewußtsein gelangt ist.

Diese Frage würde den Gegenstand eines selbständigen Werkes zu bilden haben, wollte man sie einer nach allen Seiten hin erschöpfenden Erörterung unterwerfen; aber bei dem Scheiden vom Alterthum, bei dem Eingang in eine ganz neue, ganz andere Phase des Völkerlebens, deren vorläufigen Abschluß die modernen Verhältnisse bilden, ist es wohl am Orte, auch auf sie wenigstens von einzelnen gewichtigen Gesichtspunkten aus einzugehen, weil wir dadurch gleich gewisse fundamentale Unterschiede zwischen den Perioden gewinnen, in die die Menschheitsgeschichte durch die Glanzzeit der Römerherrschaft getheilt, und die nach dem vermeintlichen Datum der Geburt Christi bestimmt werden.

Worauf basirte das Staaten-, das gesammte Culturleben der alten Völker? Zweifellos auf der Kraft des sie constituirenden Stoffs; das Ueberwiegen der physischen Kraft bestimmte die Rangordnung im antiken Völkerleben. Alles Uebrige, die Geistescultur, die Religion dienten nur den Verhältnissen, Institutionen und Idealen, die aus dem Selbst-erhaltungstrieb im Kampf ums Dasein sich entwickelt hatten.

Daß ein Volk vermöge seiner höhern Geistescultur, seiner höhern Religion, Ansehen, Beachtung gefunden hätte, davon zeigen sich keine Spuren. Ein Ausgleich fand bekanntlich nur bei den Griechen oder besser bei den ionischen Athenern statt; sie machten unbewußt das Gleichgewicht zwischen Körper und Geist zur Richtschnur, zum Lebensgesetz und brachten dieses durch die Ausbreitung des Griechenthums in der hellenischen Welt Alexanders zur Geltung. Aber auch sie betrachteten die andern Völker immer als Barbaren, maßen nur sich wahre Bildung bei, fürchteten bei andern Nationen nur die physische Ueberlegenheit. Daß im Völkerverkehr nur die individuellen Interessen gelten, nur die rohe physische Kraft entscheidet, beweist auch das moderne Leben noch; daß der ethische Standpunkt der modernen Völker dabei — theoretisch — im Allgemeinen ein höherer als im Alterthum ist, kommt nicht in Betracht, und ist für die Beziehungen derselben zu einander vollkommen gewichtlos. Die Juden vermochten durch ihren Monotheismus nicht zur Weltherrschaft zu gelangen; wodurch die Griechen sie erwarben, das waren nicht ihre Kunst- und Weisheitsideale, sondern die Muskelkraft der Macedonier.

Stoff und Kraft, die materiellen Interessen, waren die bestimmenden fundamentalen Factoren für das Culturleben des Alterthums.

Alle Völker, alle Staaten bildeten Einzelindividuen, die ihre Existenz auf das eifersüchtigste gegen einander wahrten; die mehr oder weniger scharfe Berührung der einzelnen Willenssphären setzte die betreffenden physischen Kräfte in Bewegung, und diejenige, welche sich als die stärkere erwies, ging als Siegerin aus diesen Kämpfen hervor. Daß die Kraft durch Intelligenz mehr oder weniger geschickt angewandt wurde — ist dabei wieder von geringem Belang,



1. Das Christenthum und die Germanen.

denn im Allgemeinen ergibt sich als Regel der Satz: je roher die Kraft war, desto mehr Aussicht auf Erfolg mußte sie haben. So mußte ein jedes Volk in dem Maße wie es civilisirt wurde, in dem es die Uebung der physischen Kräfte zu Gunsten der psychischen vernachlässigte, sich darauf gefaßt machen, einem andern Volke seine Herrschaft abzutreten.

Nur ein Mittel gab es, sich vor dem Eintritt dieses Ereignisses zu bewahren: die vollständige Abgeschlossenheit andern Völkern gegenüber. So lange Aegypten sich den Fremden feindlich zeigte, fremden Culturfactoren nicht Eingang gewährte, sich nicht um die übrige Welt kümmerte, blieb es der selbständigen, natürlichen und nationalen Entwicklung erhalten, der gleichmäßige Fortschritt seiner Cultur wurde nicht gestört. Die innige Berührung mit fremden, ausländischen Culturelementen und die plötzliche Annahme derselben müssen auf die Völker gerade so ungünstig wirken, wie das unregelmäßige Leben, der plötzliche Wechsel in der Nahrung auf ein Einzelindividuum: der gesammte Organismus wird dadurch in Unordnung gebracht — Unordnung aber ist die Vorläuferin des Untergangs, selbst wenn sie — wie im Culturleben oft — culturell fördernd wirkt. Der Organismus wird dadurch nämlich der Möglichkeit der harmonischen gleichmäßigen Entwicklung beraubt und damit den extremen Schwankungen erhöhter Action und Reaction, größerer Anspannung und Abspannung der physischen und psychischen Kräfte anheimgegeben, ist somit befähigt, Größeres zu leisten, reißt sich aber auch eher auf, als wenn er den regelmäßigen Entwicklungsgang verfolgt, der allerdings die Mittelmäßigkeiten zeugt und bald einen Stillstand herbeiführt. Ein lebendes Beispiel und eine Bestätigung hierfür bieten die Chinesen, die sich durch die lange Reihe von Jahrtausenden Selbständigkeit und ihre alte Cultur bewahrt haben.

Durch die Griechen und Römer war der Gesichtskreis der Völker ein ganz anderer, ein ungleich weiterer geworden, die Ideen des Kosmopolitismus, des Universalismus, die Idee des Weltreichs waren durch die Eroberungszüge der Perser geweckt, durch Alexander zuerst zu verwirklichen gesucht worden und hatten sich unbewußt dem Geist der Menschheit eingepägt, die in der griechisch-römischen Welt aufging. Die ihnen zu Grunde liegende Vorstellung der Einheit des Menschengeschlechts ist nun eine der gewichtigsten Fragen, die das Geistesleben der Welt überhaupt aufzuweisen hat und sie ist es, die auf Jahrtausende hinaus dem gesammten Völkerleben den Stempel aufdrückte, die sich auf alle Verhältnisse, auf die kleinsten Zweige der Cultur erstreckte und die ganze Denk- und Handlungsweise beherrschte; ihre Konsequenzen gehören der ferneren Zukunft an und wir werden sie noch wiederholentlich in den verschiedenartigsten Erscheinungen zu Tage treten sehen.

Die Völker des Alterthums waren, wie gesagt, Einzelwesen, denen die Idee des Aufgehens in der Menschheit nicht kam, denen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit den andern Völkern fern lag, die vielmehr darauf bedacht waren, alle fremden Elemente sorgfältig fernzuhalten. War ihre physische Kraft — die Basis ihrer Leistungsfähigkeit und ihres Staats- und Culturlebens — erschöpft, so stürzten sie zusammen, verschwanden unter der Macht der Sieger.

Die moderne Welt dagegen strebt unbewußt der Verwirklichung der kosmopolitischen Idee entgegen, das Aufgehen der Völker in die Menschheit ist das Ziel; die Fortschritte der einzelnen Völker dürfen der Gesammtheit des Menschengeschlechts nicht mehr vorenthalten werden, und wie von reinen Rassen in den höchst civilisirten Ländern nicht mehr die Rede sein kann, so schleifen sich alle nationalen parti-

cularistischen Züge allmählich ab, und die Nationen treten zu einander in so innige Beziehungen, daß ihre Unterschiede schwinden, daß sie endlich eine Einheit bilden werden, die nur durch geographische Linien und Staatsgrenzen in Theile geschieden werden wird. Wer wollte heute auf den Boulevards von Paris mit unfehlbarer Sicherheit den kosmopolitisch gebildeten Franzosen vom Amerikaner, Italiener, Polen, Griechen zc. unterscheiden. Was uns heute den Engländer, den Deutschen, den Russen, den Spanier zc. als solchen kennlich macht, das sind particularistisch nationale Charakterzüge, und diese schleifen sich im Völkerverkehr und in der dadurch erzeugten Völkermischung von Tag zu Tag mehr ab und verlieren sich gerade so wie die Nationaltrachten, die der französischen Weltuniform weichen.

Ob ein solches Aufgehen und Abschleifen culturell fördernd oder schädigend ist, das ist wieder eine Frage, die eingehende Erörterung erfordern würde und die nicht hierher gehört. Die summarische Antwort, die sich aus der Menschheitsgeschichte ergibt, ist: Steigerung der Leistungsfähigkeit während der Zeit der Amalgamirung; Stillstand, wenn dieses Ziel erreicht ist — also das Schicksal Chinas.

Nehmen wir dazu noch die Satzungen des internationalen Völkerrechts, die im Allgemeinen und in der Theorie hohen Vorstellungen von Humanismus, von Menschenrecht, so dürfen wir sagen, daß mit Ausnahme der rohen, sogenannten wilden Naturvölker, die, aus früher angegebenen Gründen, allerdings bei Berührung mit der Civilisation zum Theil absterben, kein civilisirtes Volk mehr untergehen, sondern nur in der Gesamtheit der Menschheit aufgehen kann. Das ist auch das Loos der Chinesen. Auch sie können sich dem Zug der modernen Zeit nicht mehr entziehen; die Schranken, mit denen sie sich umgeben hatten, die ihnen ihre Selbständig-

keit bewahrten, schwinden, nachdem sie einmal von außen her durchbrochen worden, und die Chinesen werden ebenso wie alle andern Völker in der Menschheit aufgehen. Die Tage des chinesischen Particularismus sind gezählt, wie die des nationalen Particularismus überhaupt.

Ueberwog in Summa im Alterthum die physische Macht, so steht die Menschheit seit jener Zeit, — natürlich nicht seit dem vermeintlichen Geburtstage Christi, sondern seit dem Verfall des Römerreiches und der Bildung neuer Staatsorganismen — unter der Herrschaft einer Idee, und noch mehr, sie hat für anderthalb Jahrtausende den Schwerpunkt ihres Seins auf das psychische Gebiet übergehen lassen.

Griechenland bildete den Uebergang von der Herrschaft der physischen Kraft zur psychischen; es hielt die Waage im Gleichgewicht, das durch das Christenthum zu Gunsten der seelischen Seite wieder schwand. War ferner das Geistesleben der Völker des Alterthums ein nationales, so ist es im Mittelalter und in der Neuzeit ein vorwiegend internationales geworden. Die Geschichte des Geistes dieser Perioden ist eigentlich nichts anderes als die der Idee des Kosmopolitismus, denn der Hauptträger derselben war das Christenthum, und da dieses die europäische Welt beherrschte, so wurde auch die ganze Geistescultur Europas durch diesen Factor beeinflusst.

Mit der Idee des Universalismus entwickelte sich gleichmäßig, gewissermassen als Ausdruck derselben, eine höhere Humanität, die sich in allen Verhältnissen des socialen Lebens aussprach. Besonders war es die stoische Philosophie, die diese neuen Anschauungen zuerst in ein System brachte, und der römische Geist, in so weit er sich auf die altrömische Tugendlehre stützte und nicht im entartenden Epicureismus Befriedigung fand, vertiefte die stoischen Lehren in solcher Weise, daß sie den späteren christlichen sehr ähnlich wurden.

Dieser letztere Umstand wurde Veranlassung, daß man behauptete, Seneca hätte seine Morallehren von Paulus angenommen; zählten doch Tertullian und Hieronymus ihn auch zu den Christen. Eine sorgfältigere Prüfung der in Frage stehenden Schriften und Lehren, eine eingehendere Erforschung der historischen Entwicklung des Epicureismus, Cynismus und Stoicismus, eine objective Betrachtung der Verhältnisse, hauptsächlich der philosophischen, religiösen und sittlichen Anschauungen des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, liefern dagegen den Beweis, daß bei Abfassung der Schriften des neuen Testaments vielmehr in hohem Grade die Lehren der Stoiker, im Besondern Senecas, benutzt worden sind. Auch Epiktet bietet in seinen Morallehren vielen Anhalt zu Vergleichen des Stoicismus mit dem Christenthum.

Die ganze Entwicklung des römischen Staats kam eben der eigenartigen Gestaltung des Zeitgeistes entgegen, war zum Theil sogar eine Folge derselben. Alexander hatte Griechenland mit dem Orient in Berührung gebracht und Alexandria auf Jahrhunderte hinaus zur Herrscherin im Gebiete des Geisteslebens gemacht. Rom brachte durch seine Eroberungen die hellenische Welt mit der occidentalischen in Verbindung, und es wäre ein Irrthum zu glauben, irgend welche bedeutende Thaten und Resultate der psychischen Cultur der verschiedenen Völker seien über dieser Verbindung zu Grunde gegangen. Alexandria war und blieb bis zur Blüte des byzantinischen Reichs das wissenschaftliche, überhaupt literarische und intellectuelle Centrum jener Welt, und dort wurde bewahrt, was die Völker bis dahin an Geistes-schätzen geschaffen hatten, die Werke des Orients wie des Occidents waren in den Bibliotheken vorhanden, wurden übersetzt und der nach allgemeiner Bildung bedürftigen Welt durch Uebertragung ins Griechische zugänglich gemacht.

Unter den Kaisern schwanden die nationalen Unterschiede mehr und mehr, gesellschaftliche Vorurtheile und Schranken fielen darüber; die materielle Cultur im großen römischen Weltreich nahm gleichmäßigen Charakter an, wurde durch die römischen Beamtenheere über alle Provinzen verbreitet. Allerdings müssen wir hier gleich eine Beschränkung hervorheben, die sich in der spätern Zeit noch öfters bemerkbar macht: der Unterschied zwischen der indogermanischen und semitischen Rasse war zu allen Zeiten gleich groß. Diese Rassen stießen sich in ihrem tiefinnersten Wesen so sehr ab, daß eine absolute Verschmelzung der betreffenden materiellen Culturen nicht zu erzielen war. Die Griechen standen den semitischen Völkern näher, sie vermittelten die Verbindungen, die die römische Politik nöthig machte; während das Römerthum sich in celtischen, iberischen, slavischen Ländern vollkommen einbürgerte, konnte es im semitischen Orient und Süden indessen keine organische Verbindung eingehen, und sein Einfluß hinterließ nur mehr äußerliche Spuren, wurde bald verwischt, gerade so wie heute, wo in den mohammedanischen Ländern das semitische Rassenelement sich mit der ihm eigenen Zähigkeit allen Versuchen der Umgestaltung in modern europäischem Sinne feindlich zeigt, wofern es nicht durch Mischung mit vermittelnden ethnischen Elementen dafür zugänglich gemacht worden ist.

Durch die römischen Eroberungen wurden immer neue ethnische Factoren in den Bereich der römischen Machtosphäre gezogen und in Dienst genommen. Da aber unter der bureaukratischen und Militairwirthschaft der Kaiser alle Kräfte willkommen waren, die sich nur irgend verwendbar erwiesen, nicht die Geburt, sondern die persönliche Befähigung oder vielmehr der servile Geist bestimmend waren, so dauerte es nicht lange, bis selbst auf den Cäsarenthron Individuen der

verschiedensten Nationalitäten erhoben wurden, der römische Bürger aufhörte als solcher eine Rolle im Staatsleben zu spielen.

Wie in ethnischer, sozialer und politischer Hinsicht sehen wir nun aber überall die gleiche Nivellirung aller nationalen Elemente vor sich gehen, wodurch der kosmopolitische Zug der Zeit bis an die äußersten Grenzen des Reichs getragen wurde. Natürlich mußte dieser Geist sich am meisten geltend machen in allen Centren des öffentlichen Lebens, in allen Hauptstädten, besonders aber in Alexandria.

Prüfen wir nun die Merkmale des damaligen Zeitgeistes und der vorherrschenden Richtung desselben.

Die literarischen Schätze der einzelnen Völker hatten aufgehört, Spezialbesitz derselben zu sein, sie wurden durch das gelehrte Institut Alexandrias, das Museum, Gemeingut der hellenisch-römischen Welt. Das Museum gab überhaupt den Ton für die intellectuelle Thätigkeit derer an, die im Stande waren, auf diesem Felde zu wirken. Die Zeit war vorüber, da dichterische Werke allgemeinen Anklang fanden. Die höhere Dichtung, die Künste wurden das Privilegium der Reichen und Hochgestellten und fanden in die numerisch so unendlich viel größeren Massen der Völker, in die Schichten der Armen keinen Eingang — denn es gab nur Reiche und Arme, der Mittelstand war unter der Dekonomie des römischen Staats, unter der heillosen Latifundienwirthschaft, dem Steuerpächtersystem und anderen Institutionen des römischen Reiches geschwunden. Die Sittlichkeit war unter der raffinierten Genußsucht, die, von Rom ausgehend, überall Boden fand, ebenfalls verloren gegangen. Das Volk hatte nur an den glänzenden Festen Interesse, mit denen die Reichen, die Statthalter und Beamten Roms seine Gunst erkaufen und den Abgrund bedeckten, an dem

die Gesellschaft stand. Die Literatur, an der die niederen Volksmassen sich ergöhten, mußte der Sittenlosigkeit der Zeit entsprechen. In so weit die geistig Begabten also nicht dem Bedürfnis der privilegierten obersten Stände nachkamen, in dem Sinne dichteten, der bei Hofe gewünscht wurde, konnten sie sich nur den gelehrten Studien zuwenden: Hofdichtung und Gelehrsamkeit also waren die beiden Möglichkeiten, die jene Zeit denen eröffnete, die das Bedürfnis verspürten und die Kraft besaßen, sich auf dem Felde psychischer Cultur zu bethätigen.

Unter den Wissenschaften mußten natürlich in erster Linie alle diejenigen gepflegt werden, die den Anforderungen der Zeit entsprachen, und die reichen Materialien, die besonders der orientalische Geist nach Alexandria geliefert hatte, boten im Verein mit den Resultaten der wissenschaftlichen Thätigkeit der Griechen und Aegypter die herrlichsten Fundamente für einen großartigen Aufschwung. Die Züge Alexanders, die Gründung zahlloser neuer Städte hatten das Ingenieurwesen, die Ausbildung aller exacten Wissenschaften zur Folge gehabt; die Anhäufung ungeheurer Menschenmassen in den Großstädten forderte dringend den Ausbau der Medizin, wozu Aegypten das kostbarste Material hergab. Anatomische Studien waren die natürliche Folge, und die alexandrinischen Herrscher, das Geschlecht der Ptolemäer, wirkte im höchsten Grade segensreich auf den Ausbau aller Wissenschaften, scheute keine Mittel, die der Entwicklung derselben dienen konnten. Die Uebervölkerung in den fruchtbaren Gegenden, die ungeheuren Steuerlasten, die auf den Provinzen Roms lagen, erforderten die Ausbildung aller die Staatsökonomie, Ackerbau, Gewerbe fördernden Wissenschaften. Astronomie und Naturkunde wurden Hülfswissenschaften, die für alle andern unentbehrlich waren; Sprachwissenschaft, Grammatik,

Lexikographie waren zur Verwerthung des von allen Enden der Welt zusammenströmenden Studienmaterials nothwendige Vorbedingung.

Alle diese Wissenschaften dienten zwar der Gesamtheit, beschäftigten aber doch nur kleine Kreise von Interessenten, die überschüssige Masse von Geist, der nach dieser Seite hin nicht verwerthet wurde, strebte nach anderer Bethätigung, allgemeinerem Ausdruck und fand sie in der Wissenschaft, die allen Nationalitäten verständlich und gemein war: in der Philosophie. Doch diese hatte inzwischen noch höhere weltgeschichtliche Bedeutung erhalten.

So weit es nicht staatsgefährlich war, ließen die Römer den unterjochten Völkern gern ihren nationalen Glauben, waren im höchsten Grade tolerant in dieser Hinsicht. Die verschiedenen Religionen der unterworfenen Völker drangen aber natürlich durch die engen Beziehungen Roms zu den Provinzen auch zunächst in die Metropole und die großen Reichsstädte ein, um sich von dort über die Provinzen zu verbreiten. Die Religionen wurden getragen durch die Volksmassen und waren bei ihnen schon vollständig entartet, hatten im Dienste der Massen ihren ursprünglichen Charakter fast bei allen Völkern eingebüßt, waren sämmtlich in Formalismus, glänzendes Ceremoniell versunken und wirkten eben durch diese Aeußerlichkeiten noch insofern auf die Menge ein, als sie sie belustigten. Der Glaube war längst geschwunden, war dem crassesten Aberglauben gewichen, von dem selbst die höchst Gebildeten sich nicht frei machen konnten. Die Bekanntschaft mit fremden Religionen mußte aber auch noch schwächend auf den Glauben des Einzelnen und der Volksindividuen einwirken, denn, welche Götter waren die richtigen — diese Frage mußte sich selbst dem Stumpfsinnigsten aufdrängen, wofern er sich überhaupt noch zu selbständigem Denken auf-

schwingen konnte. Die sinnlichen Reizmittel waren die Kette, die die Massen noch scheinbar an eine Religion banden. In den höheren Gesellschaftsklassen betheiligte man sich wohl an den öffentlichen Cultushandlungen, doch mehr aus staatlichen Rücksichten, persönlichen Interessen und im Hinblick auf praktische Ziele, als aus Frömmigkeit, aus Glauben an die Götter. Religiöser Indifferentismus oder wahrer Atheismus waren bei den Einen an die Stelle eines Glaubens getreten, der nicht mehr zeitgemäß und der durch die Masse der gleichberechtigten Religionen im Zweifel an alle erstickt war. Andere suchten diese Lücke auszufüllen, oder die Skepsis, die sich in ihre Seele eingeschlichen hatte, zu verbannen: durch philosophische Speculationen; die Philosophie sollte den Glauben ersetzen, und alle nur denkbaren Versuche wurden angestellt, zu einem Resultat zu gelangen, das das vom Zweifel gequälte Gemüth befriedigen, der seelischen Haltlosigkeit ein Ende machen, eine neue Lebensbasis schaffen konnte. Dieses Streben, diese Erscheinungen traten aber nicht in Rom allein zu Tage, sondern überall, in allen Ländern, bei allen Völkern, in allen Provinzen, so weit sie nur innerhalb der Grenzen des römischen Weltreichs lagen, und da sie alle mit einander in enger Verbindung standen, war es natürlich, daß auch auf diesem Felde eine Ausgleichung nothwendig wurde, durch die diesen über das ganze Reich verbreiteten unhaltbaren Verhältnissen ein Ende gemacht wurde. Nach einander sehen wir daher eine Reihe von Combinationen entstehen, die alle die gleiche Tendenz hatten: dem qualvollen Ringen nach einem festen Halt ein Ende zu machen.

Und welcher Art mußten diese neuen Philosopheme sein, die auf solche Weise, mit solchen Zwecken und Zielen geschaffen wurden?

Wir sehen den philosophirenden Geist der römischen

Menschheit, der sich gerade so wie alles Andere vollständig erschöpft hatte, zum Anfangspunkt zurückkehren: die Religion hatte die Philosophie erzeugt, jetzt sollte die Philosophie Religion werden; der Schwerpunkt des rationalen Denkens wurde auf das Feld des religiösen Gefühls verlegt. Sehnüchziges gefühlvolles Ringen und verstandesmäßiges Denken bilden aber einen so ungeheuren Gegensatz, daß ihre Verbindung an und für sich schon als ein Unding erscheinen muß, dem die Lebensfähigkeit von vornherein abzusprechen ist, und solche Undinge wurden denn auch und zwar in erstaunlicher Masse erzeugt. Die Lehren Zoroasters, Buddhas, der Brahmanen, der Magier, Pythagoras', Platos, Moses', der ägyptischen Priester, der griechischen Mythen wurden unter einander gemischt, beziehentlich den anerkannten Systemen der griechischen Philosophie aufgefropft.

Gefühl und Verstand, wie gesagt, können sich nicht mit einander verbinden, der eine Faktor wird den andern unfehlbar unterdrücken und mehr oder weniger beherrschen; macht also nicht einer dem andern Concessionen, so ist eine Verschmelzung nicht möglich. Die Richtung der Zeit war nun entschieden eine dem religiösen Gefühlsleben geneigte, dieses mußte daher überwiegen, und der Verstand suchte sich diesem Gewicht gegenüber zu helfen, indem er sich durch Allegorie und Symbolik sein Recht zu wahren bemühte. Die Summe davon mußte die Mystik sein, die sich auf verstandesmäßige Erörterungen stützte, in der That aber im Gebiet des Empfindungslebens wurzelte. Nur durch die Flucht ins Uebernatürliche konnten beide zusammenwirkenden Faktoren zu einer Vereinigung gelangen, damit war denn allen überspannten Speculationen der Spiritisten, Animisten, der Zauberei, dem Aberglauben, der Schwarzkunst, Ahnungen, Vorbedeutungen, Zahlen- und Zeitsymbolik Thür und Thor angelweit geöffnet.

Blickt man in die Philosophien und Glaubenslehren der Sektirer der letzten Jahrzehnte vor und der ersten Jahrhunderte nach Chr., so ist man versucht zu glauben, die Menschheit sei damals von einer schweren Epidemie erfaßt gewesen, die sich auf das Nervensystem geworfen und dasselbe bis zur Unheilbarkeit zerrüttet habe; und wirklich war das Leben jener Zeit nur zu geeignet, derartige Nervenkrankheiten zu erzeugen, die sich in hirnverbrannten Visionen, überspannten Phantasmagorien, Verzückungen, Epilepsie, in den widernatürlichsten Ideen und Institutionen, in den tollsten Verirrungen des Geistes, in Selbstverstümmelung, den Körper vernichtender Askese und ähnlichen Krankheitserscheinungen kundgaben.

Diese Geisteskrankheit war eine so allgemeine, so intensive, daß kaum ein Jahrtausend genügte, ihre Wirkungen zu paralyfieren, wie viel weniger denn aufzuheben; haben sich doch Ueberreste und Folgen jenes trostlosen Zustandes bis heute erhalten, weil derselbe durch seine unendlich lange Dauer beinahe den Werth normaler Natürlichkeit erlangt hatte, so daß seine Symptome von der Kirche sogar als günstige Zeichen betrachtet werden konnten. Geisteskrankheiten sind stets die Folgen körperlicher Zerrüttung oder der Störung des normalen Zustandes eines Organismus; derartige Krankheitserscheinungen im Geistesleben der Menschheit sind daher meist die Nachfolger von Culturblütheperioden, von Zeiten großer Thätigkeit, in denen das Maß des Natürlichen überschritten, die physischen Kräfte über Gebühr angestrengt und verbraucht werden.

Die Richtung des Zeitgeistes entsprach den äußeren Verhältnissen; beide waren aus demselben Boden erwachsen, hatten sich gegenseitig in ihrer Entwicklung bedingt und wirkten zusammen, dem psychischen Leben der damaligen Welt

den Charakter zu verleihen. Dazu kamen noch andere Umstände, die im menschlichen Wesen begründet sind und ebenfalls den Zeitgeist unterstützten. Die niederen Massen waren im höchsten Grade ungebildet, selbst in Alexandria und Athen war im Volke das einstige Verständniß und Interesse für Kunst und Dichtung geschwunden; konnten sich selbst die Gebildetsten nicht vom Dämonismus, in den die Welt versunken war, befreien oder vor ihm bewahren, so wäre es unbillig, dies von den niederen Ständen zu erwarten; überdies ist der Mensch von Natur zum Wunderglauben, zur Gespensterfurcht etc. disponirt, die ihren Grund theils im Unverständniß der natürlichen Ursachen von Naturerscheinungen und in der daraus entstehenden Furcht vor den verborgenen übernatürlichen Kräften, die sie erzeugen, theils in der Neigung zum Uebertreiben haben.

Die gedrückten Verhältnisse, in denen die Sklaven und die niedern Gesellschaftsschichten lebten, erzeugten eine pessimistische Weltanschauung, die die Sehnsucht nach Besserem, die Hoffnung auf einen menschenwürdigeren Zustand hervorrief, und durch die ungeheure Verbreitung der zoroastrischen Religion war auch der Glaube an einen Messias, an Sofios, der kommen würde, um wieder bessere Zustände auf Erden zu schaffen, allgemein geworden. Die Einen sahen in stumpfer Resignation der Zeit seines Erscheinens entgegen, die Andern verzehrten sich in Sehnsucht und Schwärmerei für die Ideale und Traumgebilde, deren Verwirklichung sie herbeiwünschten und in Kürze erwarteten. Fassen wir Alles zusammen, so war der Zug, der durch die ganze römische Menschheit ging, ein überspannt idealistischer. Das irdische Wohl war für die Millionen der Unglücklichen, vom Zweifel Geplagten, eine unerreichbare Chimäre geworden, man flüchtete daher in das Reich der Ideen, suchte dort Ersatz für das, was man in den

irdischen Reichen nicht mehr glaubte finden zu können. Die platonischen und pythagoreischen Philosopheme kamen daher der Stimmung, die die Gesamtheit der Menschheit erfasst hatte, am besten entgegen; die ersten entsprachen dem metaphysischen Idealismus, die andern befriedigten die mystische Tendenz, die sich geltend gemacht hatte.

Im politischen und socialen Leben herrschte der größte Servilismus, Nepotismus, Bestechlichkeit und andere ähnliche Erscheinungen und „Tugenden“ einer entarteten Zeit.

Die Verwirklichung der Reichsidee im römischen Staatsleben erforderte das System der Centralisation, das die Einzelindividuen zu Maschinen und Werkzeugen erniedrigte, die nur nach der bureaukratischen Verwaltungsschablone der Despotie verwandt wurden.

Unter solchen Umständen siechte die Menschheit hin, für sie unmerklich, aber in Wahrheit sehr schnell und nachdrücklich. Um sie vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren, mußten durch und durch gesunde, naturwüchsige Kräfte die Herrschaft der Welt übernehmen, den altersschwachen kranken römischen Staatskörper entlasten. Von den Fundamenten aus mußten die Reiche neu geschaffen werden: dieser Aufgabe unterzogen sich die germanischen Völker; eine neue, dem Zeitgeist entsprechende Religion, ein sicherer moralischer Halt war für die neue Welt nothwendig, und es entstand, durch den Zeitgeist gezeugt: das Christenthum. Seine Entstehung war durch Naturnothwendigkeit geboten; unabhängig von dem Willen einzelner Individuen gab sich der Geist der Menschheit überall im römischen Reiche in gleicher Weise zu erkennen und konnte sich, der Zeitrichtung entsprechend, nur in einer zeitgemäßen Religion würdig offenbaren. Daß dieselbe im kleinen Stamm der Juden zuerst ein Organ fand, war kein Gebot der Noth-

wendigkeit, denn die Bedingungen, unter denen das Christenthum entstand, waren in so fern nicht an Galiläa gebunden, als die Elemente, aus denen es erwuchs, überall da vorhanden waren, wohin sich die jüdisch-hellenische Geistesphäre erstreckte. Eine Religion, die den Bedürfnissen der römischen Welt entsprach, mußte eine einheitliche, monotheistische sein; der Glaube an einen Gott aber war am sichersten erhalten worden bei den Juden und in zweiter Linie bei den stoischen Philosophen, wenn wir uns auf die Völker beschränken, die zum römischen Reiche gehörten; denn eine andere Religion aus dem fernsten Osten hätte zu fremdartiges, nationales Gepräge gehabt, als daß sie sich die griechisch-römische Welt hätte erobern können. Jene orientalischen Religionen waren überdies auch schon alt und daher zum Theil entartet, durch die Hierarchien ihrer natürlichen Einfachheit verlustig gegangen. Die neue Religion mußte international sein, daher mußte sie die universalistische, kosmopolitische Idee aufnehmen, und diese war an den Hellenismus gebunden. Sie konnte nicht aus einem großen Centrum, wie Alexandria, Antiochia hervorgehen, denn dort war nichts mehr von dem unverdorbenen, natürlich-einfachen Volksgeist zu verspüren, der sich noch in Gegenden erhalten hatte, die von der Civilisation entfernt lagen; nicht als ein Product großer Gelehrsamkeit, als ein Ergebnis intensiven Philosophirens konnte sie Aussicht auf Erfolg haben und praktische Resultate erzielen, sondern in dem kindlich reinen, ja naiven Gemüth eines unverdorbenen echten Menschen, eines seinen Mitgeschöpfen gegenüber mitleidigen Humanisten mußte sie wurzeln, und durfte nicht über das Verständniß der großen Volksmassen hinausgehen, für die sie ein Bedürfniß war und an die sie sich richtete; gleichzeitig aber durfte sie, um den Interessen der verschiedenen Nationen zu genügen, nicht einseitig national

sein, sondern mußte kosmopolitischen, internationalen Charakter haben und dem idealistischen Zuge der Zeit Rechnung tragen.

Das Christenthum war somit eine That, eine Schöpfung des Weltgeistes, war die Consequenz, die sich aus den Zeitverhältnissen ergab. So hatte es denn auch seine Geschichte und entwickelte sich naturgemäß aus den verschiedenartigsten Elementen, die seinen Boden bildeten, wurde nicht als vollkommen fertiger Organismus in die Welt gesetzt, sondern war ebenso wie alle andere Wandlungen unterworfen, und es erscheint nothwendig, kurz auf die Entstehung dieser neuen, dieser zweiten Weltreligion einzugehen.

Wir wissen, wie der Aufenthalt in Babylon auf die Juden gewirkt hatte, daß sie hauptsächlich zahlreiche Elemente der zoroastrischen Lehre in ihre Religion aufgenommen hatten. In ihrer Abwesenheit hatten sich auf dem Schauplatz ihres früheren Lebens Mischvölker gebildet, mit denen sie sich in Einvernehmen setzen mußten, mit denen sie sich dann auch mehr oder weniger vermischten.

Danach wurde Judäa der Kampfplatz für Perser und Aegypter, später der der Nachfolger Alexanders, besonders der Seleuciden mit den Ptolomäern, und die Schaar der orthodoxen Juden wurde durch Accomodationen aller Art, durch Auswanderungen nach Aegypten, durch Zerstreung über die Nachbarländer nicht viel größer als zur Zeit der Rückkehr aus Babylon, ja, der Mosaismus gerieth in Gefahr, unter dem Einfluß fremder Culturen, besonders der griechischen, ganz zu verschwinden. Doch das Erbtheil der Väter, das letzte Kennzeichen des Volkes Gottes: der Monotheismus, wurde trotz aller traurigen Schicksalsfälle, trotz der oftmals harten Knechtung bewahrt, und zwar war es die Sekte der Chassidim oder Essäer, wie sie später hießen, die den alten

Glauben im Volke zu erhalten bemüht war. Im Uebrigen zerfiel das letztere in mehrere große Parteien, die sich gegenseitig bekämpften, und unter denen die Pharisäer und die Sadducäer die bedeutendsten waren. Die ersteren bildeten gewissermaßen die Volkspartei; ihnen schloß sich die Masse des Volkes an, und zwar vertraten sie die conservative nationale partikularistische Richtung, während die Sadducäer ihren Anhang in den höheren Klassen hatten und gewissermaßen als Adelpartei gelten können; sie rechneten mit den bestehenden Verhältnissen, huldigten liberalen, modernen Anschauungen, hingen überhaupt den Neuerungen an, inclinirten zum Hellenismus, leugneten daher auch viele Glaubenssätze der jüdischen Orthodorie und schlossen sich gern den griechischen Philosophenschulen an, waren demnach die Vermittler zwischen Judenthum und Hellenismus.

Die Essener oder Essäer wichen von diesen großen politischen Parteien sehr wesentlich ab, hauptsächlich in so fern, als sie einen geschlossenen Orden bildeten, nach strengen, asketischen Regeln lebten. Diese Vereinigung war ungefähr um 150 v. Chr. entstanden, und ihr gehörten in den letzten Jahrzehnten vor Christus viele Tausende an, die eine besondere Gemeinschaft im Staate bildeten, ehelos lebten, communistische Verfassung eingeführt hatten, eigene Gerichtsbarkeit und Verwaltung, einen eigenen Priesterstand besaßen, den Eid verwarfen mit Ausnahme dessen, den sie bei ihrem Eintritt in den Orden leisteten, Einfachheit und Reinheit zu Lebensgesetzen machten, sich nur in weiße Leinwand kleideten, in vollständiger Zurückgezogenheit in den Wüsteneien am todtten Meer und nur vegetarisch lebten, sich der Tödtung der Thiere und der Opfer enthielten — im Uebrigen aber streng am Judenthum festhielten. Ob und in wie weit hier buddhistische und zoroastrische Einflüsse sich geltend machten,

dürfte schwer zu bestimmen sein; ihre Lehren weisen manche den Religionen des ferneren Ostens verwandte Anschauungen auf; vielleicht aber stand dieser Orden auch nur unter dem Einfluß des Pythagoreismus. — Zur Mystik und zur Askese neigten damals schon, wie gesagt, alle Religionen und Philosophien; die überspannten Theosopheme wurden durch die allgemeine Geistesrichtung getragen, und wir müssen daher in der Untersuchung über den Ursprung verwandter Züge in den verschiedenen Glaubenslehren jener Zeit sehr vorsichtig sein; andererseits waren der Buddhismus und der Parsismus freilich überallhin verbreitet.

Unabhängig von den Essäern waren die Therapeuten, die ihren Hauptsitz bei Alexandria hatten, dort als Einsiedler und ebenfalls ehelos lebten.

Der schwere Druck, unter dem die Juden im Allgemeinen litten, die Unfähigkeit, ihre Nation zur Geltung zu bringen, die staatliche Unabhängigkeit zu erlangen, ließen besonders den Glauben an den Messias sich kräftig entwickeln, und die Folge davon war, daß nach einander eine Reihe von Individuen sich erhoben, die sich für den Messias hielten oder für ihn ausgaben. Zu den Männern, die vom Volk für ihn gehalten wurden, gehörte auch Johannes der Täufer, ein Asket, der Dank dem hohen Ansehen, das er genoß, und der kühnen Sprache seiner Predigten endlich sein Leben einbüßte. Die Ueberzeugung, daß ein Messias aus dem Hause Davids den unterdrückten Juden wieder in einem neuen Reiche Selbständigkeit verschaffen würde, war so tief gewurzelt, daß das Auftreten solcher Messiasen nichts ungewöhnliches war. So war denn auch der Boden vorbereitet, auf dem Christus fußen konnte.

Ueber das Leben dieses Mannes sind wir nur traditionell unterrichtet, denn kein zeitgenössischer Schriftsteller erwähnt

feiner; seiner Bedeutung wurde man sich erst bewußt, nachdem er gestorben war; erst durch seinen unschuldig erlittenen Tod lenkte er die Blicke größerer Kreise auf sich, denn, da so viele Messiasse sich als falsch erwiesen hatten, blieb der Glaube an neu auftretende meist auf die niedern Volksmassen beschränkt, die unter den bestehenden Verhältnissen am meisten litten. Nach Christi Tode wurde es freilich wiederum nothwendig, seine Thaten und Worte mit einer Glorie zu umgeben, die dieselben über das Maß des Gewöhnlichen weit hinaus erhob und nachträglich den Glauben an die göttliche Sendung des Verstorbenen in den großen Volksmassen befestigte, was besonders durch Legenden aller Art, durch Erzählungen von Wunderthaten geschah, wie sie für den Glauben des ungebildeten Volkes nothwendig waren und wie sie von jedem Religionsstifter, von den Mystikern, Symbolikern, von Pythagoras und andern Philosophen berichtet wurden, die durch Stiftung großartiger Institutionen das Auge der Nationen auf sich gelenkt hatten.

Die Evangelien sind, wie längst erwiesen, keinesfalls zu Christi Lebzeiten oder bald nach seinem Tode geschrieben; ihre Abfassungszeit ist aber natürlich nicht mehr genau zu ermitteln, und so ist die heutige Wissenschaft darauf angewiesen, auf Grund einer sorgfältigen Kritik die wahren Lehren Christi aus dem neuen Testament zu abstrahiren, so gut dies bei der abweichenden Wiedergabe derselben in den verschiedenen zugänglichen Schriften heute noch möglich ist. Die Frage der Existenz Christi dürfte wohl zu bejahen sein, denn die Schriften des neuen Testaments entstanden nicht so viel später, daß man es hätte wagen dürfen, die Entstehungsgeschichte der neuen Lehre auf eine durchaus nur erdichtete mythische Gestalt niederzuschlagen. Wie es im übrigen Reiche von Seiten der cynischen und stoischen Wanderphilosophen

geschah, so wurde auch in Palästina dem Zeitgeist in national jüdischem Sinne Rechnung getragen, der erstarrten orthodoxen Lehre eine einfache verständliche Morallehre entgegengesetzt und dem Volke gepredigt. Weshalb sollte auch der Mann, der es wagte, den Kampf gegen den veralteten Glauben aufzunehmen, ihn zeitgemäß zu reformiren, nicht den allgemein verbreiteten und beliebten Namen Jesus getragen haben und der Sohn eines Zimmermanns gewesen sein? — konnte der Begründer einer volksthümlichen Religion doch nur den niedern Schichten des Volks angehören. Ein Gelehrter, ein Philosoph der alexandrinischen Schule hätte diese, eben nur durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit wirkungsvollen und großartigen Lehren Christi nicht in solcher Weise vorgetragen, und sollten sie auf die Massen einwirken, konnten sie eben nur wieder auf dem Niveau des wenig entwickelten Volksgeistes stehen. Nach den Evangelien waren denn auch die Jünger Jesu Männer aus dem Volke und zwar vorwiegend Fischer.

Was Christus lehrte, war nicht neu und zum Theil schon ungefähr 50 Jahre früher von Rabbi Hillel gelehrt worden; war doch auch Hillel ein echter Humanist, ein leutseliger Menschenfreund gewesen und hatte das Gebot der Nächstenliebe aufgestellt, die stets von allen Humanisten — und zwar selbständig, ohne von einander beeinflusst zu sein — gepredigt worden ist und besonders in Buddha den wärmsten Fürsprecher gefunden hatte.

Also nicht was Christus lehrte, sondern wie er es lehrte, das war es, wodurch er den Grund zu der neuen Weltreligion legte. Wie Buddha stellte auch er sich auf die Stufe der Niedrigsten seines Volkes, um Allen verständlich sein zu können. In einfachen schlichten Worten, in leicht begreiflichen Parabeln trug er die Grundsätze wahrer Moral vor, predigte er die Rückkehr zu natürlichen Verhältnissen,

das Aufgeben alles dessen, was den sittlichen Werth des Menschen erniedrigt: der Heuchelei, Lüge, Frömmelei, des Scheincultus, leeren Formalismus — Alles verwarf er, nicht um Beschränkungen aufzuerlegen, sondern zu befreien. Wer sich ihm anschloß, brauchte nur Mensch zu sein, brauchte nur den reblichen Willen zu haben, den sittlichen Kern seines Selbst von allen Schladen zu reinigen, den Gott in sich sprechen zu lassen; dazu bedurfte es keiner großen Opfer, keines glänzenden, die Sinne bestechenden Ceremoniells, sondern nur einer reinen Seele. Doch blieb Jesus im Uebrigen immer auf der Basis des Judenthums stehen, was er erstrebte, war nur, die Lehre der Väter wieder zu reinigen, er war weit davon entfernt, eine Weltreligion schaffen zu wollen. Er stand dem Weltgetriebe auch zu fern, um die Forderung des Menschengewisses ganz erfassen zu können, er wollte nur den gesunkenen Mosaismus heben, das Reich Gottes begründen, indem er den Menschen frei machte von jedem äußern Druck, von allen unnatürlichen Schranken, die der Verkehr der Menschen unter einander geschaffen hatte, indem er ihn zu sich selbst zurückführte und zur Selbsterkenntniß brachte. Wenn das Gottesreich auf Erden nicht zu errichten war, so sollte es wenigstens jeder in seiner Seele besitzen: die Menschen, die Kinder Gottes, sollten sich als solche fühlen und frei sein, selbst wenn die alte staatliche Selbständigkeit nicht wieder zu erlangen war.

Indem aber Christus eine Reinigung des nationalen Glaubens anstrebte, mußte er nothwendiger Weise in Conflict kommen mit den Strenggläubigen, die am Ceremoniell und am Buchstaben der Gesetze hingen, die im Laufe der Zeiten entstanden waren. Daher wurde Jesus denn auch von den Juden verleugnet, nicht für den Messias gehalten; darum mußte er ihrem Haß zum Opfer fallen und es seinen An-

hängern überlassen, das Werk fortzusetzen, das er begonnen hatte. Denn seine Religion konnte der römischen Welt noch nicht genügen; waren auch die Morallehren auf das echt menschliche und natürliche gebaut, waren sie auch Jedem verständlich, so trug doch die ganze Glaubenslehre noch den jüdischen Charakter an sich. Sie mußte sich mit der zeitgemäßen römisch-hellenistischen Weltanschauung verbinden, um Weltreligion, eben das zu werden, was wir mit Christenthum bezeichnen. Paulus, der Christus nie gesehen hatte, war es, der diese Aufgabe auf sich nahm und den Judenchristen die Heidenchristen gegenüberstellte, die die Begründer der Kirche wurden. Dadurch wurde von vorn herein eine Spaltung erzeugt, die nie beseitigt werden konnte, den Sieg aber trug das Paulinische Christenthum davon. Paulus bildete die Lehre von der Trinität aus, wobei er sich besonders auf die Lehren der Stoiker, vorzüglich Senecas stützte; er führte seine Anhänger über die engen Grenzen des Nationalen hinaus, setzte den Menschen an die Stelle des Bürgers, die hellenisch-römische Menschheitsreligion an die Stelle der Völkerreligionen. In der Idee des Paulinischen Christenthums erreichte der religiöse Geist der Menschheit den höchsten Grad seiner Entwicklungsfähigkeit. Allerdings war die Trinitätslehre Ursache, daß der Monotheismus in dem Maße, wie die einfache Morallehre zur Cultusreligion wurde, sich in den Polytheismus auflöste, der die Mittlerrolle des Logos der Jungfrau Maria übertrug und damit den Schaaren der Heiligen die Thür zur Göttlichkeit eröffnete. Die Folge davon war, daß die Religion überhaupt anthropomorphen Charakter annahm, wozu übrigens durch die Auffassung der Gottessohnschaft und Göttlichkeit Jesu von seiten der Ungebildeten unter den Bischöfen und deren Schaaren ebenfalls ein Anstoß gegeben war. Der Mensch ist eben zu sehr von

den Sinnen abhängig, als daß er leicht dahin gelangen könnte, die Vorstellung einer Individualität von der Persönlichkeit und Körperlichkeit zu trennen, sie durchaus körperlos zu denken.

Doch nicht blos aus jüdischen und hellenischen Elementen und aus den Lehren der Stoiker und Cyniker wuchs das Christenthum zusammen, viele seiner charakteristischen Lehren, viele Grundlagen seiner Ethik waren persisch und hatten zum Theil in Rabbi Hillel ihren Verkünder gefunden, soweit sie nicht durch die Propheten und durch die rabbinischen Schriften dem Judenthume schon früher eingetmpft worden waren. Hillel darf überhaupt als der Begründer der reformatorischen Bestrebungen im Judenthume gelten, während sein Nachfolger Schammai die Orthodogie mit voller Kraft vertrat.

Wodurch sich das Christenthum vor allen andern damaligen Religionen auszeichnete, was der Folgezeit überhaupt ihren Charakter verlieh, war die Betonung der Ethik. Christus that damit, was Socrates und was Buddha gethan hatten. Dadurch wurde das Uebergewicht auf die psychische Seite des menschlichen Lebens gelegt, wie auch die ganze Lehre des allmählich wachsenden Christenthums idealistisch war, denn, absehend von dem Irdischen, wurde das Jenseits, das Leben nach dem Tode, als das Ziel der menschlichen Existenz betrachtet: der Tod somit zum Beherrscher und Regulator des Lebens gemacht. Dadurch wurde die Weltflucht, die Askese, die Todesbegeisterung erzeugt, die die ersten Perioden der Geschichte des Christenthums hinlänglich kennzeichnen. Hatte diese Art von Idealismus und Schwärmerei ihre Vorzüge, so hafteten ihr doch auch alle Symptome der damaligen Geistesverfassung an, und es entwickelten sich zu jener Zeit die Keime für viele Erscheinungen und Institutionen, die

später schädigend auf die Ausbildung des Christenthums einwirkten, hauptsächlich das Culturleben sehr hemmend beeinflussten.

Die eigentliche Lehre Jesu diente dem Judenthume der Apostel Petrus und Jacobus als Grundlage; durch das Evangelium Johannis wurde die Logoslehre der hellenisch-jüdischen Philosophie in den Bereich des Christenthums gezogen, durch welche Gott als Logos, als Wort, Weisheit, als der heilige Geist, der Vermittler zwischen dem transcendenten und dem immanenten Gott zu erklären versucht wurde, und so mit den beiden letztern Begriffen zusammen den der Dreieinigkeit bildete. Das Johanneische Christenthum verirrte sich dann in eine überspannte Mystik und erhielt sich nur in verschiedenen orientalischen Secten. Durch Paulus wurde das kosmopolitische Ideal der damaligen Welt und der humanistische Zug des Griechenthums mit der christlichen Lehre vereint, seine Lehren hoben die nationalen Unterschiede ebenso auf, wie es die römische Staatsraison gethan hatte, machten das Individuum frei und unabhängig, erkannten keine gesellschaftlichen Schranken an, waren durchaus demokratisch und humanistisch, und dienten den niedern Massen als intellectuelles Schutzmittel gegen den schweren Druck, der von den höhern Klassen auf sie ausgeübt wurde. Christus war in seinem Idealismus so weit gegangen, eine communistische Verfassung für möglich zu halten; die Einführung derselben in Jerusalem erwies sich jedoch bald als ebenso unthunlich und schädigend wie die Verwirklichung ähnlicher Probleme Buddhas. Dem niedern Volk aber mußte die Aufstellung solcher Grundsätze, die Aufhebung der gesellschaftlichen Privilegien, Schranken und Unterschiede willkommen sein, da es sich dadurch in den Genuß allgemeiner Menschenrechte eingesetzt sah. Es ist leicht begreiflich, daß derartige Ideen bei den ungebildeten

Massen der Christengemeinden manche Inconvenienzen nach sich zogen, die durch ihre Gemeingefährlichkeit das Einschreiten der im Allgemeinen höchst toleranten Reichsbehörden im Interesse des Staats herbeiführten und den Christen manche blutige Verfolgungen eintrugen.

Das Einbringen dieser neuen Religion in die absterbende römische Welt brachte daher wieder Bewegung in das stagnirende Geistesleben, indem sie die wenigen denkenden Geister, die überhaupt vorhanden waren, zum Kampfe für und wider anspornte. Freilich wurde der Charakter des damaligen Zeitgeistes, wie wir ihn kennen gelernt haben, nicht umgestaltet; die idealistische Richtung der auf reine Moralsätze gegründeten abstracten Religionslehre, deren Object eine absolut unbekannte schwer vorstellbare Welt war, trug vielmehr im Gegentheil viel dazu bei, die Gehirnnerven der Freunde und Feinde in noch größere Spannung zu bringen. Die Kämpfe der letzten griechisch-römischen Philosophen mit den christlichen Kirchenvätern, die Anstrengungen, die jene machten, das Christenthum aus dem Felde zu schlagen und es durch eine neue Philosophie zu ersetzen, die Bemühungen der christlichen Denker, die sogenannten heidnischen d. h. griechisch-römischen Philosopheme mit den Lehren Christi in Uebereinstimmung zu bringen, waren natürlich auch wieder nur durch überspannte Allegorese, Mysticismus und alle verwandten Schmarotzer der Philosophie und Theologie möglich, und die Combinationen, die aus diesen vielfältigen Versuchen entstanden, zeigen alle unter einander ähnlichen Charakter.

Durch den jüdischen Philosophen Philo (c. 30—20 v. Chr. bis c. 45 n. Chr.) war das Judenthum und Griechenthum zuerst in Verbindung gebracht worden, und wenn er auch nicht so weit ging wie andere jüdische Gelehrte, durch untergeschobene gefälschte Schriften nachzuweisen, daß die grie-

christlichen Dichter und Denker, frühesten Zeiten selbst, aus den Lehren Moses und der Bibel ihre erhabenen Philosopheme geschöpft hatten, so nahm er im Princip doch auch an, daß das Judenthum die Grundlage der griechischen Civilisation gewesen war. Doch verschmähte er darum nicht, sich den Speculationen Platons anzuschließen, und er kann füglich zu den Neuplatonikern gerechnet werden. Seine reinen Seelen entsprechen vollkommen den Platonischen „Ideen“; sie sind ewig und bilden einen Theil des göttlichen Wesens, dessen Diener sie sind, und die sich somit mit dem jüdischen „Engel“-Begriff decken. Er bildete auch die Lehre vom Logos aus, und nahm in sein System überhaupt Elemente der verschiedensten griechischen Philosophien auf. Die mosaischen Schriften hielt er für unfehlbare göttliche Offenbarung und für den Quell alles Wissens, verhielt sich daher der alexandrinischen Naturforschung gegenüber negirend und verachtend, den Weg zur Gotteserkenntniß sah er natürlich in der Ekstase.

Der Neuplatonismus, dessen hauptsächlichste Vertreter Plotinus (205—270 n. Chr.), Porphyrius (c. 250), Iamblichus (c. 300), Proclus (c. 450) waren, und der Neupythagoreismus waren die letzten Versuche, die der Geist der Hellenen machte, die neue Religion zu besiegen. Zur Charakteristik mögen die theologischen Principien der Neuplatoniker dienen, die wir im Folgenden andeuten:

Das Urwesen — Gott — ist ewig und eins, ohne Denken und Wollen, Energie und Leben; frei von aller Wesenheit, Bestimmtheit, etwas Unvergleichliches und Undenkbares; absolute Einfachheit. Aus diesem Ureinen emanirt sein Abbild: die Weltvernunft; aus dieser wieder die Weltseele, die die Materie gestaltet.

Die Einzelseelen, ebenfalls Vermittler zwischen Vernunft und Sinneswelt, haben Zusammenhang mit der Ideenwelt

und sind, nur höherem Zwang folgend, in die Körperwelt hinabgestiegen, um den Menschen seinem Zweck entgegenzuführen. Dieser aber besteht in der Erkenntniß des Ureinen und letztere ist nur im Zustande der Ekstase, der absoluten Tödtung der Sinne, der Trennung vom Körperlichen möglich. Indem die menschliche Vernunft durch die Seele ihr Urbild „sah“, wird sie zur Erkenntniß des absolut Wahren, Guten, Vollkommenen u. gebracht. Diese direkte Offenbarung des Göttlichen, dieses vollständige Aufgehen in einem hypostasirten Mysticismus, der natürlich das selbstbewusste Denken von vorn herein negirt, hat nichts mehr mit verstandesmäßigem Philosophiren zu thun und diese Momente bezeichnen daher den Tod des philosophirenden Geistes.

Ähnliche Charakterzüge finden wir nun eben überall, in den schwärmerischen Ideen der Gnostiker, in denen Christenthum und Hellenismus sich vereinten; in den weniger überspannten der Manichäer, die die Lehren Zoroasters mit denen Christi zu einer Einheit verknüpften; in der Kabbala der Juden u. s. f. Der vollständige Bruch mit der selbstthätigen empirischen und rationalen Erkenntniß ist ihnen allen eigen. Da der Schwerpunkt derartiger Erzeugnisse des menschlichen Geistes auf dem Gebiete des Mysticismus lag, und dieser sich stets auf Wunder und Zauberei stützen mußte, so war es natürlich, daß auch die Träger und Begründer neuer Lehren und andere zu ihnen in Beziehung stehende Individuen zu göttlich Erleuchteten, zu Wunderthätern und dergleichen gemacht wurden, und man überbot sich gegenseitig in der Häufung und Dichtung entsprechender Legenden. So erstand in Apollonius von Tyana z. B. ein Concurrent des Heilands, ihm wurden eben solche Wunderthaten zugeschrieben wie Jesus, Mani, Pythagoras und Andern, seine Lebensschicksale mit denen Christi übereinstimmend geschildert. —

Der Mangel an schriftlicher Hinterlassenschaft Jesu bot der Erklärung seiner Lehren und in Folge dessen der Ausbildung des Sektenwesens unendlichen Spielraum, und da die vier von der Kirche später anerkannten Evangelien — denn es entstand außer diesen eine große Reihe von andern — schon in der Darstellung der Lehren wesentlich von einander abweichen, so war der Streit schon mit dem Christenthum geboren, und es ist eine Erfahrung, daß Glaubensdifferenzen nur selten zu einem endgültigen, befriedigenden Abschluß gelangen. Eine jede Sekte glaubte, der wahren Offenbarung allein theilhaftig geworden zu sein; da die Offenbarung aber als von Gott ausgehend unfehlbar sein mußte, so durfte natürlich keine Gemeinde einer anderen nachgeben, das waren die Leiter derselben sich und ihrem Gotte schuldig. Eine jede Sekte wollte in ihrer Nächstenliebe dann die ganze Welt dieser unfehlbaren wahren Erkenntniß theilhaftig werden lassen, und so gingen die Wort- und Federkämpfe, die sich um Streitfragen erhoben, deren Aufstellung uns heute unbegreiflich erscheint und eben nur durch den damaligen krankhaften Geisteszustand erklärlich ist, bald in die furchtbarsten Schwertkämpfe über, in Kriege — z. B. zwischen Arianern und Athanasianern, Donatisten und Katholiken — die an Gräuelszenen nur durch das Wüthen der Inquisition und der spanischen Eroberer in Amerika übertroffen wurden. Die Christenverfolgungen von seiten der Heiden waren, nach allen historischen und glaubwürdigen Nachrichten, nicht annähernd so blutig als die Kämpfe der von wahnsinnigem Fanatismus erfaßten Christensekten gegen einander, als die Kreuzzüge gegen die Abgötzen und ähnliche Unternehmungen der Kirche gegen die Ketzer und Heiden. Von dem Grundsaß der Nächsten-, besonders der Feindesliebe war binnen Kurzem nichts mehr zu verspüren, sie wurde ein theoretischer Begriff, der in den Predigten zur Anwen-

dung gelangte, in der Praxis des Lebens aber bis auf den heutigen Tag nur ganz ausnahmsweise verkörpert und realisiert wird.

Neben theoretischen Prinzipienfragen wurde indessen bald die praktische Existenzfrage ein die Entwicklung des Christenthums in hohem Grade beeinflussender Motor. Eine kultuslose einfache Religion ohne Priester, wie Christus sie wollte, war bei den zahllosen einander bekämpfenden gegensätzlichen Anschauungen, war in Anbetracht des Zeitgeistes, der gesteigerten Anforderungen an das Leben, der Nothwendigkeit, die Massen durch Sinnenreize zu fesseln, eine Idee, die ebenfalls nicht zu verwirklichen war. Die Concilien schufen keine Einheit, sondern beförderten den Kampf der Gegensätze, zeugten Unterschiede im Rang der Cleriker, brachten Ungleichheit in die Gemeinden, und die Existenzfrage zog Existenzkämpfe der Sekten nach sich. Die Gleichheit der Menschen, die Armut schwanden, orientalische Culte wurden angenommen, ein glänzendes Ceremoniell sollte die Massen anlocken und fesseln, neue Feste gingen aus den Accomodationen des Christenthums an die heidnischen Religionen hervor; so wurde z. B. das persische Mithraefest, das den Geburtstag der Sonne am 25. December feierte, zur christlichen Weihnacht umgestaltet. Die verschiedenen Sekten und Gemeinden mußten in der Aufbietung von Zugmitteln, wodurch die Massen dem neuen Glauben zugeführt wurden, wetteifern; dadurch wurden ungeheure Geldsummen und große Priesterheere nothwendig — und die demokratisch-republikanische, ja communistische Verfassung der ersten Christengemeinden ging über in eine Hierarchie, in der die Despotie, der raffinierteste Luxus, die Genußsucht zur Herrschaft gelangten. Die Kirche wurde Staatsinstitut und das Bisthum Rom maßte sich, in Erkenntniß der kosmopolitischen Grundlagen ihrer Lehren, die Weltherrschaft an, welche die Stadt bis dahin im

politischen Leben beseffen, betrachtete sich als deren weltliche Erbin und verfiel dadurch allmählich gerade in dieselben Fehler, die Rom zum Sturz gebracht hatten. Nun galt es für die katholische Kirche, die Macht, die sie einmal usurpirt hatte, zu bewahren und alle nur denkbaren Mittel aufzubieten, um Alles niederzukämpfen, was sie im Genuß ihrer Herrschaft stören konnte. Hatte Rom die Welt durch sein Schwert in Schranken gehalten, so bannte die Kirche den Geist der Welt, ließ ihm nicht die Freiheit, die er zu selbständiger Fortentwicklung brauchte und zwang ihn für ein Jahrtausend zur Unthätigkeit oder zur Eirkelbewegung innerhalb der engen Grenzen, die sie ihm zog.

Es ist bekannt, wie unter der Ausbreitung der Kirche die Cultur des Alterthums, besonders die wissenschaftliche, zu leiden hatte; was die fanatisirten, ungebildeten Christenschaaren in ihrer Verständnißlosigkeit der Lehren Christi sündigten; freilich waren diese letzteren längst unter dem Wust der Dogmen der Kirchenlehrer aller Sekten so weit geschwunden, daß sie kaum mehr kenntlich waren. Für Volksbildung wurde in den dunkeln Zeiten, die nun über die Welt hereinbrachen, nicht gesorgt, das Volk vielmehr systematisch in der Unwissenheit erhalten, von der Gregor I. sagte, sie sei die Mutter der Frömmigkeit. Die Culturleistungen der Griechen und Römer waren die Basis, auf der das Christenthum fußen mußte. Der Dank, den es dem Alterthum dafür zollte, als es zur Macht gelangte, war schmäählich genug; seine Gegner, die Araber, mußten sich der verwaisten Wissenschaften annehmen, damit sie der Nachwelt erhalten blieben, als Grundlage zum Fortschritt dienen konnten. Daß das „Wissen“ dem Glauben gefährlich sein mußte unter den damaligen Verhältnissen, das beweisen die Versuche, die unermüdlich von Katharern und andern Sekten angestellt wurden, das im

Formalismus und in der Verweltlichung untergehende Christenthum zu reinigen und wieder auf die Basis der ursprünglichen Verfassung zu stellen, die Lehren von Christus-Paulus wieder zur Geltung zu bringen. Die Ketzerei, die reformatorischen Bewegungen begannen daher nicht mit den Albigensern und Waldensern, sondern mit dem Augenblick, da eine Sekte die Macht usurpirte und sich zur allgemeinen herrschenden Kirche aufwarf.

Natürlich bildete sich unter den Zeitverhältnissen auch die Dämonenlehre in allen ihren Zweigen außerordentlich aus, ja sie entwickelte sich kräftiger als je zuvor durch den Umstand, daß die sogenannten heidnischen Religionen als Verirrungen des menschlichen Geistes, als Erzeugnisse des Geistes des Bösen, daß die Götter des Alterthums als Dämonen, Geister, Teufel gebrandmarkt wurden. Der Aberglaube gelangte daher zu unumschränkter Herrschaft und überwucherte zum Theil den Glauben.

Das Mönchswesen, das durch Anton von Aegypten begründet worden war und dem Zeitgeist vollkommen entsprach, wurde ebenfalls ein sehr gewichtiger Culturfactor, der einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der mittelalterlichen Verhältnisse ausübte.

Die Künste und die schöne Literatur des wachsenden Christenthums und der Kirche mußten ihre Formen dem Alterthum entlehnen und nahmen erst in Folge der Verbindung der Antike mit der Allegorie und Symbolik eine eigenthümliche Färbung an. Unter den Dichtungen, die in den ersten Zeiten des Christenthums entstanden, waren die bedeutendsten die Kirchenlieder; was sonst an Poesien geschaffen wurde, zeigt, daß der Geist orthodoxer Anduldsamkeit, der die Kirche und das ganze Culturleben beherrschte, jede Spur von selbständigem Denken und Dichten ersücht hatte, daß von einem gei-

stigen und künstlerischen Aufschwung keine Rede war. Die Verse Homers und der Tragödiendichter wurden zu wunderbaren Machwerken verwandt, in denen man Christus, seine Jünger, die Märtyrer u. verherrlichte. Auch die Lieblingsform der spätrömischen Zeit, der Roman, wurde cultivirt und für Legendenstoffe verwerthet, die an Fabeleien und Wundergeschichten beinahe Alles übertreffen, was der Geist der Menschheit durch das Medium kranker Gehirnsubstanzen geleistet hat. Aber auch auf diesem Felde wagten die Dichter nichts Selbständiges zu schaffen, oder vermochten es vielmehr nicht, denn die meisten derartigen Schöpfungen tragen das Gepräge orientalischer Märchen. Man nahm eben nicht nur die fremden Formen an, sondern war in Folge der durch den erstarrten Glauben erzeugten Leistungsunfähigkeit des Geistes auch gezwungen, selbst fremde Stoffe zu benutzen und sie nur in christlichem Sinne, unter Einsetzung christlicher Selben an Stelle heidnischer und an Stelle der Götter zu bearbeiten.

Die geistig Bedeutenden unter den Clerikern verwandten ihre Fähigkeiten auf die Abfassung von theologischen, theosophischen und philosophischen Werken, von Commentaren und Paraphrasen der canonischen heiligen Schriften und haben als Kirchenväter die griechische und römische Literatur abgeschlossen.

Das Christenthum bildete fortan die Seele der Welt, die sich aus dem zusammenstürzenden römischen Reiche entwickelte; die physischen Grundlagen derselben stellten die germanischen Völker her, die das entartete Römertum vollständig der Versehung preisgaben und statt der absterbenden alten neue Kräfte lieferten.

Der mittelländischen Rasse und im Besondern dem indogermanischen Völkerzweige angehörend, hatte der große

Stamm der Germanen mächtige Länderstrecken Europas eingenommen und entwickelte sich dort der Natur derselben entsprechend und unter den Einflüssen fremder angrenzender Stämme. Dem Zusammenleben abgeneigt, zersplitterten sich die Germanen in zahllose kleine Einzelvölker, von denen jedes seine besonderen Eigenthümlichkeiten aufweist. Die ganze Masse der germanischen Stämme kann eingetheilt werden in die des Nordens, zu denen die Skandinavier gehörten; in die des Ostens, wozu besonders die Gothen zu rechnen sind, welche in Ost- und Westgothen zerfielen und, durch die nachdrängenden Hunnen in Bewegung gesetzt, nach dem Westen wanderten, wohin ihnen die Vandalen und andere Stämme folgten; endlich in die des Westens, die Deutschen.

Die Gebiete, die der ganze Stamm besetzte, erstreckten sich also um Christi Geburt von Skandinavien und den östlichen Gestaden der Ostsee bis zu der Donau, den Alpen, dem Rhein; im Norden und Nordosten waren Finnen und andere mongolische Völker die Nachbarn; im Osten und Südosten wohnten Slaven, kaukasische Stämme, Tartaren und Mischvölker aller Art. Im Süden trennten thrakisch-illyrische Stämme sie von den Culturländern der alten Welt; im Südwesten und Westen grenzten die Kelten an. Wo die Germanen sich mit diesen Nachbarn berührten, da entstanden neue Mischungen, die den Typus der erstern verwischten; am reinsten erhielt dieser sich somit im Herzen Deutschlands, in Thüringen, den Elbländern und in Skandinavien. Das Obergebiet wurde schon frühzeitig durch slavische und slavisch-germanische Völkerstämme besetzt gehalten.

Die Abgelegenheit ihrer Wohnplätze von der römischen Welt gestattete den Germanen im Allgemeinen, sich naturgemäß zu entwickeln; sie mußten daher den civilisirten Völkern als rohe Barbaren erscheinen, denn die Beschreibungen,

die Tacitus von einzelnen Stämmen giebt, sind oft selbst für den Begriff der Wilden zutreffend. Ihr ursprünglicher Typus zeigt eine auffallende Aehnlichkeit und nahe Verwandtschaft mit dem der Granier und Perser, ja, das Bild, das wir vom Charakter der letzteren gegeben haben, ist beinahe in allen Stücken vollständig für die Germanen zutreffend: ein ausgeprägter, stark entwickelter Kampfsinn, Streitsucht, Beweglichkeit, Unruhe, Assimilationsfähigkeit, Neigung zum Trunk sind beiden Völkern gemein; die ethische Grundstimmung ihres psychischen Typus, der außerordentlich große Individualismus, das unbezähmbare Freiheitsbedürfnis, der Baum-, Wald- und Haincultus sind ebenfalls hier wie dort in gleicher Weise zu finden; die Abneigung gegen das Zusammenwohnen in Städten und Dörfern, die Grundlagen ihrer Verfassung wurzelten bei beiden Völkern in den gleichen, der Rasse eigenen Grundzügen.

Die Religion der Germanen ging natürlich aus denselben Ideen hervor, auf denen die aller andern indogermanischen Völker basirten; die eigenartige Gestaltung, die sie in den nordisch-germanischen Mythen erhielt, weist aber, verglichen mit den Mythologien der slavischen, lettischen und keltischen Stammbrüder, auf die höhere Begabung der Germanen hin. Der Kampf des Lichts mit der Finsternis, die Entwicklungsphasen des Naturlebens sind die Grundlagen für die vom echten Dichtergeist und tiefem Gemüthsleben zeugenden Mythen, die an Größe der Auffassung, an Kraft der Darstellung, an Erhabenheit und Schönheit der Gestalten sich dem Großartigsten anreihen können, das der dichtende Geist der Menschheit geschaffen hat. Auch in der nordischen Mythologie ist, wie in der persischen, die ethische Seite stark betont, und ebenso wie in dieser fehlt die Plasticität, die die griechische aufweist. Im Charakter der dem naturalistischen

Sinnenleben näherstehenden Griechen lag es begründet, daß alle Gestalten plastisch, den Sinnen wahrnehmbar werden mußten, dem zur Reflexion neigenden Kranier und Germanen, deren psychische Stärke in einem tiefen Gemüth lag, ging die Fähigkeit der Verkörperlichung ab. Während daher der Grieche stets durch die Sinne auf die Natur hingewiesen wurde, mußten Kranier und Germanen ihren reflectirenden Speculationen über die Räthsel der Natur durch die Phantasie nachhelfen, und diese liebt es, die Grenzen des Natürlichen zu überschreiten, besonders bei solchen Völkern, die, auf einer niedern Culturstufe stehend, noch dem erschütternden und beängstigenden Einfluß unbegriffener Naturerscheinungen zugänglich sind. Ähnliche Erscheinungen können wir bei den Kelten beobachten. Bei den Germanen wirkte nun noch das Vorwiegen der Kälte und des Dunkels, die Trostlosigkeit des Winters, der häufig wolkenbedeckte Himmel, der Nebel auf ihre Phantasie ein, ohne indessen diese zur Herrschaft zu bringen und etwa den Mysticismus zu erzeugen. Wenn auch die Bilder und Gestalten der germanischen Mythen nicht plastisch sind, sondern mehr den Charakter der Umrisszeichnung aufweisen, so sind die Linien doch kräftig und machen dadurch eine nebelhafte Verschwommenheit unmöglich. Wo diese letztere sich zeigt, ist sie meist mit vom Germanischen abweichenden Charaktereigenthümlichkeiten verbunden, die auf fremden Ursprung hinweisen, und zwar scheint hier theils der keltische Geist einen Einfluß ausgeübt zu haben, theils wirkte das Christenthum umgestaltend ein, denn die ältere und jüngere Edda, aus der wir die nordisch-germanische Mythologie am deutlichsten kennen lernen, wurden in Island zu einer Zeit niedergeschrieben, in der das Christenthum bereits in diese letzte Zufluchtsstätte des nordischen Heidenthums eingedrungen war, — man nimmt als Ordner der nordischen Mythen zu

diesen beiden Werken Sämund Sigfuffon c. 1100 n. Chr. und Snorri Sturclafon c. 1200 n. Chr. an —, und da die Spuren christlichen Einflusses sowohl in dem Textwerke der heiligen Schriften: der ältern Edda, wie in den commentirenden und ergänzenden: der jüngern Edda, wenn auch schwach, doch immerhin erkennbar zu Tage treten, so werden diese kostbaren Documente des germanischen Alterthums schon bei ihrer Entstehung christlichen Einflüssen ausgesetzt gewesen sein.

Bei den einzelnen germanischen Stämmen, besonders den Deutschen, nahm die gemeinsame Urreligion natürlich locale Färbung an; diese erhielt sich am reinsten bei den nordischen Völkern, die der römischen Civilisation am fernsten standen und zu denen das die nationalen Eigenthümlichkeiten nivellirende Christenthum am spätesten kam. Ihre Grundzüge sind folgende:

Im Anfang war Ginnungagap, die Kluft der Klüfte, das Chaos, in ihm waltet aber der Geist Allvaters. Auf sein Geheiß sondern sich zwei Welten: Niflheim im Norden, das Reich der Kälte und Nacht, Muspelheim im Süden, das Reich der Wärme und des Lichts. In Niflheim entspringt der Brunnen Hwergelmir, aus dem die zwölf Ströme Glivagar fließen, die sich in Ginnungagap ergießen; dort gefrieren sie aber nahe der Quelle und schieben sich gegen Muspelheim vor; unter dem Einfluß der Funken und der Hitze, die von hier ausgehen, bilden sich die Ruch Audhumla und der Riese Ymir. Audhumla, die Regenwolke des Frühlings, nährt sich von dem Salz des Eises und dadurch entsteht Buri, der einen Sohn Vör hat; von Ymir aber stammen die Eisriesen und andere Ungethüme ab; er verkörpert den uncultivirten Urstoff der Erde. Vör, das ordnende und schaffende Princip in der Natur, die Weltseele, vermählt sich mit der Toch-

ter eines Eisriesen, also mit der winterlichen Erde und ihre drei Söhne Odin, Wile oder Hönir und We oder Loki stürzten Ymir und schafften aus ihm die Welt. Als Elementargötter vertreten diese drei die Luft, das Wasser, das Feuer, und weiter werden sie die Repräsentanten der Seele, des Lebensprincips; des Körpers, und der Empfindungen, Gefühle, Leidenschaften. Sie übernehmen die Herrschaft über die Welt und schafften aus Asf und Embla (Eishe und Erle) Mann und Weib, die ersten Menschen, deren Bestimmung ist, mit ihren Nachkommen die Erde gegen die Angriffe der Riesen zu schützen: die dem Winter entriessene Erde zu bebauen. Odin wird allmählich zum Herrscher im Götterreiche Asgard, vermählt sich mit der Erde und regiert mit seinen Söhnen, den großen Asen, die Welt; die letztern verkörpern einzelne Eigenschaften des allwaltenden Vaters: Thor und Tyr seine Thatkraft, Heimdall und Hermodr seine Mäßigung, Bragi und Widar seine Weisheit, Hödur und Balbur seine Gerechtigkeit; manche von ihnen bewahrten freilich in der Hauptsache ihren Charakter als Vertreter von Naturkräften und Natur-Erscheinungen, die sie ursprünglich alle gewesen waren: so war Thor als Gewittergott ein Wohlthäter der Menschen und kämpfte gegen die zügellosen Naturkräfte, gegen die verderblichen Gewitterriesen zc. an; in Balbur war das Sonnenlicht, in seinem blinden Bruder Hödur die Finsterniß verkörpert. Aus einem andern Göttergeschlecht, dem der Vanen, waren durch Vertrag, der in Folge von Kämpfen derselben mit den Asen abgeschlossen worden, einige Götter nach Asgard gekommen, während Asen in das Vanenreich geschickt wurden; unter diesen Vanengöttern sind die leuchtendsten der Frühlingsgott Freyr und seine Schwester, die Göttin der Schönheit, des Blüthenschmucks zc. Freya.

In dem Maaße wie die Welt älter wurde, drang auch

Sünde und Tod ein, das paradiesische Goldalter schwand, die Principien des Bösen gewannen in Loki und seinen Kindern, der Schlange Jörmungandr, dem Wolf Fenrir und der Göttin des Todtenreichs Hel allmählich Macht, und das Götterreich nahte sich seinem Untergang, der durch den treulosen Loki, seine Kinder und höllischen Verbündeten herbeigeführt wurde und in Ragnaröt, der Götterdämmerung und den dabei erfolgenden Kämpfen der Götter und der in Walhalla aufgenommenen Heldeneseelen gegen die Feinde versinnbildlicht wurde. Aus dem Tode aber geht das Leben wieder hervor, eine neue geläuterte Welt entsteht, in der wieder nur das Gute, vollständige Glückseligkeit herrscht.

Fassen wir Alles zusammen, so ergeben sich für die Deutung folgende Sätze:

„Das Licht und der Geist siegen über den Stoff, über die rohe Materie;

Sie machen sie sich dienstbar;

Vereinen sich dann aber mit ihr;

Werden durch das rohe Walten derselben allmählich selbst verderbt und verdunkelt;

Und gehen endlich unter ihrer Obmacht unter;

Um, durch Strafe geläutert, zu neuem Leben zu erwachen.“ (Diercks, die nord.-germ. Mythologie.)

Die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode waren vollständig ausgebildet, dasselbe wurde als eine Fortsetzung des irdischen betrachtet; aber abgesehen davon, daß nach Walhalla nur die Helden eingehen, die im Schwertkampf gefallen und durch den Ruf der Walküren zu dem seligen Leben dafelbst geweiht werden, während die an Krankheiten Gestorbenen in das dunkle Reich der Hel wanderten, finden sich auch Andeutungen für die Anfänge einer Lehre der Vergeltung.

Die Gothen, Vandalen, Franken, Longobarden und andere

Stämme, die mit der römisch-christlichen Welt und Cultur in nahe Berührung kamen, zeigten sich der christlichen Lehre sehr zugänglich, aber alle mit Ausnahme der Franken nahmen das arianische Glaubensbekenntniß an. Die Germanen wurden dadurch gewichtige Stützen des Christenthums, das durch sie überall dahin verbreitet wurde, wo sie sich niederließen. Ueberhaupt waren sie in jeder Beziehung als Culturträger thätig, und die Einrichtungen der Staaten, die sie an Stelle der alten Provinzen des römischen Reiches gründeten, wurden allerdings durch die römischen äußerlich bedingt, weisen aber, wie die Verfassungen, durchaus germanischen Geist auf; das Lehnswesen und viele Institutionen in der abendländischen Welt des Mittelalters wurden durch die Germanen eingeführt. Und zwar waren es nicht allein Gothen, Franken und Longobarden, sondern auch die mit Unrecht verrufenen Vandalen, die das deutsche Wesen in würdiger Weise vertraten und dem deutschen Element überall Achtung verschafften. Der Süden Spaniens blühte unter den Vandalen auf, und die ersten Perioden der Geschichte des großen Reiches, das sie in Afrika begründeten, stellen die edeln Eigenschaften, die Kraft und die Bedeutung dieses Volks in das hellste Licht. Die große Macht und die dadurch erlangten Reichthümer wirkten aber im Verein mit dem die nordischen Völker natürlich erschlaffenden Klima Afrikas, dem steigenden Luxus, der verweichlichenden Prachtliebe, entartend auf den Körper und Geist des Volkes ein, brachen seine Kraft und führten das glänzende Reich nach kaum 100jähriger Existenz dem Untergange entgegen; Belisar, der Feldherr Justinians, warf es 534 nieder. —

So war denn unter der Führung der beiden neuen Factoren: des Christenthums und der Germanen, eine neue Zeit angebrochen, und wenn auch eine lange Reihe von

Jahrhunderten verging, ehe die gesammten Verhältnisse sich klärten, ehe die Gährung überwunden war, die durch die Selbstzersehung des römischen Reichscolosses und die denselben zerstückelnden Barbaren der Völkerwanderung erzeugt wurde, so gewährte diese Zeit doch den verschiedenen neu entstehenden Völkern Gelegenheit, sich langsam zu den Aufgaben vorzubereiten, die ihrer in der Zukunft harreten.

Das Christenthum aber hatte in den ersten Jahrhunderten seiner Existenz schon schwer gelitten und war endlich unter dem Dogmenbau der katholischen Kirche verschwunden. Diese wiederum vermochte nicht, bei ihrer Verweltlichung, bei ihrem unersättlichen Streben nach Macht, sich vor den gefährlichen Folgen zu schützen. Während sie sich nach außen hin immer mehr ausbreitete, verfiel sie innerlich so schnell, daß es eines außergewöhnlichen Hilfsmittels bedurfte, um dem weiteren Verfall, dem gänzlichen Zusammensturz des jungen Instituts zu steuern. Und dieses Mittel fand sich in zwei andern Elementen, die dadurch, daß sie die Kirche als Todfeinde derselben bekämpften, sie veranlaßten ihre ganze Kraft zusammenzunehmen und sich aus ihrer Lethargie aufzuraffen: in den Arabern und dem Islam. Germanen und Christenthum, Araber und Islam sollten für beinahe ein Jahrtausend durch ihre erbitterten Existenz-Kämpfe die Welt in Athem halten und sie dadurch auf die Bahn des Fortschritts führen.

2.

Die Araber und der Islam.

Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten Eine Sprache nur,
Die Sprache, die im Paradies erklungen
Gh' sie verwilbert auf der wilden Flur.
Doch wo sie nun auch sei hervorgebrungen,
Von ihrem Ursprung trägt sie noch die Spur;
Und ob sie dumpf im Wüstenglutwind stöhne,
Es sind auch hier des Paradieses Töne.

Die Poesie hat hier ein dürst'ges Leben
Bei durst'gen Heerden im entbrannten Sand.
Mit Blütenstaub und Schattenduft umgeben,
Mit Abendthau gelöscht den Mittagbrand,
Verschönt, versöhnt ein leidenschaftlich Streben
Durchs Hochgefühl von Sprach- und Stammverband,
Und in das Schlachtgraun Liebe selbst gewoben,
Die hier auch ist wie überall, von Oben.

So spricht Rückert über die arabische Dichtung. Der Naturmensch giebt sich wie er ist; während der Civilisirte zahllose conventionelle Rücksichten nimmt und dadurch seine Empfindungen mehr oder weniger verdeckt, sagt das einfache Naturkind gerade heraus, was es denkt und fühlt. Die Naturdichtung, die Volksdichtung, ist denn auch meist ein treues Spiegelbild des Charakters des betreffenden Volkes.

Die Araber waren, als sie die Weltbühne betraten, ein urkräftiges, unverdorbenes, aber eben darum auch ein rohes Volk, das von hoher Civilisation nicht nur keine Ahnung hatte, sondern Alles, was daran streifte, als verweichlichend verwarf und verachtete. Dieses naturwüchsigte Wesen hat der Araber der Wüste, der auf sein sonniges Vaterland, auf sein nomadisches Leben stolze Beduine fast überall bewahrt, wohin er gekommen ist, und er zeigt es auch heute noch in eben der Weise wie vor Mohammed. Sein Gefühls- und Geistesleben ist aber nirgends besser zu erkennen als in dem echten, wahrsten Ausdruck desselben: in seiner Poesie, und aus einzelnen Bruchstücken seiner Dichtungen wollen wir versuchen, uns ein Bild von dem Volke zu machen, das so überaus bedeutend auf die Gestaltung der Welt eingewirkt hat.

Unermesslich dehnen sich die Wüsten Arabiens aus, nur zeiten- und stellenweise sich mit leichtem Weidengras bedeckend, denn wirklich fruchtbar ist das Land, das an Flächeninhalt beinahe einem Drittel der Größe Europas gleichkommt, nur in seinem kleinsten Theile. Wilde Thiere, die Heerden der Beduinen und diese selbst sind die einzigen unstäten Bewohner jener Sandmeere, welche die einen nach Beute, die andern nach Weideplätzen suchend, durchziehen. Froh und frei fühlen sich die Araber dort auch wohl und glücklich und sehnen sich nicht nach den Städten und ihrer Pracht. Zufrieden mit Wenigem, von einer außerordentlichen Genügsamkeit, leben sie da nach der Art der Väter, große Familien bildend, und versenken sich bald in die Anschauung der Natur, bald erheben sie sich mit ihrem Geist in die ätherischen Höhen der Phantasie, das Paradies der Dichtung, zu der sie überhaupt so sehr neigen, die sie so eifrig pflegen, daß man sie als geborene Dichter bezeichnen kann.

In diesem Lande aber war es wiederum gerade die

Wüste, die der Heerd der Dichtung war, und die durch ihre Bewohner von weltgeschichtlicher Bedeutung wurde, denn die Wüstenaraber, die rothen Beduinen, die die Gewerbthätigkeit für ihrer unwürdig erachteten, die als einziges Handwerk außer der Viehzucht den Krieg kannten und schätzten, waren die Begründer der großartigen Cultur, die sich später unter der Fahne des Islam im Orient und Occident entwickelte. War, wie wir sehen werden, diese Cultur auch keineswegs eine durchaus eigenartige, absolut selbständige, in ihren Keimen arabische, sondern auf die Leistungen anderer früherer Culturvölker begründet, so spielten die Araber doch die Vermittlerrolle, die die semitischen Rassenossen früherer Zeiten, die Phönizier und Israeliten schon erfüllt hatten, so waren die Beduinen es doch, die mit ihrer physischen Kraft den Grund zu neuen Staaten legten. Was für den Norden des hellenisch-römischen Reiches die Germanen und das Christenthum, das wurden für den Süden und Osten die Araber und der Islam. Hier wie dort gingen unter dem Einwirken dieser neuen Factoren die alten Culturstaaten scheinbar unter; hier wie dort waren es rohe Barbaren, die vermöge ihrer frischeren Kräfte die Herrschaft an sich rissen und die Völker ablösten, die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch im Kampf ums Dasein gerungen und sich ausgelebt hatten; hier wie dort gelangte der zum Kosmopolitismus strebende Geist der Menschheit in Weltreligionen zum Ausdruck, die, aus denselben Keimen entstanden, sich doch vom ersten Augenblick ihrer Existenz an bekämpften, um sich gegenseitig dadurch zu entwickeln. Germanen wie Araber standen den Culturen und Idealen, für die sie später mit ihrer ganzen Kraft, mit einer bis zum Fanatismus gehenden Gläubigkeit eintraten, ursprünglich vollkommen fern. Auch sonst bieten sich noch viele Züge von Aehnlichkeit — aller-

dings neben ebenso vielen charakteristischen, meist im Wesen der Rassen wurzelnden Unterschieden in diesen vier Elementen, die durch ihren Kampf gegen einander die Geschichte des Mittelalters bestimmten. —

Wenn der Beduine auf seinem flüchtigen Rosse, seinem treuen Freunde und Kampfgenossen, durch die Wüste eilt, nie fühlt er sich allein, denn, ist auch die Erde wüst und öde um ihn her, dringen auch die Strahlen der Sonne glutvoll und verzehrend auf ihn ein, so umschwebt ihn doch unsichtbar der Elfenreigen phantastischer Geister, die Poesie begleitet ihn. Munter jagt er dahin und singt:

(Daumer, Mahomed)

Wir drei sind Eines,
Ich, Rosß und Lanze,
Dies dreifach Eine,
Dies kühne Ganze,
Schau es im Felde,
Schau es im Glanze,
Schau es verherrlicht
Im Waffentanze!

Zum Waffentanze ist er ja ausgezogen, die heilige Pflicht der Blutrache hat ihn von seinem Stamme fortgetrieben und nicht darf er wiederkommen — er hat es geschworen — ehe er seinen erschlagenen Vater an den Mördern gerächt, den Frevler mit ihrem Tode gesühnt hat.

Hamäsa:

Die Schande will ich waschen
Von mir mit meinem Schwert,
Und mir mag widerfahren,
Was auch mir widerfährt.

Doch auch ehren- und ruhmvoll muß es geschehen, und den Gedanken seiner ganzen Nation Ausdruck gebend, improvisirt er:

(Daumer)

Und wohn' er in feuriger Hölle Graus,
 Zum Ruhme deine Straße ziehe!
 Und wäre sie hoch im Azure zu Haus,
 Die Schande nur, die Schande fliehe.

denn (Hamäsa):

Dem Schwert ist unter uns das Richteramt beschieden;
 Was es zufriednen stellt, das stellet mich zufriednen.

Entehrung und Schande aber wäre es, Meuchelmord
 zu üben, im Kampfe zu weichen, (Hamäsa)

Wir sind die nicht, deren Wunden Blut auf die Fersen sprühn,
 Vielmehr, deren Vorfuß roth genezt ist vom Borne.
 Die Hirnschädel spalten wir von Männern, die ehrenwerth
 Uns waren, bis frevelnd sie uns reizten zum Zorne.

Doch der Tod kann ihn im Kampfe ereilen und schwer-
 müthig gestimmt für einen Augenblick, spricht er:

(Hamäsa)

Ich denke, wer um meinen Tod einst weinen wird, und keinen
 Sind ich als meinen Speer nur und mein Schwert, die werden
 weinen;
 Dazu mein Falber, der den Schritt zum Wasser traurig lenket,
 Und seinen Zaum am Boden schleppt, weil starb, der ihn getränktet.

Sein treues Pferd lieblosend, denkt er weiter, wenn
 dieses, sein einziger Freund, ihm entrisen würde und er-
 innert sich dabei jenes Mannes, der einem Könige einst sein
 Pferd verweigerte, die größten Reichthümer, die ihm geboten
 wurden, mit den Worten von sich weisend: (Daumer)

Gott segne dich, o König!
 Doch jene, die Sakab,
 Die heg' ich und die pfleg' ich
 Getreu bis in das Grab.

Ich finde keine wieder
 So wundervoll gebaut, —
 So trefflich auf der Reise
 So klug, so sanft, so traut!

Sie ist so werth gehalten —
 Es hungern alle gern,
 Die mir im Hause walten,
 Daß ihr der Hunger fern.

Solch eine Perle zahlen,
 Daß siehst du selber ein,
 Nicht kann's ein Haufe Goldes,
 Nicht kann's ein edler Stein.

Gott segne dich, o König,
 Doch jene, die Satab,
 Die heg' ich und die pfleg' ich
 Getreu bis in das Grab.

Nun ist es wieder die Natur, die seine Sinne fesselt, er sieht einen Sturm, ein schweres Gewitter heraufziehen, und dem Sohn der Wüste, der das Geringste, der Alles, was ihn umgiebt, auf das sorgfältigste beobachtet, gestaltet sich schnell das Bild vor seinen Augen zur rhythmisch gegliederten Dichtung und er erzählt später den Seinen, was er in jenem Augenblick gesehen:

(Wüstenharfe)

Auf zog am Himmelstrand die Doppelfaramane
 Schwarzfarbiger Kameel', wie aus dem Stall der Chane

Mit blauem Stahl umschient saß auf der Thiere Rücken
 Ein feindlich wildes Heer, streitlustig, voller Liden.

Sie nahen sich zur Schlacht, und saßten sich, die Recken.
 Es füllt ihr Kampfgeschrei die ganze Welt mit Schrecken.

Sie schleuderten voll Wuth ins Herz sich glüh'nde Pfeile
 Und warfen hin und her geschwungne Zickzack-Keile.

So schwangen ihre Wehr die mordbereiten Ritter,
Daß meilenweit umher hinstoben noch die Splitter zc.

Und wo hinsiel ein Schaft der loderheißen Lanzen,
Sahst du ein Flammenmeer auf in die Lüfte tanzen.

Unhold Gelächter scholl dann aus der Reden Munde,
Doch ward ihr Antlitz hell nach kurzer Fehbestunde zc.

Sturm und Gewitter verwehen und sehnsüchtig läßt er
seinen Geist hinüberschweifen zur treuen Geliebten in der
Ferne; das Lied kommt ihm nicht aus dem Sinn, das sie
sang, als sie, die Beduinin, ihn zum ersten Male sah, den
anwesenden Städtern in's Gesicht rufend: (Daumer)

Was mir behagt, Arabiens freiem Kinde,
Euch rauh bedünkt, mir lieblich und gelinde,
Ich künd' es euch, in einen Keim gefaßt.

Ein leicht Gezelt, worin die Winde wühlen
Und eine Ruh auf schimmerlosen Pfählen —
Weit lieber als ein goldener Palast.

Ein Hund, bemüht von meiner armen Hütte
Hinweg zu schelten alle bösen Schritte —
Weit lieber, als der Kaze fette Raft.

Ein jung Kameel, das keine Bande leidet
Und sprungbeglückt auf meiner Haibe weidet —
Weit lieber, als gebrückter Esel Laft.

Ein schlicht Gewand, so einfach als genügend,
Dhn' alle Zier die Glieder mir umschmiegend —
Weit lieber, als der Prachtgewande Glast.

Ein Haibejüngling, schlant, behende, flüchtig,
Von nichts erschreckt und aller Weise tüchtig —
Weit lieber, als ein Städter von der Maft.

So zieht er seines Weges, bis sich seinem Blicke ferne
Zelte zeigen, in denen er Ruhe finden kann. Er fragt nicht,

wer in ihnen wohnt, denn er weiß, kommt er selbst als Feind zu Feinden, so wird er doch durch das heilige Gastrecht auf drei Tage geschützt. Freundlich nimmt man ihn auf und er berichtet darüber: (Daumer)

Durch die Wüste reiß' ich
 Kam zu Beduinen,
 Und sofort ein Haufe
 Mägdelein und Frauen
 Flog heran voll Eifer,
 Faßte meines Rosses
 Bügel hold-geschäftig,
 Half mir ab vom Thiere,
 Sattelt' ab und pfllegt' es;
 Führte mich selber
 In die Zeltbehausung,
 Diente mir und lauschte
 Jeglichem Bedarf.
 Solcher Art verfrichen
 Felter und behaglich
 Mir der Tage dreie;
 Wie sodann am vierten
 Ich von hinnen eilte,
 Keine Seele fand sich
 Die dem Gaste beisprang,
 Ihm sein Roß zu satteln.
 Still beiseit getreten
 Waren sie gesammt.
 Ob so sonderbaren
 Widerspruchs im Handeln
 Stand ich in Verwundrung,
 Wußte keine Deutung,
 Doch es trat der Mägdelein
 Eines aus dem Haufen,
 Neclitirte lächelnd
 Diesen im Momente
 Componirten Reim:

„Kommt der Gast, es ehret uns, geschäftig
 Naß zu sein, so wie er uns erschienen;
 In's Gezelt ihn freundlich einzuführen
 Und mit allem Fleiße zu bedienen.
 Bricht er aber auf und nimmt er Abschied
 Beizuspringen ihm mit Eiferminen
 Und bedienend seine Flucht zu fördern —
 Schande wär's, o Freund, dem Beduinen.“

Aber er darf nicht weilen, er muß seine Pflicht erfüllen, und, den ungestümen Heldenmuth im Herzen, eilt er fort; wild stürmen die Gedanken, die kriegerischen Lieder der großen nationalen Dichter auf ihn ein, und er ruht nicht, bis er seine Feinde erreicht und sich und seinen Stamm an ihnen gerächt hat.

Das Bild dieses einen Beduinen, die Denkweise, Sitten und Gewohnheiten, die aus den Dichtungen sprechen, sind im Großen und Ganzen auf die gesammte Nation oder besser auf die Summe der zahllosen einzelnen Stämme anzuwenden, die, sich gegenseitig befehdend und durch Blutrache aufreibend, vor Mohammed das arabische Volk bildeten.

Die vormohammedanischen Poesien sind ferner die einzigen realen Ueberreste der frühesten Geistesthätigkeit der Araber bis zur Zeit Mohammeds, denn auch die Spuren der vorislamitischen Religion sind nur schwer zu verfolgen und zu einem zusammenhängenden Bilde zu gestalten.

Obgleich durch die heutigen Verkehrsmittel die Entfernungen aufgehoben sind und auch der Orient uns nahe gerückt ist, so sind die Vorstellungen, die wir uns im Allgemeinen von der Cultur in den islamitischen Ländern machen, doch sehr abweichend von den thatsächlich bestehenden Verhältnissen, und das liegt vielleicht daran, daß wir die letzteren bruchstückweise und meist von ihrer Schattenseite kennen lernen, hauptsächlich aber daran, daß wir auch an sie den

europäischen Maßstab anlegen, der ihnen gegenüber gar nicht anwendbar ist. Bedingen Klima und Boden schon ganz andere Lebensanschauungen, Gewohnheiten, Sitten und eine andere Moral, so ist doch hauptsächlich auch der Geist einer der indogermanischen vollkommen entgegengesetzten Rasse dort herrschend. Die von den europäischen ganz abweichende arabische Sprache, die zahlreichen Hindernisse, die dem Nichtmohammedaner, dem Nichtgläubigen das Privatleben der Orientalen, besonders des Mittelstandes — der ja meist überall der Träger des Nationalcharakters und der nationalen Cultur ist — unzugänglich machen, tragen nicht wenig dazu bei, auch bei den Touristen unsichere Kenntnisse der in islamitischen Ländern bestehenden Zustände zu erzeugen, und die Ansichten über dieselben in irgend welchem Sinne zu beeinträchtigen. Wie wir z. B. nicht jene durchsichtige Luft haben, die uns auf Meilen weit mit bloßem Auge erkennen läßt, was wir hier in gleicher Entfernung kaum mit dem Fernrohr bestimmen können; wie wir nicht jene zauberhaften Farben des Südens in der Natur erblicken, die den Wüstenreisenden mit der trostlosen Debe der Landschaft ausöhnen; wie wir nicht jene Intensität des Sonnen- und Mondlichtes, nicht den plötzlichen Uebergang von Tag zu Nacht und umgekehrt kennen, wenn wir nicht Alles dort erfahren, selbst wahrgenommen haben, so können wir uns aus der nordischen Ferne auch nur schwer ein klares Bild von Zuständen machen, die ganz außerhalb der Sphäre unserer Vorstellungen und Begriffe liegen. Wir verdammen, was nicht mit unsern Sitten und unsern Moralanschauungen übereinstimmt, ohne zu untersuchen, aus welchen natürlichen Ursachen sich die culturellen Unterschiede hier und dort nothwendigerweise entwickeln mußten. — Wie selbstverständlich diese Bemerkungen auch scheinen mögen, es ist nothwendig, doch immer wieder auf alles das

hinzuweifen, und hauptsächlich den aus religiöser Intoleranz entsprungenen falschen Anschauungsweisen und Grundsätzen der Beurtheilung entgegenzutreten, denn nur die absolute Unparteilichkeit und ein durchaus objectives Untersuchen ergeben sichere Resultate über den Werth der Leistungen eines jeden Volkes.

Endlich haben auch die orientalische Frage und ihre neuesten Lösungsversuche nicht wenig dazu beigetragen, den von Alters her eingebürgerten vorurtheilsvollen Phrasen neue Lebenskraft zu gewähren, die Ansichten über den mohammedanischen Orient unklar zu machen. Wir fassen meist alle islamitischen Völker als eine Einheit, werfen die Türken, Araber, Berbern und andere Völker zusammen, fällen über sie ein gemeinsames Urtheil und vergessen, daß sie zum Theil entgegengesetzten Rassen angehören, daß z. B. die Türken mit den Arabern in gar keinem verwandtschaftlichen Verhältniß stehen — traten doch auch die Türken von dem ersten Augenblick ihres Eingreifens in die Geschichte der Menschheit an als Gegner der Araber und überhaupt der Civilisation auf. So können denn auch die Zustände in Constantinopel ebenso wenig als Norm für die der gesammten mohammedanischen Länder gelten, wie etwa die von Fez. Jedes Land hat seine Besonderheiten, seine eigene, von der der andern oft durch tiefgreifende Unterschiede abweichende Cultur; was alle eint, ist nur der Glaube, sonst sind die Nationen unter einander nicht viel weniger verschieden, wie die Europas. Der Islam ferner ist ebenso zerpalten wie das Christenthum, ist ebenso in Sekten zerfallen, die sich gegenseitig bekämpfen.

Die Araber gehören zu den Semiten und bewahrten, wie wir bereits bemerkt, den Charakter dieser Rasse reiner als irgend ein anderer Zweig derselben. So tritt denn

besonders das bezeichnendste Merkmal, die subjective Grundstimmung, in der Literatur und im ganzen Auftreten dieser Nation deutlich zu Tage. Ja, das Klima und die Bodenverhältnisse trugen noch das Ihrige dazu bei, einzelne Züge im Charakter der Semiten mehr zu markiren und dadurch die Eigenart der Araber zu erzeugen. Durch große Wüstenneien unter sich und von der äußern Welt getrennt, konnten sich die Stämme des Innern, die Beduinen der Wüste, auch vollkommen originell entwickeln. Denn während sich im Norden israelitische und mesopotamische, in Hebschas und Yemen ägyptische, äthiopische und später christliche Einflüsse geltend machten, die Bewohner der Küstenländer überhaupt an dem Welthandel der Phönizier theilhaftig waren und den Seeverkehr zwischen Indien und der westlichen Welt vermittelten, blieben die mittleren Ländergebiete der fortschreitenden Kulturbewegung fern und fremd. Gerade diese ungeheuren Einöden, auf denen nur eine sehr spärliche Vegetation zu finden ist, welche fast nur an den durch Flüsse und Quellen bewässerten Theilen in üppiger Pracht erscheint, müssen nothwendiger Weise und in Verbindung mit dem glühenden Sonnenbrand ihre Wirkung auf den Geist und auf den Körper ausüben. So sind die Araber körperlich hager, aber stattlich, muskelftark und kräftig; die Sonnenstrahlen wirken verzehrend auf den Körper, aber sie concentriren sich in dem ungewöhnlich scharfen Geiste des Arabers und reflectiren von dort aus durch die leuchtenden dunkeln Augen, durch die glühenden Bilder seiner Phantasie. Durch die Natur ihres Landes daran gewöhnt, die Hitze und zahllose Strapazen zu ertragen, im Kampf ums Dasein gegen die Natur, die wilden Thiere und die Feinde gestählt, sind sie von einer außerordentlichen Zähigkeit, die sie befähigt, die schwersten Leiden mit großer Ausdauer und Geduld zu ertragen. Der

beschränkte Gesichtskreis ihres Geistes erzeugte im Verein mit den eben erwähnten Eigenschaften, mit dem starren, unerschütterlich auf sein erstrebtes Ziel gerichteten Sinn den Geist des Fanatismus, der unter dem Einfluß einer ebenfalls aus klimatischen Ursachen hervorgegangenen Reizbarkeit des Nervensystems sich oft bis zur blinden Wuth steigert, die das gesteckte Ziel um jeden Preis erreichen will und daher unübersteiglich wird, die größten Hindernisse niederwirft, und wenn es das Leben kostet.

Wie aber die äußern Verhältnisse direct auf den Geist einwirken müssen, davon können wir uns aus eigener Erfahrung ein Bild machen.

Wenn wir in dunkler Nacht erwachen und vergebens den Schlaf herbeiwünschen, so lassen wir gern unsern Geist über Alles hinschweifen, was uns gerade zur Zeit am meisten beschäftigt; wir sehen nur Finsterniß, in der wir nichts unterscheiden können, einzelne Lichtspuren nehmen mit Hülfe der Phantasie Körperlichkeit an, oder es treten uns jene Lichtringe und fallenden Sterne vor das Auge; wie Arabesken gaukeln sie unbestimmt, in einander übergehend, unklare Formen und Gestalten bildend, vor uns vorüber. Der Geist braucht einmal eine Beschäftigung, er kann die absolute Unthätigkeit nicht vertragen; sind die Sinne dazu verurtheilt, so muß er in sich selbst eingehen und sich auf seine Weise beschäftigen; so denkt man und denkt und läßt der Phantasie freien Lauf.

Gehen wir im dichten Nebel, der uns die Aussicht abschneidet, so empfinden wir vielleicht ein beängstigendes, drückendes Gefühl, und ist der Geist nicht anders beschäftigt, so wird er, da die Augen keinen Gegenstand haben, auf dem sie ruhen, den sie betrachten können, bemüht sein, sich ebenfalls in das Reich der Ideen, der Phantasie zu flüchten; seine

Gedanken werden aber — dem äußern Eindruck entsprechend — ernstern, melancholischen Charakter annehmen, der Geist wird zum Mysticismus neigen.

Stehen wir am Meere, hören immer nur das gleichmäßige Geräusch der Wogen, sehen vor uns die mächtige gleichmäßig wogende Wassermasse, auf der das Auge keinen Halt hat, so verfallen wir in Träumerei.

Was ist es aber anders, wenn das Kind der Wüste, der Beduine, auf seinem flüchtigen Rosse oder seinem Kameel das Sandmeer durchmisst? Das Auge hat wenig Beschäftigung, da muß der Geist um so thätiger sein, da werden die Gedanken zu Träumereien, da entstehen, gleich den Lichtstrahlen und Sternen in schlafloser Nacht, gleich den Phantasien, die uns am Meere beschleichen, wunderbare Gebilde, halb wahr, halb erdichtet, da entstehen die Märchen, die der Orientale so sehr liebt; die dichtende Phantasie malt Alles aus, was in den Bereich der Sinne kommt und gestaltet es um zu wunderbaren Bildern. Die Klarheit der Luft zeugt aber eine, andrerseits bis zu mathematischer Genauigkeit gehende Klarheit des Denkens, Schärfe der Umriffe und Linien, wie sie sich am deutlichsten in den eigenthümlichen, fast stets von mathematischen Figuren ausgehenden Arabesken aussprechen.

Bei Nacht sind es die Sterne, die den Araber auf seinem Wege leiten, die ihm als Compaß dienen, so lange er diesen noch nicht besaß; und weil die Sterne für ihn, der ja fast immer bei Nacht reist, von solcher Bedeutung waren so war es natürlich, daß er das Göttliche, das sich seinem Bewußtsein bemerklich machte, unter den Offenbarungsformen der Gestirne erkannte und in ihnen anbetete. Der Anblick der großen Wüstenstrecken und die Erkenntniß der verschwindenden Bedeutungslosigkeit aller irdischen Dinge gegenüber der erhabenen Größe der ihn umgebenden Natur, verbunden

mit der mathematischen Genauigkeit seines Denkens, mußten den Geist des Arabers leicht zu Abstractionen führen, und ihn die Einheit Gottes ahnen lassen, wie wir es aus der vorislamitischen Religionsgeschichte auch wirklich erkennen.

Daß die Sitten des rohen Naturvolks der Beduinen nicht allein rauh waren, sondern auch viele edle Seiten aufzuweisen hatten, ist hinlänglich bekannt, und diese Charaktereigenschaften wurden mit Naturnothwendigkeit durch die Lebensverhältnisse erzeugt. So sagt ein genauer Kenner arabischen Wesens, Hammer-Burgstall:

Dreifache Tugend eigen ist dem Araber:
 Vereinigt in seiner Seele sind
 Wohlredendheit, Freigebigkeit und Tapferkeit.
 Wem aus dem Munde, wie Gold so rein, die Rede fließt,
 Wem aus der Hand das Gold so leicht wie Wasser rinnt,
 Wer mit der Lanze weit umher die Hürde schirmt,
 Ein Musterbild arabischer Ritterschaft ist der,
 Und seiner Ehren sind die Gefänge der Wüste voll.

Das Gefühl der Dankbarkeit gegen seine treuen Freunde: das Kamel und das Kameel, führte eine milde liebevolle Behandlung der Hausthiere herbei. Diese Milde ist dem Charakter des Arabers stets eigen geblieben; auch Mohammed sagt im Koran, wer einem lebenden Hunde zu trinken giebt, der ist der Gnade Allahs werth. Dieser Charakterzug berührt in hohem Grade wohlthuend und ist durch den Islam auch auf andere Völker übertragen worden; kommt es doch bei den frommen Mohammedanern vor, daß sie gefangene Vögel aufkaufen, um sie in Freiheit zu setzen; ja, mit manchen Thieren, wie mit den Tauben, wird eine Art Cult getrieben!

Wenn der Wüstenreisende erschöpft, hungernd und dürstend endlich ein Zelt erreichte und dort bei Fremden

freundliche Aufnahme fand, mußte das nicht auf ihn zurückwirken? Mußte er nicht denken, daß ein Jeder in die gleiche Lage kommen könnte? so mußte denn das „wie du mir“ das „so ich dir“ im Gefolge haben. Daraus entstand jene unbegrenzte, geheiligte Gastfreundschaft, Milbthätigkeit, Unterstützung der Armen in jeder Beziehung, wie die Dichter sie vor 1200 Jahren besangen, wie man sie heute noch überall in mohammedanischen Ländern findet; denn Mohammed hatte aus der Milbthätigkeit ein Gebot gemacht und selbst ein principieller Gegner des Islam, Dollinger, spricht sich anerkennend darüber aus und bestätigt diesen Zug eines großherzigen Humanismus, indem er sagt:

„Milbthätigkeit im weitesten Sinne, freigebige Unterstützung der Dürftigen ist nach dem Koran und der Tradition eine der wesentlichsten Pflichten jedes Gläubigen, und alle Gesetzeslehrer erklären sie für ein sicheres Mittel, irdischen Wohlstand und ewige Seligkeit zu erlangen. Einer der edelsten Chalifen, Omar Abdulassiß sagte: Das Gebet führe den Menschen halbwegs zu Gott, Fasten bringe ihn an die Thür des Palastes, Almosen geben aber verschaffe ihm den Eintritt.“

Der Kampf mit den wilden Thieren, mit den klimatischen und natürlichen Feinden, mußte kräftigend und er-muthigend wirken, da es galt, zu siegen oder zu erliegen; daher der feurige Heldemuth des Arabers, der nichts scheut, keine Furcht kennt, sondern muthig auf seinen Gegner eindringt, sei er Mensch oder Thier, oder der Wüstensturm, dem er Troz bietet. Der unaufhörliche Kampf, dieses Lebenselement des Beduinen, die beständigen Gefahren, denen er ausgesetzt war, bewirkten die kräftige Ausbildung des Subjectivismus mit allen seinen zahllosen Consequenzen. Die Stamm- und Verwandtenliebe, das Erbtheil der Semiten im Allgemeinen, war in Folge der äußeren Verhält-

nisse bei den Arabern ebenfalls am stärksten ausgebildet. Denn jede Familie bildete einen Stamm, ein so geschlossenes Ganzes, daß Einer aus ihm für Alle und Alle für Einen eintraten; an ihrer Spitze aber stand nicht immer der Aelteste, sondern der durch Tapferkeit, Heldemuth, Edelsinn und durch geistige Eigenschaften hervorragendste. So waren auch die Dichter in der ältesten Zeit zugleich Krieger und Schiedsrichter, so wurde der am höchsten geachtet und an die Spitze des Stammes gestellt, der sich persönlich am meisten auszeichnete und die geschätzten Eigenschaften am schönsten in sich vereinte. Es galt kein Geburtsadel, kein Reichthum, sondern Jeder wurde nach seinem persönlichen Verdienst geschätzt, und auch dies hat sich durch den Islam auf die mohammedanische Welt übertragen und sich zum Theil bis heute dafelbst erhalten. Es macht einen angenehmen Eindruck, wenn man das Benehmen des in die kostbarsten Seidenstoffe gekleideten vornehmen Herrn gegen den in Lumpen gehüllten Beduinen beobachtet, die Standesunterschiede üben keinen Einfluß auf den socialen Verkehr, der kastenartige Ständegeist verlegt dort nirgends das Gefühl des Humanisten; man fragt dort nicht im geselligen Zusammensein nach Titel, Rang und Würden, sondern man appellirt immer nur an den Menschen, ein Vorzug, der fast keinem Völkerstamm in so hohem Grade mangelt, wie dem germanischen.

Aus natürlichen Ursachen entstanden auch jene wilden, furchtbaren Charaktereigenschaften und Institutionen, gegen die Mohammed zunächst seine Beredsamkeit richtete, weil er erkannte, daß sie sein Volk zum Untergange führten. Dahin gehört die den Semiten überhaupt eigene Rachsucht, die sich in der Blutrache kundgab. Es war von uralten Zeiten her überliefert, daß ein Mord nur durch den Tod des Mör-

ders geföhnt werden konnte; das hatte, wie leicht zu ermessen, eine unaufhörliche Befehdung der einzelnen Stämme zur Folge. Denn, waren einige Glieder eines Stammes erschlagen, so mußte dieser sich rächen; erschlug er einige der Gegner, so mußte der befehdete Stamm sich wieder rächen, bis vielleicht einmal eine Ausföhnung durch Zahlung in Kameelen oder anderem Besizthum stattfand. Auch dem Mord der neugeborenen Mädchen suchte Mohammed zu steuern. Die Ursache für diese Gewohnheit darf man nicht etwa dem Umstand zuschreiben, daß das weibliche Geschlecht geringgeschätzt wurde; im Gegentheil finden wir bei den Arabern der vor-mohammedanischen Zeit eine Hochschätzung der Frauen, die nicht wenig zur Ausbildung der Minneichtung und des Frauendienstes im Mittelalter beigetragen hat. Die Frau besaß dieselben Rechte und dasselbe Ansehen wie der Mann; ihre Ausbildung war der der Männer entsprechend, sie besaß daher auch meist dieselben Eigenschaften: kühn im Kampfe, scharfen Geistes — es haben sich Ueberreste von Poesien sehr vieler arabischer Dichterinnen erhalten — stand sie dem Manne ebenbürtig zur Seite und war nicht eingeschränkt in ihrer Freiheit. Erst der Islam brachte eine Wandlung in der socialen Stellung der Frau mit sich und legte ihr Fesseln auf, die vom modernen europäischen Standpunkt aus allerdings unwürdig erscheinen, ihr selbst aber unter den zur Zeit im Orient bestehenden Verhältnissen keineswegs drückend sind. Der Mädchenmord in altarabischer Zeit war wohl der Ueberrest früherer Menschenopfer und hatte seine Ursache in der Befürchtung der Uebervölkerung der so wenig Ertrag liefernden Wüsteneien.

Wenn man annimmt, daß die eigentliche Dichtung der Araber erst mit dem sechsten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung beginne, so ist dies wohl nur so zu verstehen, daß da-

mals, nämlich zu der Zeit als die Schreibkunst in Arabien einbrang, zuerst die Poesien niedergeschrieben und gesammelt wurden; viele von den zur Hamäsa vereinten Gedichten werden aber jedenfalls viel ältern Ursprungs sein; bei der mündlichen Verbreitung ging nur das weniger Kunstvolle und Schöne der Dichtungen früherer Zeiten verloren.

Der Charakter der vor- und auch der nach-mohamedanischen Dichtung entspricht natürlich vollkommen dem Volkscharakter und ist durchweg subjectiv; demgemäß ist auch die Form vornehmlich lyrisch. Der Krieg, die Blutrache, die Heldenthaten, die Liebe, Gastfreundschaft und Todtenklage sind die Gegenstände der poetischen Behandlung, und überall sind Beschreibungen der arabischen Natur, überall Vergleiche mit ihr verwebt. Die Sprache ist kräftig und edel; der Ausdruck wie der aller Naturvölker überaus bilderreich. Das Reflectirende in der Natur des arabischen Geistes gab sich kund in Weisheitsprüchen, die in wenigen Worten so treffend das Richtige und große Gedanken ausdrücken.

(Hamäsa):

bleib' deinem Freunde treu in Liebe;
Lieb' ist nichts werth, die treu nicht bliebe.

Leis kommt den angenommenen Sitten
Die angebor'ne nachgeschritten.

Siehst du nicht, daß jeder Mensch sein Lebenlang
Sich bemüht um etwas, das er nie errang:
Wie der Seidenwurm beständig spinnt, und dann
Stirbt betrübt in Mitte dessen, was er spann.

(Morgenländische Anthologie):

Glaube an dein Glück, so wirst du es erlangen.

Wäge die Menschen mit ihrer Wage.

(Daumer):

Nicht auf den Sprecher, auf's Gesprochene sieh!

Die Welt, sie ist ein Meer;
Da birgt so tief und stille,
Die Perle sich, die edle;
Hoch oben auf mit Troß
In heller Sonne Prangen
Schwimmt der gemeine Klopß.

(Wüstenharfe):

Oh' Sa'b Ben Malik, der geheiß'n ward der Weise,
Antrat aus dieser Welt die große Himmelskreise,

Sprach er: es neiget sich mein Tag, ihr meine Erben,
O Söhne, kommt herbei und lernet von mir sterben.

Ich hinterlasse nicht euch Schätze zum Vermächtniß,
Dies letzte Wort doch leb' in euch als mein Gebächniß.

Er sprach: Dem Narren dreht das Leben sich in Kreisen,
Ein Paradiesespfad, ein graber, ist's dem Weisen.

Das Sein hat keinen Werth dem, der das Ziel verkennt,
Doch hohen Werth hat's dem, der es ein Gottsein nennt.

Allah sei dein Gebet am Abend und am Morgen,
Dank ihm für Lieb' und Lust, dank ihm für Leid und Sorgen.

Trag' deinen Kummer still, dein Glü d' theil' mit den Leuten,
Laß deiner Seele Gold die ganze Welt erbeuten.

Der Ahnen rühm' dich nicht, und nicht mit Reichthum prahle,
Hast belbe du, den Dank dem Herrn der Welt bezahle.

Der Armuth schäm' dich nicht, lern Müß und Noth erdulden,
Stirbst du, bezahlet Gott den Gläub'gern deine Schulden.

Arm kommst du auf die Welt, arm trägt man dich zu Grabe,
Wer zwischen Armuth wohnt, was ist denn dessen Habe?

Auf Tugend steh' dein Sinn, sie darfst du stets erwählen,
Und müßtest du sie selbst aus Allah's Händen stehlen.

Bertraue nicht der Welt, stütz' dich auf eigne Kraft.
Sei wie ein Eisenpfeil an einem Eisenstaft.

Glaubst du, ein Freund sei dein, dann sei ihm treu wie Gold,
Doch fordre nicht, daß er im Jammer dir sei hold.

Je mindrer du erhoffst in diesem armen Leben,
Je mehr wird dir vielleicht durch Schicksalshuld gegeben.

Durch Widerspruch reiz' nicht den zorn'gen Mann, o Kind,
Durch Sanftmuth heißt du ihn von seinem Fehl geschwind.

Nicht laß ob deinem Groll das Morgenroth sich heben,
Soll Gottes Sonne denn auf einem Sumpfe schweben?

Bergieb mit Huld, o Kind, dem, der dein Herz zerreißt,
Wie Allah gnädig selbst dem Satan sich erweist.

Der Schein betrügt das Herz, der Schein betrügt den Sinn,
Vern' ihn beherrschen, Sohn, und groß ist dein Gewinn.

Erkenne nicht als wahr Bahn an und Vorurtheil
Das Recht sei deine Macht, die Wahrheit sei dein Heil.

Gerecht sei Jedermann und thu' nach deiner Pflicht,
Doch riße leicht das Herz des Feinds, zerreiß' es nicht.

Die Tugend sei der Stab, daran dir des Propheten
Himmli'sche Fahne weht, laß Leben davor beten.

Sie sei dir nicht der Pfeil, der in ein Herz sich taucht,
Daß schwarzer Dampf aufsteigt, als wenn ein Opfer raucht.

Sie sei, wenn nichts mehr dich, den freien Geist, erregt,
Der Engel, der dein Herz vor Allah's Füße legt.

So sprach Ben Malik, der geheiß'n ward der Weise,
Oh' er von dieser Welt antrat die Himmelskreise.

So sprach er und noch mehr der Spruch' hätt er gesprochen,
Doch plötzlich schwieg er still, sein Auge war gebrochen.

In wie hoher Achtung die Dichtung bei den Arabern stand, davon haben wir viele Beweise. So fand zum Beispiel jährlich in Ohaz eine große Messe statt, auf der poetische Wettkämpfe veranstaltet wurden, und das Preisgedicht wurde jedes Mal mit goldenen Buchstaben auf Seide geschrieben und an dem Nationalheiligthum, der Kaaba, in Mekka aufgehängt; davon erhielten die sieben derartigen Preisgedichte, die auf uns gekommen sind, den Namen Moallakat, und sie enthalten wirklich viele große Schönheiten, ihr Grundton ist nur ein zu spezifisch arabisch-nationaler, als daß diese Dichtungen das Interesse der europäischen Welt in besonderer Weise auf sich zu lenken vermöchten.

Aus ihrer Neigung zur geistigen Beschäftigung und zum Reflectiren, zur mathematisch genauen Bemessung der ihnen gegebenen Beobachtungsobjekte ist es ferner zu erklären, daß die arabischen Dichter von jeher ungemein sorgfältig in der Behandlung der Formen, daß sie strenge Kritiker waren, denen nie ein uncorrecter Vers entging. Aus derselben Neigung ist es ferner zu erklären, daß die Versmaße aller arabischen Gedichte so überaus kunstvoll sind, und daß doch die Beduinen mit Leichtigkeit in ihnen improvisirten, daß gerade in den wüsten Steppen ein solches Gewicht auf eine schöne Ausdrucksweise gelegt wurde; freilich blieb auch ein Nachtheil nicht aus, der meist mit der formellen Sorgfalt verbunden ist: der conventionelle Zwang, der oft die Form auf Kosten des Inhalts betont. Daher tragen viele Gedichte auch den Stempel der Reflexion, des Gemachten, lassen die Regeln der Poetik mehr hervortreten als die Naturwahrheit der Empfindungen, die sie ausdrücken. Bei den Beduinen erhielten sich auch Dichtkunst und Sprache bis in die spätesten Zeiten in ihrer ursprünglichen Reinheit und Vollkommenheit, gingen doch die spätern Dichter lange Zeit zu den Ara-

bern der Wüste, um von ihnen Metrik und die reine arabische Sprache zu lernen. Ueberhaupt war es Sitte, die Kinder während mehrerer Jahre den Beduinen zur Erziehung anzuvertrauen, damit sie dort die Sitten der Väter und ihre Denkweise kennen lernten und in sich aufnahmen. Auch heute nimmt man im Verkehr mit den Stämmen Nordafrikas noch den großen Unterschied in der geistigen Regsamkeit zwischen dem echten Araber, vollends dem Beduinen und den Städtebewohnern, sowie den Wüstenkernern der Sahara, deutlich wahr.

Wie groß die Macht der Dichtung und der Dichter, wie hoch geschätzt beide waren, dafür spricht als bekanntestes Beispiel jene Erzählung, die dafür immer zuerst angeführt wird und für diese Verhältnisse wirklich außerordentlich charakteristisch und treffend ist. Auf dem Wege nach Othaz kam einst ein Dichter erschöpft und der Nahrung bedürftig in die Hütte eines armen Beduinen, der mit seinen 7 Töchtern in kümmerlichster Weise das Leben fristete. Doch er fand freundliche Aufnahme bei ihnen, sie gaben dem unbekanntem Fremden freudig, was sie an Lebensmitteln besaßen. Der Dichter, gleich arm wie seine Gastfreunde, konnte ihnen nur mit aufrichtigen Worten danken, denn seine einzige Habe war die Poesie. So zog er seines Weges, aber in Othaz angekommen, besang er die Gastfreundschaft des armen Mannes und die Noth, in der er und seine sieben Töchter lebten. Von einem Dichter öffentlich besungen zu sein, das war die höchste Ehre und galt mehr als Reichthum, und bald kamen Bewerber von allen Seiten herbei, zu freien um des armen Mannes Töchter, die bis dahin Niemand beachtet hatte; so wurden sie und ihr alter Vater reich durch die Datteln, die sie dem Fremden gegeben, und durch des Dichters Wort.

Wild und gewaltig wie der Wüstensturm, blutig und

furchtbar wie die Feldschlacht ist das arabische Heldenlied, und das mächtigste unter ihnen ist eine Kasside des Dichters Schanfara, der verstoßen von seinem Stamme in den Wüsten allein umherirrt und bei den wilden Thieren die Freundschaft sucht, die die Menschen ihm verweigern; so singt er

(Hamâsa)

Auf Erden steht dem Edlen noch ein Port vor Kränkung offen,
Ein Zufluchtsort, wo er von Haß und Neid nicht wird betroffen.
Gefellen find' ich außer euch den Panther mit der Mähne,
Den Wolf, den abgehärteten, die sträppige Hyäne;
Die Freunde, die ein anvertraut Geheimniß nicht verrathen,
Und ihren Freund nicht geben Preis für seine Freveltthaten . . .

und weiter

Die drei Gefährten, die ich hab', ein Herze kühn verwogen,
Ein blankes wohlgeschliffnes Schwert, ein langer brauner Bogen,
Ein klingender, glattschaftiger, solch einer, den Gepränge
Von Knäufen und von Troddeln schmückt, sammt seinem Wehrgehänge,
Der, wo von ihm der Pfeil entfliegt, aufseufzt wie die betrübte
Klagemutter, die um Sohnes Tod Wehruf und Schmerzlaut übte u. s. w.

Ein höchst wichtiger Zweig der arabischen Literatur war und ist die Märchendichtung. Zum großen Theil allerdings von Indien ausgehend und durch die Reisenden nach Arabien übertragen, hatte sie dort den fruchtbarsten Boden gefunden und wurde durch die Araber der europäischen Welt zugänglich gemacht und über sie verbreitet. Es war das höchste Vergnügen für die Städte- und die Wüstenbewohner, den phantastischen Erzählungen zu lauschen und sich mit ihnen die Zeit angenehm zu vertreiben. Das größte unter den vielen Märchenwerken der Araber ist Elf Leila, Tausend und eine Nacht, ein Werk, das wie alle andern, in alle Sprachen übertragen ist und bekannt in eines Jeden Ohr anklingt. Hierher gehören auch die echt arabi-

ſchen Maſamendichtungen, von denen die des Hariri die berühmteſten ſind. Auch heute noch giebt es in den Ländern des Orients und Afrikas Märchenerzähler von Profeſſion, wengleich Mohammed bemüht war, die Anhänger ſeiner Religion von dieſen Phantaſtereien zu befreien, und dies iſt faſt die einzige ſeiner Anordnungen, die man nicht befolgt hat; das Märchen entſpricht dem Geiſt der Orientalen zu ſehr, als daß ſie es entbehren könnten.

Die alte Religion der Araber war, nachdem einmal die urſprüngliche monotheiſtiſche Form der polytheiſtiſchen gewichen war, in Fetichismus und Dämonismus verfallen, die ſich im Stein- und Bergcultus, im Sterncultus und im Glauben an Geiſter aller Art ausſprachen. Unter den Geſtirnen fanden neben Sonne und Mond beſonders die Plejaden und der Sirius eine große Verehrung; die Sonne wurde als Nlah, dem altſemitischen Sonnengotte El, Zu ꝛc. analog, oder als Schams, der Mond beſonders unter den drei Geſtalten und Namen Al Uzza, Manat und Allat angebetet. Ein eigentlicher Prieſterſtand war nicht vorhanden; er wurde erſetzt durch den der Seher, Rahin, die ähnliches Anſehen genoſſen wie die hebräiſchen Propheten und in allen wichtigen Dingen um Rath gefragt wurden.

Unter den weitgreifenden Einflüſſen des Moſaismus und des Chriſtenthums entſtanden eine Reihe von Verſuchen, den ſinkenden und ſich zerſetzenden fetichistiſchen Glauben durch eine geläuterte und höhere Gottesvorſtellung zu erſetzen, und es zeichnete ſich in dieſem Streben beſonders die Sekte der Hanſe aus, denn die beiden genannten Religionen fanden in den Entwicklungsſtadien, zu denen ſie gelangt waren keinen Boden im arabiſchen Geiſt. Der moſaiſche Glaube trug zu ausgeprägt nationalen Charakter, das im Dogmatismus untergegangene Chriſtenthum vermochte nicht, das

Interesse der Massen zu gewinnen. Fanden auch beide Religionen eine Anzahl Anhänger unter den Arabern, so konnten sie doch den alten Glauben nicht verdrängen; die Sanyse dagegen suchten ihr einfaches, auf monotheistischer Grundlage basirendes Religionsystem, dessen Schwerpunkt wohl in einer praktischen Morallehre lag, an Stelle des schwindenden Gözendienstes zu setzen und dürfen daher als Vorläufer Mohammeds gelten, der, nach einigen Ueberlieferungen, zu ihrer Sekte gehörte; doch gelang es weder ihnen, noch den andern, reformatorische Bestrebungen verfolgenden Sekten, den durch sein Alter geheiligten Glauben der Vorväter, der in Wahrheit zum Aberglauben entartet war, auszurotten, und jeder darauf abzielende energische Versuch mußte bei den hartnäckigen Arabern sofort schwere Unruhen und Glaubenskriege erzeugen, wie sie das Auftreten Mohammeds hervorrief. Der Eingott wurde bereits, aller Wahrscheinlichkeit nach, als Allah angerufen, welchen Namen die Sinen auf Siah (Al-Siah), die Andern auf al lah, der Glanz, zurückführen; auch der Begriff Islam, Ergebung in Gott, ist offenbar schon vor Mohammed zur Bezeichnung des reformirten monotheistischen Glaubens in Gebrauch gewesen.

Das Schwinden der alten Religion, die Entstehung vieler neuer Sekten, das Umsichgreifen der fremden Glaubensbekenntnisse erzeugten im Bereich der arabischen Herrschaft eine religiöse und moralische Haltlosigkeit, die für die Dauer nicht bestehen konnte; und da unter den Religionen jener Zeit keine dem Geist und Wesen der Araber, den Erfordernissen des Klimas und Bodens entsprach, so war eine einheitliche kräftige Reform ein Bedürfnis, dem abgeholfen werden mußte. Wir sehen somit bei den Arabern, was wir bei andern Völkern beobachtet haben: daß der Zeitgeist mit Naturnothwendigkeit aus sich selbst Neues zeugt, wenn das Alte sich überlebt hat.

Von Alters her war Mekka der Hauptort Arabiens gewesen; dort befand sich die Kaaba, das Nationalheiligtum der Heidenzeit, zu dem man schon in frühesten Zeiten pilgerte. Diese Stadt war auch ein beliebter Tummelplatz der Dichter und der beste Markt für ihre Erzeugnisse. Von Mekka mußte auch die Reformation ausgehen, dort mußte der Hebel zum Sturz der veralteten Götterwelt eingesetzt werden, und wirklich ging auch von dort das neue Licht über den südlichen Orient und Occident auf, denn Abul Kassef Mohammed (der Erfahnte), einem der edelsten Stämme Arabiens, dem der Koreischiten, entsprossen, wurde dort am 20. April 571 geboren.

Als Kaufmann in Arabien und den Nachbarländern umherreisend, hatte er mit seinem scharfen Geist alle Verhältnisse des Vaterlandes und der Fremde, so weit sie ihm bekannt war, sorgfältig beobachtet und sich in dem regen Verkehr mit Juden und Christen auch mit den Lehren derselben bekannt gemacht, waren doch auch die märchenhaften Legendendichtungen der letztern überallhin verbreitet und den Arabern allgemein bekannt, da sie ihrem Geist zusagten. Er sah wie seine Nation durch die Blutrache, durch den Mangel einer einheitlichen Religion und andere Uebelstände dem Verfall entgegengeführt wurde, und verkannte, obgleich selbst Araber vom reinsten Blut, doch nicht die Fehler und Schwächen, die seinem Volke anhafteten.

Wie die meisten seiner Landsleute mit einem phantasiereichen und poetischen Geist begabt, der Rede in seltener Weise Herr, war er nebenbei bei schwächlichem Körper in hohem Grade nervös, und diese Nervosität steigerte sich später zur Krankheit, die mit periodisch wiederkehrenden epileptischen Krämpfen und verwandten Erscheinungen verbunden war. Alles dies wirkte zusammen und machte ihn unter dem Ein-

fluß der Erkenntniß, daß eine religiöse Reform nothwendig sei, zu dem was er wurde. Die Verbreitung der zoroastrisch-jüdischen Messiasidee, der Zeitgeist und die verwandten reformatorischen Bestrebungen waren der Boden, auf dem er fußen konnte. In wie weit Mohammed selbst das Opfer seiner Krankheit war, durch die Visionen getäuscht und im Glauben an seine Sendung bestärkt wurde, ist eine Frage von geringer Bedeutung; was von Wichtigkeit, ist der Geist, in dem sein Handeln wurzelte, und die Wirkungen desselben. Ihn für einen Betrüger erklären zu wollen, ist selbst dann ungerechtfertigt, wenn wir annehmen, daß er mit Bewußtsein eine Reform anbahnte, die er für nöthig und zum Besten seines Volkes erforderlich hielt, denn von dem Gedanken der Schöpfung einer Weltreligion ist in den ersten Jahren seines prophetischen Wirkens keine Rede. Seinem schwärmerischen kranken Geist lag wohl in den ersten Perioden seiner Thätigkeit jeder Gedanke an bewußten Betrug fern, und man braucht ja nur die Erscheinungen, die mit acuten Nervenkrankheiten verbunden sind, zu untersuchen, um das Verständniß für Mohammeds Selbsttäuschungen zu gewinnen. Auf ihn paßt daher in jedem Fall sein Koranwort: „Der ist kein Lügner, dessen Worte heilsam in der Welt wirken,“ und leugnen zu wollen, daß der Islam auf die afrikanischen und asiatischen Völker günstig eingewirkt hat, heißt an die Stelle objectiver Betrachtung der Culturentwicklung die christliche religiöse Unduldsamkeit einsetzen, die in ihrer Blindheit historische Thatsachen ignorirt und den Splitter im eignen Auge nicht bemerkend, den im Auge des Gegners zum Balken macht.

In dem Auftreten des Propheten, wie in der Entwicklung seiner Lehre zeigen sich drei streng von einander geschiedene Perioden. In der ersten sehen wir ihn als begeisterten

Schwärmer, als echten Araber und berebten Dichter, der lediglich das Wohl seines eignen Volkes im Auge hat, an die Wahrhaftigkeit der Offenbarungen Gottes glaubt, und die Rolle, zu der er sich durch Allah berufen hält, mit der ganzen unbeugsamen Willenskraft und Zähigkeit des Beduinen erfüllt. Auf dem Wege, den die früheren Reformatoren gebahnt hatten, fortschreitend, suchte er allmählich gegen die veralteten Institutionen und den alten Glauben anzukämpfen. Der Spott, dem er begegnete, der Zweifel an die Offenbarungen, die er für wahr hielt, die Unmöglichkeit, eine größere Zahl von Anhängern zu gewinnen, — denn lange Zeit waren seine Frau Chabidscha, seine Tochter Fatima und sein Schwiegersohn Ali die einzigen Anhänger und Gläubigen, die er fand — alle Schwierigkeiten, die sich seinem Wirken entgensetzten, konnten ihn aber nicht nur seiner Aufgabe nicht entfremden, sondern sie spornten ihn im Gegentheil zu immer kühneren Reden an, und der ungewöhnliche Helbenmuth, den er in seinem Auftreten bewies, mußte selbst den Gegnern und Spöttern endlich Achtung gebieten, denn er bezeugte dadurch zugleich, wie sehr er von der Größe der mühseligen Mission, die er auf sich genommen, durchdrungen war. Hatte er bisher, wie seine Vorgänger, die von Alters her eingebürgerten Cultushandlungen und die heidnischen Götzen geduldet, so suchte er nun die Iden zu stürzen und dem Heidenthum mit einem Male ein Ende zu machen. Ein solches Vorgehen mußte natürlich bei allen, die am Aithergebrachten und Nationalen hingen, den höchsten Unwillen erregen; die Spötter wurden nun zu Feinden, die, in ihm ein gemeingefährliches Individuum erblickend, ihn in seiner Person bedrohten und den kranken schwärmerischen Fanatiker unschädlich machen wollten. Aber selbst den wuthentbrannten Massen der Meffaner gegenüber, die ihm nach dem Leben

trachteten, die ebenso unbeugsam und zäh in ihrem Willen und in ihren Anschauungen waren wie er, wich er nicht, sondern rief ihnen jenen bekannten Satz entgegen: „Und wenn ihr zu mir kämet mit der Sonne in der Rechten und dem Mond in der Linken, so würde ich doch nicht einen Schritt zurückweichen von dem Wege, den ich betreten.“ Diese Unerforschlichkeit und der persönliche Muth, die Hoheit seiner Sprache waren es, die seinem Glauben und seiner Fahne nunmehr Manche zuführten. Damit aber waren die Verhältnisse so zugespitzt worden, daß der Glaubenskampf fernerhin mit dem Schwerte geführt werden mußte. Die kleine Schaar der Gläubigen war der Uebermacht der Mekkaner nicht lange gewachsen, und Mohammed sah sich endlich am 15. Juli 622 gezwungen, mit seinen Anhängern Mekka zu verlassen und nach Medina zu fliehen, und gerade diese Flucht, die Hedschra, wurde von weltgeschichtlicher Bedeutung, denn von nun an trat Mohammed als Krieger auf, der sein Volk zu seinem Glauben zwingen wollte. Jetzt fing er an, das Gebäude auszuführen, dessen Plan er in Mekka, seiner Intuition folgend, entworfen hatte. Bald beschränkte er sich nicht mehr darauf, den Cultus zu ordnen, das neue Religions-system bewußt auszuführen — und dies sprach sich von nun an auch in einer andern, von seiner frühern abweichenden Rede-weise und Art des Vortrags aus — sondern er strebte nun danach, sich zum Herrscher von Medina aufzuwerfen und die Idee des theokratischen Reiches, die seinem Geist jetzt vor-schwebte, zu verwirklichen. Statt des gottbegeisterten Dichters tritt uns nun der politische Gesetzgeber entgegen, der mit Bedacht seine Verordnungen erläßt und als kluger Politiker jede Gelegenheit ausnützt, die seinen und seiner Gemeinde Zwecken dienen kann. Er organisirt den Kampf gegen die Mekkaner, er sucht die Judengemeinden um Medina und im

nördlichen Arabien für seinen Glauben zu gewinnen, und bekriegt sie, wenn sie sich ihm nicht unterwerfen; Raubzüge gegen einzelne Stämme sollen seine Gläubigen ermutigen und stählen zu den schweren Kämpfen, die mit den Mekkanern bevorstehn. Es gilt nun die Existenz der Gemeinde, die er gewonnen hat und der er in kluger Berechnung eine communistische Verfassung giebt, weil diese einmal dem Wesen der semitischen Rasse und der Araber im Speziellen entspricht, und weil durch die gleiche Vertheilung der Beute und des Besitztums unter die Gläubigen die Interessen mehr consolidirt, der kleinen Theokratie dadurch größere Kraft verliehen wird. Den Andersgläubigen wird, so weit die Macht des Propheten reicht, eine Steuer auferlegt, deren Ertrag unter die Gläubigen vertheilt wird, die für nichts zu sorgen haben, als den Islam mit ihrer Kraft zu unterstützen und zu verbreiten. Durch die Nothwehr gegenüber den Feinden nimmt der Islam nun also den Charakter an, mit dem er nachher über die Grenzen Arabiens hinausging; der Prophet wird allmählich durch die kleinen oft zweifelhaften Erfolge kühn gemacht und wagt den letzten Schritt: er sendet an den König von Persien, an den Kaiser von Byzanz, an den König von Abyssinien, an den Statthalter von Aegypten und an die Häuptlinge mehrerer großer arabischer Provinzen die Aufforderung, sich zu seinem Glauben zu bekehren. Es begreift sich leicht, daß die meisten dieser Fürsten eine so anmaßende Zumuthung eines kriegerischen Religionsstifters, der den nächsten Provinzen in Wirklichkeit nur als räuberischer Bandenführer bekannt war, mit Geringschätzung aufnahmen; nur einige arabische Stammhäupter kamen der Aufforderung Mohammeds aus Furcht vor seiner Macht nach. Was in dieser Handlungsweise des Propheten von Wichtigkeit, ist der Umstand, daß er damit die Idee einer neuen Weltreligion

zu erkennen giebt, die universalistische Tendenz des Zeitgeistes der nationalen arabischen Religion aufspießt, den Gedanken an ein theokratisches arabisches Weltreich concipirt und denselben nun als Staatsmann praktisch durchzuführen sucht. Mit sicherem Scharfblick und in sorgfältiger Prüfung dessen, was auf die Massen einwirken kann, um sie seinem Glauben zuzuführen, in richtiger Würdigung der Bedürfnisse, die die klimatischen Verhältnisse des Südens erfordern, verkündet er weiter die vermeintlichen Offenbarungen Gottes, schärft, erzürnt über den Widerstand und die Nichtachtung, die er außerhalb und innerhalb Arabiens findet, den Gläubigen den Kampf gegen die Andersgläubigen ein, und es gelingt ihm endlich, die entschiedensten Gegner, die Meekaner, für sich zu gewinnen. In Folge davon wurde denn auch bald der Widerstand der Araberstämme gebrochen, der Islam, äußerlich wenigstens über die ganze Halbinsel ausgebreitet.

Das Auftreten Mohammeds, die Art der Verbreitung seiner Lehre, wurden natürlich auch für seine Nachfolger, die Chalifen, maßgebend, und der Umstand, daß der Islam von der Zeit seiner Entstehung an mit Hülfe des Schwertes verbreitet wurde, ist ihm von den Gegnern desselben zu allen Zeiten zum Vorwurf gemacht worden. Der unparteiische Culturhistoriker wird aber zugestehen müssen, daß die Unduldsamkeit, die Bekehrungswuth bei den Mohammedanern nie so groß gewesen sind, wie bei den Christen, daß der Islam sich zu diesen Zwecken nie so schmäblicher Mittel bediente, wie die Kirche sie oft genug angewandt hat. Der Krieg verfolgte, wenn wir genauer prüfen, weniger den Zweck der Ausbreitung des Glaubens, sondern wurzelte in der überschäumenden Eroberungslust und zielte thatsächlich auf die Ausdehnung der arabischen Herrschaft ab; vorausgesetzt, daß

sich der Ungläubige den Gesetzen und den ihm auferlegten Pflichten unterwarf, war er nicht gezwungen, seinen Glauben gegen den Islam zu vertauschen. Bezeichnet man den aus praktischen Gründen erfolgten Uebertritt vieler Individuen und Völker zum Glauben Mohammeds als eine unmoralische Wirkung dieser Religion, so vergißt man die Mittel, welche die verschiedenen Religionen und vornehmlich das Christenthum zur Verbreitung ihrer Herrschaft angewandt haben, auf der Waage unparteiischer gerechter Forschung abzuwägen, die das Christenthum dem Islam gegenüber überhaupt nur zu gern unbenutzt läßt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß als Ganzes die Grundlehren des Christenthums höher stehen als die des Islam, dem letztern haftet zu viel Persönliches an, zu vieles, was nur ganz bestimmten Zwecken, was den augenblicklichen Interessen des Propheten diente, und die Aufgabe der Nachfolger wäre es gewesen, statt die ganze Masse der Suren, der Offenbarungen Mohammeds, kritiklos zum Koran zusammenzustellen, die Widersprüche, die sich darin befanden, zu beseitigen, das Ueberflüssige fortzulassen und die einfachen Morallehren herauszuziehen. Das legislatorische Element ist überdies im Koran so stark vertreten, daß es das rein Religiöse und die Ethik überwuchert und ihm etwas von seiner höheren Weihe raubt.

Die erste Grundlehre des Propheten war der strenge Glaube an einen Gott, und wenn die Vorstellung desselben auch nicht frei von Anthropomorphismus ist, so wird doch die Einheit mehr betont, als in irgend einer andern Religion; daher auch der Widerstand, den der Mohammedaner den Befehrsversuchen christlicher Missionäre entgegensetzt. Die Vorstellung der Einheit Gottes hat sich dem Gläubigen so fest eingeprägt, daß der Gedanke der Gottessohnschaft, sowie der der Trinität ihm als Abgötterei erscheinen muß. Doch

wurde dadurch nicht verhindert, daß der Aberglaube, daß eine Art von Heiligencultus sich einschlich. Im entschiedenen Gegensatz zum Christenthum verbot Mohammed auch jeden Bilderdienst; dieses Verbot richtete sich natürlich zunächst gegen die Götzen der heidnischen Araber, daß er es aber so sehr betonte, war hauptsächlich durch die Erscheinungen geboten, die der christliche Cultus zu seiner Zeit zeigte, denn die Araber, wie die Semiten überhaupt, waren von jeher zu wenig objectiv, als daß sie in der Bildnerei irgend etwas hätten leisten können.

Das zweite Dogma war der Glaube an die göttliche Sendung des Propheten; und zwar lehrte Mohammed, daß Abraham, Moses, Jesus und die jüdischen Propheten seine Vorgänger wären, die ebenfalls Anerkennung verdienen, daß er aber als der letzte Gesandte Gottes den wahren Islam zu verkünden berufen sei.

Gebet und Fasten, Almosen geben und die Pilgerfahrt nach Mekka waren weitere Fundamentallehren des Propheten; die Vorstellungen des Jenseits waren verbunden mit der der Vergeltung, der Belohnung der Frommen und der Bestrafung der Gottlosen.

Diese einfachen Grunddogmen, die leichtverständlichen Moral- und Civilgesetze wichen in ihrem Charakter von den Dogmen des Christenthums so sehr zu ihrem Vortheil ab, daß die afrikanischen und asiatischen Völker sich freudig der neuen einfachen Lehre zuwandten, denn die religiösen Zustände waren unter den endlosen Glaubenskämpfen der zahllosen christlichen Sekten beinahe ebenso trostlos geworden, wie damals, als das Christenthum sich entwickelte. Mohammed hatte die Erfordernisse des südlichen Klimas und der dadurch bedingten socialen Verhältnisse wohl erkannt und gebührend berücksichtigt, und dieser Umstand ist es besonders, der dem

Islam eine so außerordentlich schnelle Verbreitung verschaffte. Das Christenthum legte den süblichen Völkern Beschränkungen auf, die sich naturgemäß mit dem Charakter der Länder und Völker nicht vertragen konnten, und diese in beständigen Conflict mit sich und der ihrem Wesen widerstrebenden Religion brachten.

Was endlich den Fatalismus anbetrißt, der dem Islam vorgeworfen wird, so ist derselbe von denjenigen Sekten, die ihn zum Dogma erhoben haben, mehr in den Koran hineininterpretirt worden, als wirklich in ihm enthalten. Die wenigen Stellen, die einen positiven Anhalt dafür bieten, sind zunächst verschwindend an Zahl gegenüber denjenigen, in denen die Freiheit des individuellen Willens und der individuellen Handlungsweise besprochen wird; ferner aber liefern jene Stellen durch sich selbst, durch den Geist, in dem sie wurzeln, und durch die Verhältnisse, unter denen sie entstanden, den Beweis, daß sie unter dem Einfluß der augenblicklichen Umstände und zu ihrem Zweck geschaffen wurden; in Wirklichkeit ist die Ergebung in den Willen Gottes, wie sie Mohammed im Koran predigt und die Abhängigkeit des Menschen von demselben nicht anders gedacht, als die entsprechenden Lehren der christlichen Kirche.

Der Tod des Propheten brachte das Reich, das er unter schweren Kämpfen geschaffen, wieder in große Gefahr zu zerfallen, und es bedurfte der eisernen Willenskraft der ersten Chalifen Abu Bekr, Omar und Othman, um Mohammeds Lehren und dem, was sie erzielt hatten, Bestand zu verleihen. Sogleich begann nun auch die Sektenbildung, indem die Moslemn sich hier um Abu Bekr, dort um den Schwiegersohn Mohammeds, Ali, scharten, und diese Spaltung hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die Wirkungen des Islam traten natürlich zuerst im

arabischen Volke zu Tage. Der vernichtende böse Dämon, der die arabischen Stämme bis dahin gespalten hatte und sie langsam vertilgte: die Blutrache, wurde durch des Propheten Lehren ausgetrieben und andere schädigende Institutionen aufgehoben. Die Stämme wurden zum Staat geeint, an dessen Spitze das geistliche Oberhaupt, der Nachfolger des Propheten, der Chalif, trat; das Schwert der neuentstandenen Nation wurde für den Islam geschwungen und eroberte im Sturme die in ihren Fundamenten durch ihre Religionsstreitigkeiten erschütterten Länder Nordafrikas und Asiens. Ueberall wurde die arabische Herrschaft begründet und die kleinen Schaaren der Beduinen, die, von religiösem Fanatismus erfaßt und voll von Begeisterung für die neuen Ideale, die sie gewonnen, ihrer Kraft keine Zügel anlegen konnten, warfen vor sich alles nieder, was sich ihrem ungestümen Anprall entgegenzustellen suchte. Bald waren die Heerführer gezwungen, die unterworfenen Völker zur Kriegführung heranzuziehen, und von nun an bildeten die Araber im Heere wie dann später auch im Staatsdienst das bevorzugte ethnische Element, den Adel, der die Führung des Schwerts für seine Hauptaufgabe erachtete. Dieses Moment ist bei der Betrachtung der Entwicklung der großen Länder, aus denen sich das Chalifat zusammensetzte, wohl ins Auge zu fassen. Ueberall, wohin die Araber kamen, konnten sie nur die sehr kleine Minorität der Bevölkerung bilden, die große Masse derselben bestand dauernd aus den in den betreffenden Ländern Eingeborenen. Die Cultur, die sie, die rohen Wüstenjöhne, dort vorfanden, konnten sie nicht durch eine eigene ersetzen, sie ließen sie, in so weit sie nicht den Lehren des Islam widerstrebte, bestehen und gaben nur durch die neuen Elemente, die sie dazu brachten, einen neuen Impuls für den Ausbau dessen, was seit Jahrhunderten und Jahrtausenden bestand. Leugnen zu

wollen, daß bei diesem Eroberungsturm, der über die Länder vom atlantischen bis zum stillen Ocean im Laufe von kaum hundert Jahren hinwegbrauste, manche Ueberreste früherer Culturen vernichtet wurden, wäre ungereimt, denn Kriege sind immer, auch heute noch, von Zerstörung und Verwüstung begleitet, und die Araber waren ein gerade so urkräftiges Naturvolk wie die Germanen — aber behaupten zu wollen, sie hätten barbarischer Zerstörungslust die Zügel schießen lassen, heißt den Charakter der Araber verkennen, die historischen Thatsachen ignoriren, und ist der gehässige Ausdruck kleingeistiger religiöser Unbulsamkeit. •

Für die Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit ist es von höchster Wichtigkeit, zu prüfen, wie der Islam auf die Völker wirkte, die sich ihm unterwarfen, und da ergiebt sich denn, wenn wir es mit wenigen Worten zusammenfassen, folgendes Resultat. Als Religion wirkte der Islam nur auf die Moral ein und wurde seinerseits durch die in den einzelnen Ländern bestehenden Religions- und Weltanschauungen mehr oder weniger modificirt. Die Civilgesetze und die Verfassung der Chalifen gaben den Ländern und ihren socialen Verhältnissen eine entsprechende Physiognomie, aber ebensowenig wie irgend eine andere Religion wurde auch der Islam als Religion im eigentlichen Sinne culturfördernd. Das Verbot der bildlichen Darstellung leben der Wesen wirkte schädigend auf die Kunst indogermanischer Völker und erzeugte dort die Ausbildung der Symbolik und Verflüchtigung der lebensvollen Figuren zu phantastischen Arabesten; daß aber die Grunddisposition der Völker doch auch selbst solchen Verboten gegenüber nur leicht berührt wurde, zeigt die indische und persische Kunst unter der Herrschaft des Islam. Das Verbot des Weintrinkens konnte in Persien nicht durchgeführt werden, da das Klima

dieses Landes der für die Natur Arabiens und Afrikas angemessenen Beschränkung nicht entsprach. In der Hauptsache wirkte der Islam indessen nur mittelbar und zwar insofern auf die psychische Cultur ein, als er als fremdes Element einen neuen Impuls gab und die Völker aus der Lethargie erweckte, in die sie durch die den Geist erstickende und ertödtende Atmosphäre entarteter und im starrsten crassesten Dogmatismus aufgegangener Religionen versunken waren. Nicht der Islam direct, sondern die durch seine Verbreitung in der stagnirenden Völkermasse Nordafrikas und Westasiens hervorgerufene Bewegung war es, die den großen Aufschwung erzeugte, den die arabische Herrschaft, das Chalifat, kurze Zeit nach seiner Begründung aufweist, und die scheinbar durch den Islam hervorgerufen wurde. Die Verbindung fremder Factoren, die Vermählung arabischen Geistes mit den verschiedenen nationalen Geistern ließ die herrlichen Früchte entstehen, die die materielle und die psychische Cultur des Chalifats im Orient, in Spanien und Sicilien zeigt, und zwar war es auch hier wieder der Krieg, der die Verbindung der fremden Elemente vermittelte.

Für die schöne Literatur waren die Lehren des Propheten nicht günstig, die Dichtung trat zunächst in den Dienst der Religionen, verlor ihren naturwüchsigen Charakter, wurde conventionell und endlich am Hofe der Chalifen höfisch, diente der Lüge und der niedrigen Schmeichelei. Auch die Sprache litt, denn einmal wurde sie durch die fremden Sprachen sehr beeinflusst und zerlegt, andererseits wurde sie verfeinert und verlor ihre ursprüngliche Kraft ebenso wie die Völker unter dem Druck des theokratischen Despotismus, in den die ursprünglich auf communistischer Basis begründete Chalifenherrschaft allmählich ausartete. Der eindringenden Verschlechterung der Sprache wirkte freilich in gewissem Grade

das von Mohammed jedem Gläubigen gebotene Studium des Koran entgegen, der sprachlich und stilistisch zu den schönsten Producten der arabischen Literatur gerechnet wird: das Koran-Arabisch wurde das Verständigungsmittel, die Verkehrssprache für die Staaten, die in dem mächtigen Chalifenreiche nach und nach aufgingen.

Anders war es mit der Wissenschaft, obgleich die Lebensbedingungen für diese dieselben waren wie für die schöne Literatur; sie entwickelte sich und blühte unter der Sonne des Chalifats. So lange der Krieg die Gemüther beherrschte, so lange die Chalifenherrschaft noch nicht vollkommen befestigt war, konnte man freilich an gelehrte Studien nicht denken; mit der Verlegung der Residenz nach Damaskus durch die Ommajaden beginnt aber die Blüte von Kunst, Gewerbe und Wissenschaft im ganzen Reiche. Besonders der Hof wurde der Sammelplatz von Gelehrten aller Länder, ungeheure literarische Schätze wurden in den Residenzstädten aufgehäuft und durch Volks- und Gelehrtenschulen in der erfreulichsten Weise für die Volksbildung gesorgt. Wie sehr die geistigen Interessen vorwalteten, erhellt z. B. daraus, daß bei Friedensverträgen den besiegten Nationen von Seiten der Chalifen zuweilen in erster Linie, ja ausschließlich die Auslieferung von Bibliotheken, von den gesammten Werken der betreffenden Nationalliteraturen auferlegt, die Ueberlassung hervorragender Gelehrten bedungen wurde.

Die Chalifen gingen ihrem Hofstaat zum Theil mit dem besten Beispiel voran, sie schufen nicht allein Gelehrtenhöfe um sich her, sondern suchten sich selbst durch hohes Wissen auszuzeichnen und die Wissenschaft in jeder Weise zu fördern. Freilich dauerte diese glückliche Zeit nicht lange, und nach Harun al Raschid, dem Zeitgenossen Karls des Großen, und el Mamun, unter denen Kunst, Dichtung und Wissenschaft

im Orient ihre höchste Vollendung erreichten, beginnt auch schon wieder der Verfall, während allerdings in Spanien die arabische Cultur erst ihrer und zwar noch schöneren Blüte entgegenging.

Dem semitisch-arabischen Charakter entsprechend waren es die Naturwissenschaften, Mathematik, Astronomie und Medizin, die die Araber vorzugsweise pflegten; sie alle aber wurden verbunden mit der Philosophie, die in Spanien bedeutende Vertreter unter den Mauren, hauptsächlich aber unter den Juden fand. In ihren wissenschaftlichen Studien stützten die Araber sich vornehmlich auf die Werke der Alexandriner, und Humboldt sagt hierauf bezüglich im Kosmos: „Unablässig fortarbeitend, sich die Früchte früher gebildeter Generationen durch Uebersetzungen mühevoll aneignend, erweiterten die Araber die Naturansichten und schufen vieles Eigene,“ und weiter: „Sie sind als die eigentlichen Gründer der physischen Wissenschaften zu betrachten“. „Für die Chemie fing mit den Arabern gleichsam ein neues Zeitalter an.“ Es konnte freilich bei ihrem lebhaften, zum Phantastischen neigenden Geist nicht ausbleiben, daß die Forschungen der Wissenschaft auch mißbraucht wurden, daß „Alchymie, Zauberkunst und mystische Phantasien auch hier wie überall im Mittelalter die wahren Resultate der Erforschung verunreinigten“. Ueberhaupt sagt Humboldt von den Arabern im Allgemeinen, und sein Urtheil darf bei seiner großartigen und sicher fundirten Weltanschauung wohl als gültig betrachtet werden: „eine lebensreichere Erscheinung hat keine andere Völkerbewegung dargeboten“.

Die Chalifen scheuten keine Mittel, die kostbaren griechischen Quellenwerke aufzukaufen, um dadurch die Studien zu fördern, und el Mamun ist es zu danken, daß manche Denkmäler griechischer Literatur gerettet wurden, „die ohne die Araber gänzlich für uns verloren gegangen wären“.

Am erfreulichsten — wie sehr man sich auch bemüht, sie zu verdunkeln — sind die Vilder, die Südspanien und seine Cultur unter der Herrschaft der Araber uns darbieten. Diese Epoche war die glücklichste, die das bedauernswerthe Land durchgemacht, denn wie überall, so entwickelten auch dort die Araber eine ungeheure Thätigkeit. Das Land wurde in sorgfältigster Weise bebaut und canalisirt, viele fremde Pflanzen wie das Zuckerrohr, Indigo, Safran, die Palme wurden dorthin übertragen, die Seidencultur eingeführt und vor Allem wurde für die geistige und künstlerische Ausbildung in unermüdlicher Weise gesorgt. Bald entstanden in allen größern Städten des maurischen Spanien Hochschulen und Bibliotheken, deren Werke nach Hunderttausenden zählten und aus ganz Europa kamen Studirende nach Cordova, Sevilla, Alcalá, Granada &c. Vor allen aber zeichnete sich zunächst Cordova durch seine hohe geistige Cultur aus, es war der Herrscheritz eines unabhängigen Chalifats, das bei dem Sturze der Ommajadendynastie durch die Abassiden 750 n. Chr. von dem letzten Sprößling jener Familie: Abberrahman gegründet worden war.

War nun Cordova der Hauptitz der Gelehrsamkeit und der Dichtung, so war Sevilla besonders bedeutend durch die Pflege der Musik, und so sollte in Granada, dem letzten Stützpunkt der Araber, sich die Kunst in schönster Weise entwickeln und die gesammte maurische oder arabische Cultur sich noch zum letzten Male concentriren. So begegnen uns denn auch die Spuren der Araber überall und besonders in Andalusien, in den Resten ihrer herrlichen Architektur, in der Bodencultur, in dem Bewässerungssystem, das sie anwandten und das den bis dahin brach liegenden Boden in kurzer Zeit in einen herrlichen Garten umschuf. Unter den Arabern wurde Spanien das Haupt Europas, der helleuch-

tende Morgenstern der Welt, der seine Strahlen sogar in die deutschen Klosterzellen warf.

Wie hat denn nun aber die maurisch-arabische Cultur auf den Entwicklungsgang der europäischen Cultur und den Geist der Menschheit eingewirkt?

In Beantwortung dieser Frage müssen wir die Araber zunächst als Vermittler fremder Culturerzeugnisse in's Auge fassen.

Kein Volk hat bis in's späte Mittelalter hinein so viele Männer auf Reisen geschickt als die Araber. Es waren nicht Vergnügungsreisen, die unternommen wurden, sondern es war der Wissenstrieb, der die Gelehrten alle Schwierigkeiten überwinden und vor nichts zurückscheuen ließ. Wenn sie nur der Wissenschaft nützen konnten, so fragten jene Männer nicht nach den Strapazen und Gefahren, denen sie entgegen gingen, und es waren zum Theil ganz neue Gebiete, die durch die Reisen der arabischen Gelehrten eröffnet wurden. Alle Zonen wurden um zoologischer, botanischer, geologischer Studien willen erforscht und die tüchtigsten, scharfsinnigsten Männer der Nation kamen bis nach China und Japan. Daher wurde denn auch die Geographie von den Arabern zuerst wissenschaftlich behandelt und fand durch sie Eingang in Europa. Sie waren die ersten seit den Griechen, die wieder Landkarten entwarfen; sie stellten Erdgloben her, nach denen sie lehrten. Es war natürlich, daß neben den für wissenschaftliche Zwecke veranstalteten Sammlungen auch manche Erfindungen und Erzeugnisse des Auslandes mit in die Heimat gebracht wurden; so lernten die Araber in China das Papier kennen und führten es schon im achten Jahrhundert in Spanien ein, von wo es sich jedoch erst gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts über die Grenzen des maurischen Reiches hinaus zu verbreiten begann; in Italien z. B.

erscheint es erst im vierzehnten. Daß es sich so langsam verbreitete — nun, das lag daran, daß das übrige Europa in tiefer geistiger Nacht ruhig schlummerte und kein Bedürfniß fühlte, sich ein leichtes und billiges Schreibmaterial zu beschaffen. Die wenigen Priester und Mönche, die lesen und schreiben konnten, thaten dies, so weit es nöthig war, für die ganzen Völker, und so konnte man noch bei dem kostspieligen Pergament verbleiben. War dieses einmal ausgegangen, so wußte man sich der Art zu helfen, daß man alte griechische und römische Manuscripte auslöschte, um darauf vielleicht — Kirchenlieder oder die Werke der Kirchenväter zu schreiben.

Aus China hatten die Araber den Compaß mitgebracht und benutzten ihn auf ihren Reisen, sowie zur Bestimmung der Himmelsrichtung, in der Mekka liegt, — wohin das Gesicht des Gläubigen bei dem Gebet gerichtet sein muß — lange vor seiner angeblichen Erfindung in Europa.

Des Schießpulvers wird in arabischen Schriften schon um 1100 Erwähnung gethan. Beachtenswerth ist auch die Herstellung von Spielkarten durch Druck mittelst Pressen und Holzschnitten. Der Branntwein wurde als Arzneimittel nach Spanien eingeführt; so wurde auch indischer Rohrzucker in der Pharmaceutik verwandt.

Indischen Ursprungs und durch die Araber vermittelt sind auch unsere Zahlzeichen und die Art, Zahlwerthe durch die Position der Ziffern auszudrücken. Bei den Persern hatten die Araber manche Musikinstrumente kennen gelernt, die ihnen fremd gewesen; sie nahmen sie an, vervollkommneten sie, und Europa adoptirte sie von ihnen.

Doch es würde zu weit führen, Alles aufzuzählen, was die Araber von fremden Völkern annahmen und Europa in der Folge vermittelten; werfen wir noch einen Blick auf das, was sie persönlich leisteten.

Noch besaß das gesammte übrige Europa keine Büchersammlung, die die Bezeichnung Bibliothek verdient hätte, als das arabische Spanien deren bereits 70 aufwies, von denen manche über 100 000 Rollen umfaßten. Wer sich den wissenschaftlichen Studien widmen wollte, mußte nach Spanien gehen, denn bis zum elften Jahrhundert wurden die Wissenschaften nur dort, auf den maurischen Hochschulen gepflegt, deren es sieben gab; und bis in's sechzehnte Jahrhundert finden wir zum Theil die Lehrbücher der arabischen Professoren an christlichen Hochschulen angewandt. Ihre astronomischen und geographischen Werke haben noch den Gelehrten der neuesten Zeiten zum Anhalt gebient. Ganze Wissenschaften, Instrumente, chemische Producte, Medicamente tragen noch heute die Namen und Bezeichnungen, die ihnen die Araber gaben.

Während in den christlichen Landen die Kranken mit dem Glauben, mit Reliquien und Heiligenbildern curirt wurden, hatte sich die Medizin mit allen ihren Zweigen und Hülfswissenschaften — mit Ausnahme der Anatomie, die wenigstens offiziell nicht gestattet, im Geheimen aber auch gepflegt wurde — auf den arabischen Universitäten in erstaunlicher Weise entwickelt. Die Heilmittellehre wurde dort wissenschaftlich ausgebildet, die Apotheker standen unter strenger obrigkeitlicher Controlle, so auch zum Theil die Aerzte, um unwissende Duacksalber von der Ausübung ärztlicher Praxis fern zu halten. Diese Ausbildung der Arzneimittellehre hatte umfassende botanische und chemische Studien zur Folge. Zahlreiche neue medizinische Gewächse wurden in die Reiche der Araber verpflanzt und botanische Gärten wurden angelegt. Chemie und Physik entwickelten sich im Dienste der Medizin zu selbständigen Wissenschaften. Die Chirurgie wurde in hohem Maße ausgebildet, es gab unter den Mauren viele

berühmte Operateure, und bei Operationen an weiblichen Personen wurden die Dienste darin unterrichteter Frauen in Anspruch genommen.

Nächst der Medizin und den damit verbundenen Naturwissenschaften waren es besonders die Astronomie, Astrologie, Geometrie und Algebra, denen man sich, gestützt auf die Werke der Griechen, an den arabischen Universitäten widmete. Mit Bezug auf ihre Leistungen auf dem Gebiet der Astronomie sagt Humboldt: „Sie erzielten Resultate, die in der großen Epoche von Keppler und Tycho wesentlich zur Begründung der theoretischen Sternkunde beigetragen haben“. Sternwarten waren in Menge in allen arabischen Staaten errichtet worden, und die Beobachtungen, die man auf ihnen machte, waren von einer Genauigkeit, die bei dem Mangel an guten Fernrohren wunderbar ist.

Aber auch auf andern Gebieten des Wissens waren die Araber bedeutend. Für ihre Sprachstudien schufen sie griechische, lateinische und hebräische Wörterbücher. Sie hatten große, sorgfältig ausgearbeitete Encyclopädien über alle Zweige des Wissens. Sie schrieben Abhandlungen über Handel und Gewerbe, über Ackerbau und Bewässerungskunst, über Numismatik, Chronologie, Topographie und Statistik; sie zeichneten die Biographien ihrer Dichter auf u. s. f. — Ihre historische Literatur umfaßt viele sehr große und bedeutende Werke, die zum Theil noch unstudirt sind; sie sind die Muster der Chroniken, die in der Folgezeit in allen Ländern der Christenheit abgefaßt wurden.

Die Philosophie endlich war auf dem Boden des Islam eine fremde Treibhauspflanze, die sich nur mühsam das Leben fristen konnte, denn die Autorität des Koran war durch sie gefährdet und hinderte ihre Entwicklung. So fand sie denn auch nur in den Landen eine sorgfältige Pflege, in denen

man sich mehr vom Drucke des strengen Glaubens emancipirt hatte, besonders in Spanien, und es ist wunderbar, daß sich im Wesentlichen aus ihr die christliche scholastische Philosophie ausbildete. — Waren die Juden in jeder Hinsicht die Vermittler zwischen den Arabern und der Christenheit, so zeichneten sich jüdische Gelehrte doch besonders auf den Gebieten der Medizin und Philosophie aus.

Neben diesen und andern directen Einflüssen, die die Araber auf den Geist und die Wissenschaftlichkeit Europas ausübten, lassen sich noch viele indirecte mehr oder weniger deutlich nachweisen, ja, manche Erscheinungen des Mittelalters sind gar nicht zu verstehen, wenn wir nicht das Einwirken des arabischen Geistes annehmen wollen. So sind Ritterthum, Frauendienst und Minnedichtung zwar keineswegs auf arabischen Ursprung zurückzuführen, doch aber sehr wesentlich durch arabischen Geist und arabische Institutionen beeinflusst worden. Das Ritterthum bildete sich unabhängig und zu ganz verschiedenen Zeiten in den Wüsten Arabiens und in den Gefilden nordisch-germanischer Länder aus. Die Vereinigung dieser beiden zeugte das mittelalterliche Ritterwesen. Der Frauendienst hat seine Wurzeln im Mariencultus, in arabischer, in normännischer Galanterie, in germanischer Hochachtung und Verehrung der Frauen und in dem der Jugend eigenen Gefühlsleben — befanden sich doch die Völker Europas, als sie aus ihrem langen Schläfe erwachten, zur Zeit der Kreuzzüge und des Ritterwesens in dem schönen Entwicklungsstadium der Jugend. Die Minnepoesie endlich mit ihrer überschwänglichen Romantik wurzelte in der arabischen Lyrik, war aber beeinflusst durch den Charakter der Völker, bei denen sie Boden und Nahrung fand; dadurch wurden auch ihre Formen bedingt. —

Fassen wir die Leistungen und Einflüsse der Araber

zusammen, worunter die unter arabischer Herrschaft stehenden, dem Islam gewonnenen Völker zu verstehen sind, denn die eigentlichen echten Araber bildeten, wie gesagt, nur den Adel in den eroberten Ländern —, so erhalten wir folgende Resultate:

Der neue Glaube, der von ihnen ausging, erweckte die Christenheit zu neuem Leben, stützte durch seine Gegnerschaft den Bau der christlichen Kirche, der einzustürzen drohte.

Die Kämpfe der Mohammedaner mit den Christen rüttelten diese aus der Lethargie, erweckten den Rittergeist, dessen Wirkungen so bedeutend für die Welt- und Culturgeschichte wurden.

Die Araber nahmen die Leistungen früherer Culturvölker an, stützten sich darauf und setzten sie fort, pflegten die Wissenschaften, die im christlichen Europa verlegt und von dort verbannt waren.

Ihre Universitäten waren die Hochschulen für ganz Europa; die Schüler, die dort ausgebildet wurden, gründeten neue Hochschulen in christlichen Ländern und verbreiteten das wissenschaftliche Streben über die ganze Welt.

Die Leistungen der psychischen und materiellen Cultur anderer Völker wurden durch die Araber der europäischen Welt mitgetheilt und bürgerten sich dort mit ihren eigenen ein; die Araber wurden die Vermittler zwischen Alterthum und Neuzeit.

Künste und Poesie wurden bei ihnen gepflegt und die Minneichtung Europas ging ebenso wie der Geist der Romantik aus der ihren hervor.

So bewirkten sie denn, daß die Welt sich phönixartig neu gestaltete, ein neuer geistiger Frühling, eine neue Jugendzeit begann; der vom Glauben und Aberglauben gefesselte Geist des christlichen Europa sprengte seine Banden, entsfaltete sich kräftig, trieb überall Knospen und Blüten. Daß

ihre damalige Cultur allerdings an die unserige nicht heranreicht, unterliegt wohl keinem Zweifel, aber mit der unserigen dürfen wir sie auch gar nicht vergleichen. Den richtigen Maßstab für unsere Beurtheilung gewinnen wir vielmehr erst, wenn wir die Cultur der Araber im Rahmen jener Zeit betrachten, in der sie blühte, wenn wir sehen, auf welcher niedern Stufe der Culturentwicklung die andern europäischen Staaten während jener Epoche standen.

Die Einnahme Granadas durch die Christen (1492), die Vertreibung der Mauren und Moresken gaben auch der Cultur der Araber den Todesstoß; ebenso wie Spanien verfiel, um sich nie wieder zu der Bedeutung zu erheben, die die Mauren dem Lande gaben, ebenso wurde auch die Leistungsfähigkeit dieses Volkes auf dem afrikanischen Boden und durch das Klima desselben erstickt; innere Spaltungen, veraltete Staatsformen, ein veralteter Glaube haben die Mohammedaner im Allgemeinen zum Quietismus geführt. Die Möglichkeit einer Hebung ist aber darum nicht ausgeschlossen, es bedarf dazu nur eines neuen Impulses. Auf die Gläubigen ist allerdings nur durch den Glauben zu wirken. Es müßte ein neuer Prophet entstehen, den alten Glauben nach den Erfordernissen der Neuzeit — aber unter steter Berücksichtigung des Klimas, des Nationalcharacters — reformiren; ein zweiter Mohammed wäre nöthig, der mit gleich zäher Kraft und Ausdauer seine Lehren verträte, wie der erste es that. Allerdings dürfte die Zahl der wahrhaft Gläubigen auch in den mohammedanischen Ländern sehr klein sein, denn im intimen Verkehr mit dem Volke bemerkt man die den Glauben zeretzenden Wirkungen des modernen Zeitgeistes auch schon in den niedersten Schichten der Gesellschaft, und in diesem Fall könnte nur eine energische staatliche Reform belebend wirken und einen neuen Impuls geben.

Fragen wir aber endlich nach den geistigen Fähigkeiten der heutigen echten Araber, so sind dieselben im Laufe der Jahrhunderte zwar abgestumpft, aber — wie bereits erwähnt — nicht verloren gegangen, sie schlummern nur und sind, wenn geweckt, noch vollständig entwicklungsfähig. Natürlich dürfen wir die echten Araber nicht nach den verthierten, verwilderten, durch Armuth, Knechtung und Steuerdruck enttlicheten Räuberhorden der Sahara beurtheilen; wer mit dem Araber reiner Rasse verkehrte, weiß, welchen bedeutenden geistigen Fond er noch besitzt, und daß er zu den kühnsten Hoffnungen für seine Leistungsfähigkeit berechtigt, wenn sein Geist geschult würde — nicht etwa dadurch, daß er in die ertödtenden Bande des Schematismus des modernen Schulwesens geschlagen würde — sondern dadurch, daß die eingeborenen Fähigkeiten naturgemäß ausgebildet und die Expansionskraft, die heute durch den Druck der Orthodoxie gelähmt ist, unter Berücksichtigung des nationalen Charakters und der äußern Lebensverhältnisse, wieder belebt und entsprechend zur Anwendung angeleitet würden.

Der psychische Typus des Mittelalters.

Ein Gefühl der Ehrfurcht ergreift wohl jeden nicht völlig Abgestumpften, der in einen jener mächtigen Dome eintritt, die mit ihren gewaltig sich aufthürmenden und zugleich doch harmonisch gegliederten Massen an und für sich schon einen überwältigenden Eindruck auf das Gemüth machen und es die Erhabenheit des Idealismus empfinden lassen, der, die Religion durchwehend, hier Gestalt und Form annahm. Entzücken diese Gebäude und der Cultus, dem sie dienen, den Menschen schon durch ihr Aeußeres und durch ihre Bestimmung der Gegenwart, indem sie den Mysticismus, in dem die Ideen wurzeln, welchen sie ihren Ursprung verdanken, auf die Sinne und den Geist einwirken lassen, so mahnen sie ferner auch noch an ihren alten Ursprung, an die stürmischen Zeiten des Mittelalters, in das sie mit ihren Fundamenten zum Theil weit hineinreichen, führen dem Beschauer, der sich und Hunderte von Mitmenschen in den geräumigen Hallen gleichsam als ein Nichts verschwinden sieht, seine Bedeutungslosigkeit zu Gemüthe. Wie viel mehr wird aber der Eindruck noch gesteigert, wenn das Ganze bis in die fernsten Theile von den Accorden wiederhallt, die der Orgel entlockt werden; wenn die Töne, leise erschallend, die Seele harmonisch stimmen, das Herz besänftigen, die innern Stürme

beruhigen und, den ernststen Kampf des Lebens für kurze Zeit vergessen lassend, den Gedanken einen höhern Schwung geben hinaus und hinauf in die Regionen einer erhabenern Ideenwelt; wenn dann die Töne, schwellend und schwellend, in Dissonanzen culminirend, die sich wieder auflösen, das Herz bald erregen, um es um so sicherer wieder zu beruhigen; wenn die Töne stürmisch und brausend sich drängen, wachsend an Kraft, die Seele mit fortreißen zu kühnem Streben, die Kampflust wecken, um dann endlich — gleich den Wogen des Meeres, das nach plötzlichem Sturm sich wieder beruhigt — in harmonischem Einklang zu verhalten. Jeder Ton reflectirt in der Seele des Menschen, alle Gefühle erwachen unter dem zauberhaften Einfluß der Musik: bald stimmt sie uns lyrisch und heiter, bald ernst; beruhigt und erregt uns; enthebt uns aus dem niedern Ideenkreise in ein überirdisches Geisterreich, und nicht am wenigsten mächtig wirkt sie, wenn sie uns in den gewaltigen Kirchen katholischer Länder in großartigen Compositionen entgegentritt. Die Tonverbindungen vermögen Alles auszudrücken, was das Herz empfinden kann, sie antworten ebenso auf alle innern Regungen, wie sie sie enthüllen. Mehr als irgend eine andere Kunst wirkt daher die Musik auf gefühlstiefe Naturen, und ist mehr als jede andere im Stande, dem abstracten Idealismus, dem Empfindungsleben als Ausdruck zu dienen.

Erweitern wir nun die Kirche zu der Welt, die sie in sich gewissermaßen verkörpert, in der sie mit ihrem Wesen wurzelt, zu der Welt des Mittelalters! Denn die kirchliche Baukunst wie die Musik sind recht eigentlich christliche Künste zu nennen, und die bedeutendsten Phasen ihrer Entwicklungsgeschichte gehören dem Mittelalter an; ja die Musik ist auf dem Gange von der antiken Homophonie zur modernen Polyphonie, von der Einstimmigkeit zur Viestimmigkeit nur

durch die Ideale des Christenthums und der Kirche geleitet worden. In jenen Zeiten des Mittelalters, dessen gesammte Cultur durch die religiösen Ideale, durch das Gefühlsleben bedingt und gestaltet wurde, mußte vor allen andern Künsten die dem Mysticismus des Christenthums entgegenkommende Musik herrlich erblühen, und in der That erreichte sie denn auch in den Compositionen Palestrinas, 1524—1594, in so weit sie der Kirche diente, ihre höchste Ausbildung.

Zahllose Elemente und Factoren der verschiedensten Art wirkten im Mittelalter zusammen und lassen uns dasselbe wie ein mächtiges Tongemälde erscheinen, das uns modernen Menschen allerdings im Ganzen durch Dissonanzen verlezt, weil wir glücklicherweise über jene Entwicklungsstadien hinaus sind, in denen die europäische Menschheit sich vom vierten bis zum fünfzehnten Jahrhundert befand. Wir dürfen eben auch an das Mittelalter nicht den Maßstab moderner Anschauungen legen, sondern können seine außerordentliche Bedeutung für die Ausbildung des Menschengeschlechts nur begreifen und richtig würdigen, wenn wir mit strengster Objectivität die einzelnen Elemente untersuchen, aus denen das chaotische Durcheinander jener Zeiten sich zusammensetzte.

Es giebt nur wenige Epochen der Culturgeschichte, die im Allgemeinen so falsch beurtheilt werden, wie die des Mittelalters; wir vergessen, daß es das Uebergangsstadium der alten zur neuen Zeit war, daß es in sich alle die Factoren aufnahm, die die Gestaltung des Alterthums bedingten, daß es in sich die Keime barg und zur Entwicklung brachte, aus denen sich die bestimmenden Factoren des Reformationszeitalters und der Neuzeit gestalteten.

Nach diesen Keimen, nach diesen Grundtönen müssen wir forschen, um den Geist zu ermitteln, der das ganze Mittelalter beherrschte; sie lieferten den spätern Jahrhunderten

einen außerordentlich dehnbaren Stoff, der unendlich verschiedenartig und nach allen Richtungen, von allen Völkern Europas bearbeitet wurde.

Der Geist, die Seele sind nur denkbar in ihrer Gebundenheit an die Materie, den Lebenden, entwicklungsfähigen Organismus; wenn wir also den Geist des Mittelalters mit Sicherheit bestimmen wollen, so müssen wir zunächst den Körper untersuchen, den er beseelte, nämlich die ethnischen Factoren, die die Träger der neuen Staaten waren, die aus den Trümmern des römischen Reiches hervorgingen oder erst neu gegründet wurden.

Wir haben bereits die allmähliche Zerfetzung des großen römischen Staatsorganismus und die Elemente, die durch ihre Einwirkung diesen Proceß beschleunigten, einer Betrachtung unterworfen. Hatte die Völkerwanderung auch mongolische Völker auf europäischen Boden geführt, so wurde die Bewegung doch im westlichen und mittleren Europa hauptsächlich auf germanische Stämme beschränkt, und diese bildeten nicht allein die Stützen der neuen Staaten, sondern übernahmen auch thatsächlich die Leitung der Geschichte Europas. An Zahl überall, wohin sie nur kamen, in der verschwindenden Minorität gegenüber den Bevölkerungsmassen, die sie vorfanden, waren sie doch die Eroberer, die vermöge ihrer roheren Kraft Mächtigeren und nutzten diese Ueberlegenheit bald genug aus, indem sie als Herren die Staatsleitung in ihre Hand nahmen und den Fürsten- und Adelstand bildeten. Weit entfernt, die alten römischen Institutionen zu vernichten, ließen sie sie im Gegentheil, in der richtigen Erkenntniß und Würdigung der Vorzüglichkeit derselben, in den meisten Fällen bestehen und suchten höchstens ihre eigenen germanischen Rechtsanschauungen den römischen gegenüber zu betonen

oder durch Accommodationen und Assimilationen die ihrigen mit den fremden zu verbinden.

Die glänzende Cultur in Italien, Gallien, Spanien mußte bestechend auf die rohen Kraftmenschen wirken, die in ihren nordischen Waldungen wie Wilde gehaust hatten, und da sie aus eigener Kraft nichts an Stelle dessen zu setzen hatten, was sie vorfanden, so blieben auch selbst die socialen Verhältnisse im Großen und Ganzen in den Ländern, in die die Germanen kamen, so, wie sie vorher gewesen waren. Prüfen wir daher genau die Institutionen der neuen Staaten, die aus der grenzenlosen Verwirrung der Völkerwanderung hervorgingen, so finden wir, daß meist nur die Bezeichnungen andere geworden, die Dinge aber im Princip so geblieben waren, wie die Römer sie geschaffen hatten. Der Proceß, den die Sprachen in ihrer Umgestaltung durchmachten, läßt sich geradezu auf die Culturen übertragen; der Grundstock blieb der römische, dem meist nur durch die fremden Machthaber fremde Reime aufgepfropft wurden; wie wir in der italienischen, französischen, spanischen Sprache durchweg die lateinischen Elemente als die Grundlagen finden, so sehen wir es auf allen Gebieten der materiellen Cultur. Aber wie an Stelle der feinen hochentwickelten Schriftsprache Roms die Volkssprachen traten, so ging auch die Civilisation unter dem Einfluß der rohen Kräfte, die zur Herrschaft gelangten, in ihrer Außerlichkeit zurück, das wissenschaftliche Streben vor Allem schwand — denn der Ostgothenkönig Theodorich bildete eine Ausnahme, und sein Beispiel, die Gelehrten an seinem Hofe zu sammeln, die Bildung wieder zu heben, fand bei seinen roheren Brüdern und Stammgenossen bis zu den Zeiten Karls des Großen nur wenige Nachahmer. Daß die neu entstehende Welt die großen intellectuellen Leistungen des Alterthums mißachtete, sie nicht aufnahm und fortsetzte, hatte

überdies seinen Grund nicht allein in dem Umstande, daß rohe Kräfte, denen das Verständniß und Interesse für die Geistesethätigkeit des Alterthums noch gar nicht aufgegangen war, die Leitung übernahmen, sondern besonders auch in dem Geist, der das Christenthum und die römische Kirche beherrschte, deren Grundsatz von vornherein war und in Folge frühzeitiger Erfahrungen sein mußte: das wissenschaftliche Leben nicht erwachen zu lassen, weil sonst der Glaube und ihre eigene Existenz bedroht waren. Das Wissen konnte sich nur auf das Alterthum stützen, die Wissenschaften konnten nur an die der als Heiden betrachteten Griechen anknüpfen; dadurch mußten nothwendigerweise die Anschauungen und der Geist des Alterthums von neuem belebt werden, die in ihrem innersten Wesen denen des Christenthums durchaus entgegengesetzt waren und den Glauben erschütterten. Antikes Wissen und christlichen Glauben zu einer Einheit zu verschmelzen, das war nicht gelungen, und darum mußte der Glaube, so lange er die Macht dazu besaß, das Wissen aus seinem Bezirk verbannen. Zu der Zeit, in der die germanischen Völker die Herrschaft übernahmen, war die Kirche bereits erstarrt, und in ihrem Interesse lag es, die neuen ethnischen Factoren zum Glauben zu erziehen; das Wissen, in so weit es nicht ihr eigenes nationales war, — und dieses war außerordentlich unbedeutend — blieb ihnen unbekannt; die großen Bevölkerungsmassen des römischen Reiches hatten dem Wissen ebenfalls fern gestanden, keinen directen Antheil an den intellectuellen Bestrebungen ihrer Zeiten genommen; der Geist der alten Völker hatte sich erschöpft; die Ausbildung und Belebung desselben wurde systematisch verhindert, oder er wurde in die Bahnen des christlichen Idealismus gebannt. So kam es denn endlich dahin, daß man im achten und neunten Jahrhundert etwa selbst die Kenntniß

der lateinischen Grammatik eingeübt hatte, und sich in den Schriftstücken, die die Schreibkundigen abfaßten, die größten Fehler gegen die Formenlehre zu Schulden kommen ließ, daß man Verträge mündlich abschloß, weil die Kunst des Schreibens selbst vielen römischen Rechtsgelehrten abhanden gekommen war, daß Gerbert, der spätere Papst Silvester II., mit Bezug auf die römischen kirchlichen Würdenträger sagen konnte: „es ist notorisch, daß es in Rom Niemand giebt, der so viel Bildung besitzt, um sich zum Thürsteher zu eignen; mit welcher Stirn kann der sich anmaßen zu lehren, der nichts gelernt hat!“

Bis zu den Zeiten der Araber fanden die literarischen Schätze des Alterthums und die Wissenschaften eine Zuflucht nur in Byzanz, bei den nestorianischen Christen und den zoroastrischen Persern; doch auch hier wurde unter dem Einfluß des Mysticismus nichts neues geschaffen, sondern im günstigsten Falle das Alte erhalten und dem Zeitgeist accommodirt. Im Westen war die Kenntniß der griechischen Sprache so vollständig verloren, daß es zur Zeit Petrarca's (ca. 1350) ungeachtet des wissenschaftlichen Aufschwungs, der sich damals schon bemerkbar machte, in Norditalien, Spanien — mit Ausschluß der Araber und Juden — Frankreich, England und Deutschland kaum irgend Jemand gab, der des Griechischen völlig mächtig war.

Es erübrigt noch zur Ermittlung der materiellen Grundlagen für den Geist des Mittelalters, die andern ethnischen Factoren zu betrachten, mit denen sich die Germanen verbanden.

Da ist denn zunächst der Stamm der Kelten zu verzeichnen, der den ganzen Westen Europas eingenommen hatte und nur hie und da noch mit Ueberresten anderer Stämme Verbindungen eingegangen war. Das längere vorhistorische

Leben, das Seeklima, die steten Beziehungen zu andern Nationen hatten die geistigen Fähigkeiten der Kelten frühzeitig entwickelt; sie stehen hinsichtlich ihrer Cultur denn auch wesentlich höher als die germanischen Stämme, ihre östlichen Nachbarn, und dürfen theilweise als deren Lehrer bezeichnet werden. Die Organisation ihrer Staaten, sowie ihre Religion, geben ihre hohe Leistungsfähigkeit und natürliche Begabung hinlänglich zu erkennen; ihre Kriegszüge, die Eroberung Roms (390 v. Chr.), der Einfall in Griechenland (280 v. Chr.), die Züge nach Vorderasien und ihre Staatengründung daselbst lassen auch auf große physische Kraft und bedeutende Beweglichkeit schließen. Die Gebiete, die dieser Stamm in spätrömischer Zeit eingenommen hatte, sind außerordentlich ausgedehnt, denn während Frankreich, Belgien und England bis in die Römerzeit ihr unbestrittenes Besitzthum waren, vermischten sie sich in Spanien mit den Iberern oder Vasconen, den Vorfahren der Basken, in Norditalien und in den Gebirgsländern zwischen Frankreich und Italien mit den Ligurern, weiter nach Süden mit italienischen Völkern; große Strecken waren hier, besonders im Norden, auch von reinen celtischen Stämmen eingenommen. In der Schweiz und Süddeutschland erscheinen sie als Helvetier, Bindelicier, Noriker u. s. w., in Illyrien als Skordisker; in den östlichen Donauländern vermischen sie sich mit den thracischen Stämmen, mit Slaven und Mongolen, und in Kleinasien endlich bilden sie drei von einander getrennte Völkerschaften, die unter dem Namen Galater zusammengefaßt werden. Zu Cäsars Zeiten besaßen sie auch im Nordwesten Deutschlands große Gebiete. So spielen sie in der Bevölkerungsgeschichte Europas eine sehr bedeutende Rolle; bestimmende Culturträger wurden aber hauptsächlich die Stämme, die den Boden Frankreichs besetzt hielten. Der Kampf, den Cäsar gegen diese vom glühendsten Patriotis-

mus erfüllten Völker auszufechten hatte, war ein ungewöhnlich hartnäckiger, denn einmal standen sie der römischen Cultur und Welt nicht fern, waren also mit den Verhältnissen derselben vollkommen bekannt, andererseits besaßen sie ein eignes geordnetes und abgerundetes Staatswesen und vertheidigten den unberufenen Eindringlingen gegenüber ihr Eigenthum und ihre nationale Unabhängigkeit. Trotzdem wurde kein Land so gründlich romanisirt wie Gallien, nirgends im Westen blühte die römische Cultur so schön auf wie in den südlichen Provinzen Galliens, wo schon durch die griechischen Colonisten, durch die regen Handelsbeziehungen zu allen Völkern am Mittelmeer eine bedeutende Cultur geschaffen worden war. Die Gallier zeichneten sich bald durch ihren schönen römischen Stil, durch die Eleganz ihrer Redeweise als Schriftsteller, Redner und Staatsmänner aus, und in wenigen Jahrhunderten war das Keltische in Gallien bis auf die letzten Spuren der römischen Sprache gewichen; in der Bretagne allein erhielten sich, getragen durch die dem Fremden abgeneigten Druiden, Ueberreste der keltischen Cultur. Die Römer hatten diese übrigens nicht vernichtet, so weit sie nicht das römische Staatswohl gefährdeten, was z. B. durch die politische Richtung der hierarchischen Verfassung der Kelten, durch das Druidenthum geschah, weshalb der Kampf gegen dieses auch mit aller Energie und bis zur Vernichtung geführt wurde; die innere Staatsorganisation, die socialen Institutionen blieben aber im Ganzen unangetastet und bildeten später die Grundlagen der französischen Verfassung.

Als dann die Germanen, die Burgunder und Franken den Boden Galliens betraten und, ihre Kraft benützend, die Herrschaft dort an sich rissen, wie die Angelsachsen es in Britannien thaten — und in beiden Fällen waren die Germanen herbeigerufen worden — da wurden die germa-

nischen Stämme bald von der römischen Cultur erfaßt, nahmen sie an und übertrugen sie durch Karl den Großen und seine Eroberungen auf Deutschland. Das mildere Klima und eben die glänzende Cultur verfehlten freilich auch nicht, ihren verweichlichenden Einfluß auf die Naturmenschen auszuüben, und hier wie überall sehen wir wieder, wie die Civilisation schwächend und entartend auf rohe Naturvölker einwirkt.

Aus allen diesen ethnischen Elementen: Italern, Ligurern, Iberern, Kelten, Illyriern, Germanen setzten sich nun durch Mischung die Völker zusammen, die als Romanen bezeichnet werden.

Der dritte große indogermanische Bevölkerungsfactor Europas, der letzte Stamm, der den Boden dieses Continents betrat, waren die Slaven. Die nahe Verwandtschaft mit den andern Gliedern der indogermanischen Rasse weisen sie deutlich auf, sowohl in ihrer Religion, wie in der materiellen Cultur und in ihrer Verfassung. Von hoher natürlicher Begabung, die nur durch einen vorwiegend passiven und friedlichen Charakter paralysirt wird, zeigen sie wie alle Indogermanen einen starken Individualismus, große Freiheits- und Unabhängigkeitsliebe, die sich besonders in der durchaus demokratischen Stammverfassung ausdrückt. Dem Städteleben abgeneigt, lebten sie als Ackerbauer und Viehzüchter in den Steppen des heutigen südwestlichen und westlichen Rußland, und drangen, dem Wandertrieb nachgebend, im Norden bis an die Ober und obere Elbe, im Süden bis in das Herz von Bayern ein, im Norden als Veneter, Wenden, im Süden als Sorben, Serben bezeichnet. An der Spitze der aus den Familienverbänden entstandenen Stämme standen die Ältesten, die von den übrigen gleichberechtigten Stammgliedern zur Leitung erwählt waren. Erst allmählich ging das Wahlfürsten-

thum in das Erbfürstenthum über, und von da an datirt hauptsächlich die Zersplitterung der großen Slavenreiche in kleine Theilfürstenthümer, die nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit strebten. Daraus entstanden die heftigen innern Kämpfe, die die Geschichte Rußlands aufweist.

Die Neigung zu frieblicher Thätigkeit, verbunden mit ihrer natürlichen Begabung, machte die Slaven zu Handel und Gewerbleiß geneigt, und in Sulin oder Vineta, ferner auf Rügen in Arkona, in Kiew und Nowgorod erblühte ihre Cultur frühzeitig. Die Ausbreitung ihrer Macht mußte die Slaven aber bald mit den westlichen Nachbarn, den Germanen, in Conflict bringen, und nach und nach sehen wir sie dem Schwert der letztern unterliegen. Veranlassung zu diesen Kämpfen bot auch der Umstand, daß die Slaven bis in späte Zeiten ihren nationalen Glauben bewahrten und dadurch das religiöse Gefühl der christlichen Germanen verletzten. So fielen um 1150—1160 die nordischen Besitzungen der Slaven theils an Dänemark, theils an das deutsche Reich; 1228 begann der Vernichtungskrieg des Deutschen Ordens gegen die Preußen. Gleichzeitig wurde Rußland von einem furchtbaren Feinde bedroht und niedergeworfen, von den Tataren, die den Mongolensturm vorbereiteten, der 1240 über den Osten Europas hereinbrach und, wie in Asien, so auch bis in das Herz Europas hinein die Reiche vor sich niederwarf. Die lange Herrschaft dieses barbarischen Volkes über Rußland — denn erst Iwan III. vermochte 1480 das Joch der Mongolen abzuschütteln — wirkte auch in hohem Grade gestaltend auf den Charakter der östlichen Slaven ein, erzeugte den Sklavensinn und alle damit verbundenen Eigenschaften, begründete die despotische Herrschaft, die dem Wesen der Slaven fremd gewesen war, und warf, durch Vernichtung ihrer Cultur, die Slaven in barbarischere

Zustände zurück, aus denen sie sich wieder von neuem nach Vertreibung der Mongolen emporarbeiten mußten. Die beiden Völkerelemente waren aber natürlich auch in der langen Zeit ihres Zusammenlebens in Verbindung getreten, hatten sich vermischt und die russischen Slaven waren darüber zu einem halbasiatischen Volke geworden, dessen Interessen durch die nahen Beziehungen zu allen Völkern des Orients auch dauernd nach dieser Seite gerichtet wurden, denn nur nach dieser hin konnten sie sich noch ausdehnen; im Westen boten ihnen die physisch überlegenen Germanen einen Widerstand, den sie nicht überwinden konnten. Endlich hatte sich in Rußland noch ein ethnischer Factor Bedeutung erworben, der bei seiner geringen Kopffzahl natürlich nicht gestaltend auf die ethnische Zusammensetzung einwirken konnte, wohl aber vermöge seiner Beweglichkeit, Thatkraft und höhern Cultur auf das Staatsleben Einfluß ausübte: die Waräger nämlich, von denen man vermuthet, daß sie Normannen waren. Sie gaben den Russen die ersten Herrscher, gründeten mit Rurik (862) eigentlich erst das russische Reich und führten in dasselbe zum Theil die Institutionen des Nordens ein, auch das russische Recht wurde auf das skandinavische gegründet; ein lebhafter Handelsverkehr mit den germanischen Nordlanden ließ noch überdies den Einfluß der Normannen sich steigern. 863 drang dann von Süden her das Christenthum ein, Methodios und Cyrillos, zwei Mönche aus Thessalonika, bekehrten die Königsfamilie und damit das Volk; sie legten durch Uebersetzung der Bibel, durch Schöpfung der slavischen Schrift auch den Grund für eine nationale Literatur.

Das psychische Leben der Slaven wurde hauptsächlich bedingt durch die Liebe zur Natur; die dem Ackerbauer und Viehzüchter eigene Milde, die sich von der Behandlung der Hausthiere auch auf den Verkehr mit den Menschen übertrug,

erzeugte Gastfreundschaft. Ferner war den Slaven Innigkeit der Empfindung, tiefes Gemüth eigen und alles dies, verbunden mit der Verwandtenliebe, spricht auch aus den, den Volksgeist getreu spiegelnden, einfachen anspruchslosen naturwüchsigcn Volksdichtungen, wie aus den Volksliedern und der nationalen Musik der Slaven. Bei den Lithauern nimmt die Dichtung sogar eine schwermüthige Färbung an, während sie sonst vorwiegend idyllischer Natur ist. Aufrichtigkeit und Treue sprechen fast aus allen Productionen des slavischen Volksgeistes; — wenn wir gerade diese Eigenschaften im Charakter der heutigen Slaven vermissen, so ist dies auf die Umstände zurückzuführen, unter denen sie Jahrhunderte lang gelebt haben und die ihre Natur verändern mußten: auf die Unterjochung unter fremde Gewalt. Wohlthätig contrastiren die Naturdichtungen dieser Völker gegen die etwa gleichzeitig entstandenen Ritter- und Minnedichtungen des Südens.

Wir ziehen aus Herbers Stimmen der Völker einige Bruchstücke aus lettischen Liedern heran; so heißt es z. B.

Komm, o komme, Nachtigallchen!
 Komm mit deinem warmen Sommer,
 Meine lieben jungen Brüder
 Wüßten sonst die Saatzeit nicht.
 Liebes Mütterchen, die Biene,
 Die so vielen Honig hat,
 Allen giebet sie nicht Honig
 Doch der Sommer allen Brod.
 Väter, Väter bahnen Wege,
 Kinder, Kinder folgen nach,
 Gebe Gott, daß unsre Kinder
 Unsern Wegen folgen nach &c.

Und ferner:

Liebe Sonne, wie so säumig?
 Warum gehst du so spät auf?

„Jenseit jenem Hügel säum' ich,
Wärme da verwaiste Kinder.“

Und ferner:

Klingend war mein Pferd gezäumet,
Klingend mit der Harfensaiten,
Mit ihm ritt ich in die Fremde,
Löhnete,
Hüpfete.
In der Fremde sah ich Mädchen, —
Schön wie Blumen, frisch wie Rosen.
Jüngling, der du einsam lebest,
Hast nur Leid und Plage;
Jüngling nimm dir eine Freundin,
So hast Lebensfreude.

Die Religion der Slaven weist Spuren der verschiedensten Entwicklungsstadien des religiösen Lebens auf, hat im Ganzen aber einen auf hohes Alter hinweisenden Charakter. Naturreligion wie die aller indogermanischen Geschlechter, zeigt sie eine Neigung zu dem Dualismus, der in der eranischen zu Tage tritt, ohne doch die großartige Ethik der letztern zu besitzen; sie blieb vielmehr auf dem Stadium des polytheistischen Animismus stehen, der sich Alles von Seelen und Geistern belebt denkt. Die Phänomene der Natur wurden als Offenbarungsformen Gottes betrachtet und entsprechend vorgestellt, diese Gottheiten wurden in gute und böse getheilt. An der Spitze derselben stand Perkun oder Perun, ein Gewittergott, neben dem bei den Preußen noch zwei Sonnengötter, der des Tages, Potrimpos, und der der Nacht, des unterirdischen Feuers, Bikollos, angebetet wurden. Bei vielen Völkern nimmt dagegen Svarog, der leuchtende Himmel, die oberste Stelle ein und neben ihm steht natürlich als weibliche Ergänzung die Erde; als Haupt der Lichtgötter galt bei den Wenden und Letten auch Svantovit. Außer

diesen obersten gab es eine große Anzahl von andern, wie Dazhbog, der Taggott, Stribog, der Sturmgott, Lada, die Göttin der Schönheit und des Frühlings; unter den niedern Geistern sind die Rusalkas, die Wassernymphen, die poetischsten Schöpfungen des religiösen Geistes der Slaven. Jedes Haus hatte ferner seinen Hausgeist Domovoy; Wälder, Berge, Flüsse — Alles wurde von Geistern erfüllt gedacht; der Glaube an böse Geister, an Vampyre, hegenartige Wesen und dergleichen war die nothwendige Folge des Geistercultus, auch die Seelen der verstorbenen Helden fanden göttliche Verehrung. Das Leben der Seele nach dem Tode wurde als Fortsetzung des irdischen aufgefaßt; von der Idee einer Vergeltung finden sich indeß noch keine Spuren. Die Wege in das Todtenreich und die Vorstellung des letztern waren je nach der Bestattungsweise verschiedene; bei der Verbrennung glaubte man, die Seele, die oft unter dem Bilde der Maus vorgestellt wurde, schwinde sich im Rauch in den Himmel oder gelange in ihn über die Brücke des Regenbogens, der demgemäß auch der Mäufeweg genannt wurde; bei der Verbrennung in Bötten lag die Vorstellung zu Grunde, die Seele gelange durch sie zur Sonneninsel; die Bestattung in der Erde bedingte die Anschauung, die Seele gehe in ein unterirdisches Todtenreich ein. Wie bei vielen mongolischen Völkern finden wir bei den Slaven auch den Glauben, der mit dem Animismus oder Spiritismus immer verbunden ist, daß die Seelen der Todten, — die man sich in den Sternen, in Sternschnuppen, in allen möglichen Insecten und Vögeln, im Wind und in geheimnißvollen Naturerscheinungen verkörpert und thätig dachte, — auf die Lebenden einen Einfluß auszuüben vermöchten. Ueberhaupt finden wir, was bei der großen Verbreitung des slavischen Stammes, bei seiner Berührung mit vielen andern Völkerelementen nur

natürlich ist, auch viele mongolische und germanische religiöse Vorstellungen verwebt, dazu noch locale Differenzirungen der Glaubenslehren, was zusammenwirkt, um die Grundlagen der urslavischen Religion sehr undeutlich zu machen.

Ein Priesterstand war nicht vorhanden; die Cultushandlungen wurden von den Familien- und Stammhäuptern in frühester Zeit in heiligen Hainen vollzogen; bei manchen westlichen Völkern finden wir indessen sowohl Tempel wie Gözenbilder und auch Priester, die den Dienst der Götter zu versehen hatten. Weise Männer und Frauen, Zauberer und Zauberinnen waren freilich zu allen Zeiten wie bei allen auf der Stufe des Animismus stehenden Völkern zu finden; ebenso die Orakelbefragung, der Glaube an Amulets und alle übrigen Kennzeichen einer niedern Gottesvorstellung. —

So gingen denn aus den Wirren der Völkerwanderung ganz neue Völker hervor, und um 1000 n. Chr., als die jungen Staaten organisiert waren, treten uns aus der Bevölkerung Europas drei kräftig entwickelte, von einander durchaus abweichende, selbständigen Charakter aufweisende ethnische Factoren entgegen: die romanischen, die germanischen und die slavischen Völker, denen die zukünftigen Geschichte der Menschheit überantwortet waren. Der Schwerpunkt des Culturlebens der letztern lag nach Osten, nach Asien hinüber, sie treten in die europäische Geschichte, die nunmehr die der Welt bedingte, erst in jüngster Zeit ein, und kommen, da ihr Geistesleben erst durch occidentalische Einflüsse geweckt und die psychischen Fähigkeiten erst dadurch zur Entwicklung gebracht wurden, für die Geschichte des Geistes der Menschheit erst in diesem Jahrhundert in Betracht. Die eigentlichen Motoren für das europäische Völkerleben wurden von nun an die vorwiegend germanischen Völker. Auch im psychischen Leben Europas waren sie es, die gestaltend wirkten;

denn wenn wir annehmen, daß sich im religiösen Leben der Geist der Völker kundgibt, daß die Ideen des Christenthums und der christlichen Kirchen das Krystallisationscentrum für die psychische Cultur Europas wurden, so müssen wir der ethnischen Dreitheilung entsprechend zunächst zu der Erkenntniß gelangen, daß die Romanen die Träger des Katholicismus, die Germanen die des Protestantismus, die Slaven die des griechisch-katholischen Glaubens wurden. Die Bewegung wurde hervorgerufen durch den objectiven Geist der Forschung, durch den Protest gegen den starren Subjectivismus des Papstthums, gegen den Formalismus und blinden Dogmatismus der katholischen Kirche; — die Hauptstützen der reformatorischen Bewegung aber waren die germanischen Völker; durch ihren Kampf gegen die Entartung und Verweltlichung des Christenthums und der Kirche brachten sie, nachdem der Kampf gegen die Mohammedaner beendet war, Bewegung in die Massen der Völker, die unter der Alleinherrschaft des Papstthums der Stagnation verfallen gewesen wären. Sie waren im Mittelalter die Träger der Staatsideale, des Individualismus gegenüber den Herrschergelüsten der römischen Hierarchie, ihrem Streben nach absoluter Knechtung des Geistes und Körpers der Menschheit unter den Hirtenstab und das Dogma des römischen Oberhirten.

Von ihrem ersten Auftreten an hatten die Germanen durch Annahme des freieren arianischen Glaubensbekenntnisses, das dem Geist des denkenden Menschen näher liegen, verständiger erscheinen und verständlicher sein mußte als das athanasianische, gegen dieses letztere protestirt, welches das Fundament des römischen Katholicismus wurde. Wenn nun auch diese Kirche zur absoluten Herrschaft über den ganzen Westen und die Mitte Europas gelangte, durch ihre Missionäre und Klöster überall nur die Lehren verbreiten ließ, die ihr

genehm waren, und selbstverständlich bei den rohen Völkern des Nordens zunächst keinen bewußten Widerstand fand, so vermochte sie doch nicht den Grundtypus des germanischen Stammes zu vernichten, und dieser mußte nothwendigerweise der Gegenpol gegen den im Papstthum zu Tage tretenden romanischen Typus werden. Der Kampf des Germanismus gegen den Papisimus nahm dann immer gewaltigere Dimensionen an und ist auch heute noch nicht beendet. Trotz ihrer strengen Gläubigkeit empörte sich auch in den Normannen der germanische Geist gegen den romanisch-päpstlichen; und auch über diesen ethnischen Factor, der im ganzen Mittelalter eine so bedeutende Rolle spielte, müssen wir noch einige Notizen hinzufügen.

Unter allen germanischen Völkern, die den Norden bewohnten, hat keines in historischer Zeit so kühne, abenteuerliche Fahrten und Eroberungszüge unternommen, wie der kleine unter dem Namen der Normannen bekannte Stamm, dessen Wikingerfahrten in der Geschichte und in der Poesie eine große Rolle spielten. Dieses Volk bewohnte die westlichen zerklüfteten Gestade der skandinavischen Halbinsel, des heutigen Norwegen, und wurde durch die Natur seines Landes zu Fischfang und Schifffahrt geführt. Da das Meer den Normannen also kein Hinderniß, sondern eine bequeme Brücke war, so gaben sie dem Wandertriebe gern nach oder überließen sich dem Sturm, wenn sie gegen ihn nicht aufkommen konnten, und machten durch ihre Räubereien alle benachbarten Gestade unsicher. Denn, wie die Araber der Wüste, wie die meisten Naturvölker sahen sie in dem Raub, den sie vermöge ihrer physischen Kraft ausführen konnten, nicht nur kein Unrecht, sondern im Gegentheil ein Mittel, sich Ansehen und Achtung zu erwerben; ihr Eigen war, was sie sich anzueignen vermochten. So besuchten sie die Gestade der Ostsee, so die

Rüsten von Britannien, Belgien und Gallien und ließen sich gelegentlich, sei es auf Grund von Verträgen, sei es durch Waffengewalt, auf dem Boden nieder, den sie gewonnen hatten. Von Freiheitsliebe beseelt flüchteten sie vor dem Druck des fremden Glaubens, des Christenthums, nach Island, wo sie 874 einen Freistaat begründeten, in dem die alte heidnische Cultur der Germanen noch wunderbar erblühte, ehe sie auch dort dem Christenthum erlag. Von dort wurde Grönland und Amerika befahren und die Verbindung mit diesen Ländermassen einige Zeit aufrecht erhalten. Gegen Ende des achten und zu Anfang des neunten Jahrhundert hatten sie von Norwegen aus größere Unternehmungen gegen Britannien und Gallien ausgeführt und sich dort niedergelassen; ca. 860 hatten sie als Waräger die russischen Steppen heimgesucht; von dort wanderten sie bis zum kaspischen See, beunruhigten Persien und hinterließen überall Colonien, die allerdings bald in den Massen jener Bevölkerungen spurlos verschwanden. 1017 endlich besuchten sie Süditalien und legten den Grund zu ihrem spätern großen Reiche daselbst durch Besitzergreifung eines kleinen Ländergebiets im Neapolitanischen; eroberten 1060—1090 Sicilien, das seit 827 im Besitz der Araber oder Saracenen gewesen war. 1066 wurde durch Wilhelm den Eroberer, Herzog der Normandie, die Herrschaft der Normannen in England begründet.

Zu diesem letzten Ereigniß hatte nicht unwesentlich die Politik des gewaltigen Cluniacensischen Mönchs Hildebrand, des nachmaligen Papstes Gregor VII. beigetragen, der den Grund zu der ungeheuren Macht des Papstthums legte. Die Bedeutung und die Macht der Normannen wohl würdigend war Gregor VII. bemüht, sie in den Dienst der Kirche zu bannen und sie durch Ausbreitung ihrer Machtphäre sich zu verpflichten. Die eigenen Interessen waren aber auch für die

italienischen Normannen, wie für Wilhelm I. von England die einzig maßgebenden, und wenn Gregors VII. Pläne endlich scheiterten, so waren daran nicht zum kleinsten Theile die Normannen schuld, die ebenso politisch und verschmiszt wie der Papst, seine Operationen und seine Absichten wohl durchschauten und ihre Individualität nicht dem selbstsüchtigen Freunde zum Opfer bringen wollten, der das großartige Gebäude der päpstlichen Weltherrschaft, an dem er unermüßlich gearbeitet hatte, durch sie und auf Kosten ihrer Selbständigkeit beenden wollte.

Solcher Art war also der Boden, auf den die Saat mittelalterlicher Ideen fiel; untersuchen wir, wie dieselben beschaffen waren, um den psychischen Typus jener Zeit zu ermitteln.

Da erkennen wir denn zunächst, daß der Geist des Mittelalters zwei fundamentale Factoren aufweist, die seine Entwicklung bedingten, die theils einzeln, theils zusammenwirkend sich Geltung verschafften und in allen Zweigen der Kultur zum Ausdruck kamen; diese Factoren sind: die Ideale des Staats und die Ideale der Kirche. Dieser Dualismus zieht sich durch alle Perioden des mittelalterlichen und modernen Völkerlebens, und hatte den Kampf zwischen Staat und Kirche im Gefolge, der unter allen Umständen immer in subjectiven Interessen wurzelte und in dem Streben beider Mächte, sich gegenseitig zu beherrschen, gipfelte. Wer die Träger dieser widerstreitenden Ideale waren, haben wir bereits gesehen: für die weltlichen, staatlichen trat der Kaiser, für die hierarchischen der Papst ein, so lange die europäische Welt noch eine organische Einheit bildete. Hinter jenem standen vorzugsweise die Germanen, hinter diesem die Romanen, jene waren die Kämpfer für staatliche und intellectuelle Freiheit, für den Fortschritt, diese stützten die Interessen der Institu-

tionen, die den Glauben, die Traditionen der Kirche zur Grundlage hatten und vorwiegend conservativ und stationär waren.

Beide Gegner aber können trotz des ewigen Kampfes, in dem sie sich messen, einander doch nicht entbehren, wie negative Electricität nur vorhanden sein kann, wo positive entbunden ist und umgekehrt.

Um den Entwicklungsgang beider fundamentalen Factoren verfolgen zu können, müssen wir wieder etwas weiter zurückgreifen und an manche bereits erwähnte Dinge erinnern.

Die sociale und staatliche Organisation des römischen Reiches hatte durch das communistische Ideal der ersten Christengemeinden für die Dauer nicht erschüttert werden können, diese sahen sich vielmehr zu Accommodationen an die Institutionen des Alterthums gezwungen. Die Gleichheit der Gemeindeglieder schwand, und es entwickelte sich der Bestimmung Christi entgegen ein Priesterstand; der letztere aber hatte durch seine Ausbildung Rangunterschiede und später gesellschaftliche im Schooß der Christengemeinden zur Folge, und die weitere Consequenz davon mußte auch eine Rangordnung unter allen Gemeinden, das Uebergewicht eines oder einiger Gemeinbehäupter sein, deren Macht und Ansehen ursprünglich gleich waren. Diesen Vorrang machten allmählich die römischen Bischöfe geltend, und zwar war es Innocenz I. (403 (402) — 417), der durch diesen Anspruch den Bau des Papstthums begründete. So hatte die Verfassung der christlichen Gemeinden im Laufe von circa 350 Jahren alle Phasen der Entwicklung von der communistisch-demokratischen, durch die oligarchisch-aristokratische Bischofsherrschaft bis zum monarchischen Papstthum durchgemacht, das bald despotischen, autokratischen Charakter annahm.

Der unerschütterliche Glaube an die Wahrheit der Christ-

lichen Lehren, die Unterdrückung derselben in den ersten Jahrhunderten, ihr siegreicher Kampf gegen die antiken Ideale, ihre staatliche Anerkennung, die von Jahr zu Jahr wachsende Ausbreitung derselben, die materielle Macht, die dadurch gewonnen wurde, mußten in den Bischöfen den idealen Wunsch wecken: die ganze Menschheit der glorreichen Heilslehre zu gewinnen, sie aus den Banden des Falschen und des Aberglaubens zu befreien. Von da war es nur ein Schritt zu dem sich als nothwendige Consequenz ergebenden Streben: nicht allein den Geist der Völker unter die Herrschaft des christlichen Glaubens zu bringen, sondern auch die weltliche Macht über sie und ihre Besitzungen zu gewinnen, kurz, das römische Reich auf theokratischer Basis neu zu begründen. Fromme Schenkungen und Vermächtnisse, die geschickte Interpretation höchst zweifelhafter Urkunden, durch die große Länderstriche der Kirche als Besitzthum überwiesen sein sollten, die Schenkung von Ancona und Rimini von Seiten Pipins, die dann von Karl d. Gr. noch erweitert wurde, boten hiezu willkommene Grundlagen; die weltliche Herrschaft weiter auszubehnen, war die Curie in der Wahl der Mittel nicht scrupulös. Was nur zu erlangen war, wurde als Patrimonium des heiligen Petrus erklärt, und als endlich Silberbrand den päpstlichen Stuhl bestieg, wurden im Laufe weniger Jahre, von 1073—1075 eine Reihe von großen Staaten der Herrschaft der Kirche unterworfen: Spanien auf Grund vorgeblicher alter Rechte; Sardinien, weil alle Christen der Kirche angehörten; Böhmen, wegen eines kleinen Dienstes, den die Curie geleistet; Rußland, Ungarn, Polen, die illyrischen Provinzen, die nordischen Lande auf die wichtigsten Gründe hin. Ja, der Plan Gregors VII. war, einen Kreuzzug gegen Byzanz und diejenigen Fürsten zu unternehmen, die sich seinem Gebot nicht freiwillig unterordneten, ihre Länder nicht der

Curie schenken, um sie von ihr zu Lehen zu nehmen; und endlich Palästina von den Mohammedanern zu befreien, um die Weltmonarchie der Kirche auf solche Weise herzustellen. Diese Absicht scheiterte aber, wie gesagt, an der zweideutigen Haltung der Normannen, Robert Guiscard's und Wilhelms I. von England; die Heere, über die Gregor hätte verfügen können, wären zu unbedeutend gewesen, und die Reaction des Deutschen Kaisers Heinrich IV. gegen die ihm in Canossa zugefügte Demüthigung brachte Gregor VII. zum Sturz. Seine Nachfolger jedoch nahmen seine Pläne auf, verfolgten seine sorgfältig berechnete Politik, adoptirten sein System, und unter Innocenz III. endlich (1198—1216) gelangte das Papstthum zur Blüte und zur größten Machtentfaltung. Daß über diesen weltlichen Bestrebungen des heiligen Stuhles die Lehren Christi, besonders die der Nächstenliebe, vollkommen vergessen wurden, daß die Verweltlichung der Kirche auch die sittliche Entartung nach sich zog, haben wir bereits erwähnt. Mit den kirchlichen Würden und Aemtern wurde der schmachvollste Handel getrieben, der Moral wurde durch das Leben und die Grundsätze der Cleriker so sehr Hohn gesprochen, daß Alle, denen das Wohl der Menschheit, denen das wahre Christenthum am Herzen lag, darüber empört sein mußten. Nicht die Interessen der Religion hatte die Kirche mehr im Auge, sondern die eigennützigsten Herrschgelüste, die rücksichtsloseste Selbstsucht beherrschten den Geist des gesammten Clerus; die intellectuellen Kräfte wurden nur zur Befriedigung der materiellsten Wünsche, zur Erforschung von Martern für die Reher, zur Ausbildung einer Casuistik und Dialektik angewandt, die den Päpsten und ihren Creaturen dazu dienen sollten, ihre Zwecke zu erreichen, Alles so zu interpretiren, wie sie es wünschten.

Waren die Kirchenväter in den ersten Jahrhunderten

darauf bedacht gewesen, eine Ausöhnung des antiken mit dem christlichen Geist anzubahnen, so mußte, nachdem die Kirche fest gegründet war, das Augenmerk der Priester auf alle gegnerischen Bewegungen gerichtet sein, um jede Spur von Kezerei sofort mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen. Die der Idee Christi nicht entsprechende Entwicklung der innern Verfassung der Gemeinden und der Kirche mußte natürlich bei allen denjenigen, die an den Satzungen des Religionsstifters hingen, Opposition hervorrufen; eine solche mußte aber das Ansehen der Bischöfe und aller kirchlichen Institutionen schädigen, ihre Unterdrückung war daher im Interesse der Kirche geboten. Jede Verletzung der Ceremonialvorschriften oder der Autorität der Cleriker wurde demgemäß auch als Kezerei betrachtet und bestraft. Daß die Beschäftigung mit den Wissenschaften bald ebenfalls straffällig war, versteht sich von selbst und ist bereits erwähnt. Die wahren Christen, und diejenigen, in denen die letzten Funken von Geist noch nicht gänzlich durch den Glaubenszwang erstickt waren, die noch ein Bildungsbedürfnis fühlten, mußten daher ihre Ansichten und ihre Handlungen vor dem Späherblick der Priester verbergen. Die Kirche wollte aber ganz unumschränkt herrschen, durfte das, was ihr als schädigend erschien, auch nicht im fernsten Schlupfwinkel ihrer Machtsphäre dulden, und da mit ihrer Verweltlichung und Entartung auch die kezerische Bewegung sich entsprechend steigerte, so entwickelte sich schon gegen Ende des 4. Jahrhunderts das furchtbare Institut der Inquisitoren, deren Aufgabe es war, unter Anwendung jedes Mittels, das nur geeignet schien, Alles aufzuspüren, was dem Geist der Kirche, das will heißen, den Interessen des Clerus, der Hierarchie zuwider sein konnte.

Indem die Kirche ferner viele Krankheitserscheinungen und viele Kundgebungen des Kezergeistes als Werke des

Satans bezeichnete, überhaupt den Teufel als eine bestehende Macht dem unverständigen Volke gegenüber anerkannte, so trug sie selber zur Verbreitung von Aberglauben, Gespensterfurcht, Teufel- und Hexenglauben mehr bei, als die dem Menschen angeborene Neigung zum Glauben an geheimnißvolle Kräfte, über die einzelne Individuen Herrschaft erlangen, und die sie dann selbst anwenden zu können glaubten. Als nun vollends der Clerus den Glauben an die Kraft der Reliquien von Heiligen, an Talismane und ähnliche Dinge beförderte, weil der Handel damit außerordentliche Geldsummen abwarf, da wurde der Cultus des Unsinnns auf die Spitze getrieben, und mittelbar hat die Kirche jene zahllosen Hexenprocesse der folgenden Zeiten, denen Hunderttausende zum Opfer fielen, selbst hervorgerufen, wie sie auch den Kezergeist durch ihre Entartung selbst genährt und großgezogen.

Der Geist der niedern, rohen Volksmassen war ein so schwacher, durch den starren Glaubenszwang auch noch so abgestumpft, daß die Völker, die sich nominell zum Christenthum bekannten, von den Grundlagen dieser Religion im Mittelalter in Wirklichkeit auch nicht die geringste Ahnung hatten. Sie fürchteten die Macht der Priester, die ihnen durch die entsetzlichsten Kezermorde hinlänglich begreiflich gemacht wurde — und indem sie dies thaten, waren sie — Christen. Ihr Glaube war der negative an den Teufel, den man in seiner Allwesenheit überall vermuthete, und der positive an die Fetische, die die Priester ihnen für schweres Geld verkauften. Die Culturgeschichte des Mittelalters beweist somit in tausend und abertausend Einzelheiten, was wir in der Geistesgeschichte aller andern Völker erkannt haben: daß die Ungebildeten den reinen abstracten Monotheismus nicht zu fassen, sondern das Göttliche nur unter concreten Formen sich vorzustellen vermögen; daß jener höhere Glaube nur

bei einer verschwindend kleinen Zahl von Individuen besteht und bestehen kann. Im Mittelalter, während dessen in christlichen Ländern die Summe positiven Wissens geringer als in irgend einer andern Epoche der historischen Zeit bei den Culturvölkern war, finden wir den Anthropomorphismus selbst in den Schichten der Höchstgebildeten. Im günstigsten Fall also war der Glaube ein zweifacher: ein monotheistischer, vertreten in der Religion der Priester, und ein polytheistischer Fetischismus und Dämonismus, vertreten in der der Volksmassen. Dieser letztere hat sich, der Natur der Dinge, der Fassungskraft ungebildeter Geister, der Idee der Kirche entsprechend, auch bis auf den heutigen Tag in den katholischen Ländern, z. B. in prächtigster Blüte in Spanien, erhalten. Könnten wir eine sorgfältige Statistik für die thatsächlichen Glaubensverhältnisse aufstellen, so würde die Zahl der eigentlichen Christen, d. h. derer, die die wahren Grundsätze der christlichen Lehre zur Richtschnur haben, ganz verschwindend klein sein gegenüber denen, die in der Erfüllung der Ceremonialgesetze zc. das Wesen der christlichen Gläubigkeit erblicken; verschwindend klein würde auch der Procentsatz der Monotheisten gegenüber dem der Fetischanhänger sein. Die Zahl derer endlich, die das Gebot der Nächstenliebe um ihrer selbst willen befolgen, ohne egoistische Motive, wie: Eitelkeit, Erlangung äußerer Zeichen der Anerkennung, Furcht vor dem Gespenst des Communismus, dem man wie einem Gözen den Tribut der Abwehr bringt zc. — dürfte gegenüber den Andersdenkenden gar nicht mehr in Betracht kommen, kaum einen Bruchtheil eines Procents ausmachen.

Das Verfahren der Kirche gegenüber den neuentstandenen Völkern und den fremden ethnischen Factoren wurde im Princip natürlich durch die Grundsätze bedingt, die sie zu den leitenden gemacht hatte: Unterwerfung um jeden

Preis und durch jedes Mittel war das Ziel, das erstrebt werden mußte; je nach den gegebenen Verhältnissen war denn auch das Auftreten ihrer Sendboten verschieden. Der kräftige Widerstand, den die Germanen im Allgemeinen dem fremden Glauben entgegensezten und die Gefahren und üblen Erfahrungen, denen sich die Missionäre ausgesetzt sahen, zwangen sie in vielen Fällen zu Accommodationen der christlichen Lehre mit den heidnischen Religionen, Institutionen und Festen; die Christianisirung bestand oft in nichts anderm als in der Verschmelzung der heidnischen Göttergestalten mit denen Christi, der Jungfrau Maria, der Apostel, oder in der Einsetzung derselben an Stelle jener. Die eigentliche Bekehrung wurde dann im Laufe späterer Jahrhunderte durch die Bodencultur und die Gewerbtätigkeit der Mönche, durch das Ceremoniell des auf die Sinne berechneten Cultus und andere Neußerlichkeiten herbeigeführt. Die Feste der indogermanischen Völker fielen, der gemeinsamen Grundlage ihrer Religionen gemäß, in die den großen Phasen des Naturlebens entsprechenden Zeiten und erlitten nur eine auf das Christenthum bezügliche Deutung. So wurde das Geburtsfest der Sonne, das germanische Julfest, das persische Mithrafest, zur Weihnacht, und in ähnlicher Weise wurde durch Accommodationen das Heidnische zunächst möglichst wenig verlezt und nur in christliche Gewandung gekleidet — wie wir es aus der Literatur des Mittelalters erkennen. War einmal Boden gewonnen, hatte das Christenthum festen Fuß gefaßt, dann wurde allerdings mit größter Strenge und Grausamkeit Alles verfolgt, was noch von dem Heidenthum übrig geblieben war, durch die Beichte besonders die Herrschaft über den Geist der neuen Christen erzwungen und selbst das freie Denken verpönt. Die als Aberglaube fortlebenden Ueberreste des Heidenthums wurden als Kezerei verfolgt; geistliche

Gerichtshöfe wurden eingesetzt, deren Oberleitung im Auslande, in Rom war, und der ganze demoralisirende Apparat der Inquisition und anderer kirchlicher Institutionen angewandt, um die Geister vollständig zu knechten und jede freiheitliche Regelung zu ersticken. Wo sich die Opposition dagegen zu stark erwies, da mußten kräftigere Mittel ersonnen werden.

Die Idee der Kreuzzüge war, wie wir wissen, zuerst von Hildebrand, Gregor VII., gefaßt worden; Urban II. nahm sie auf, und dem Zeitgeist war es zu danken, daß sein Appell — auf der Kirchenversammlung zu Clermont 1095 — an die Fürsten und Völker der Christenheit zum Kampfe gegen die Ungläubigen, d. h. die Mohammedaner, so günstige Aufnahme fand, daß für mehr als ein Jahrhundert die damalige Welt durch diese Idee in Bewegung gehalten und für sie Millionen Menschenleben zum Opfer gebracht wurden.

Religiöser Mysticismus, überspannte religiöse Schwärmerei, der romantische Idealismus der Jugend wirkten zusammen, um die Gemüther für die Idee der Kreuzzüge empfänglich zu machen, die eben auch nur damals und unter den Voraussetzungen des Charakters der damaligen Entwicklungsperiode der christlichen Menschheit in die That umgesetzt werden konnte. Für die römische Kirche war die Ausführung der Kreuzzüge überdies noch insofern von Bedeutung, als dadurch die unruhigen Elemente in den christlichen Ländern Beschäftigung erhielten, denn sie mußte befürchten, daß im Hinblick auf die eigene Entartung und die dadurch gesteigerte Reherbewegung diese Kräfte sich vielleicht gegen sie selbst wandten. Sie that somit, was die Römer und was Karl der Große mit Erfolg gethan hatten: wenn diese Aufstände im Innern befürchteten, so zettelten sie Kriege an und lenk-

ten die Schwertspitze der gefahrdrohenden Elemente auf ein fremdes Ziel hin.

Die äußern Anlässe zu diesen wunderbaren Unternehmungen seien auch noch kurz erwähnt, da sie den Zeitgeist charakterisiren helfen.

Die Ausbildung des fetischistischen Reliquiencultus mußte das Auge der Christen, — die ja eben für ihre unterdrückten Geisteskräfte keine andere Möglichkeit der Bethätigung besaßen als die Beschäftigung mit Glaubenssachen, — auf die Begräbnißstätten der Heiligen, der Märtyrer und vor allem des Heilands lenken. Die Folge davon war, daß bald Pilgerfahrten nach allen heiligen Orten unternommen wurden, und da die Gläubigkeit, die religiöse Schwärmerei bei allen Christen ohne Ausnahme — denn die kezerischen Secten der Katharer, Waldenser u. opponirten nur gegen den Verfall der Kirche, waren echtere Christen, von größerer und tieferer Religiosität erfüllt als die vermeintlich Rechtgläubigen — außerordentlich groß war, so mußte jede Verletzung eines Pilgers oder der christlichen Interessen durch die verhaßten Saracenen alle Gemüther in Bewegung setzen. Da die Massen der Pilger mit jedem Jahre größer wurden, da diese rohen Schaaren sich auf ihrer Wanderschaft durch die Gebiete der Mohammedaner manche Ungebürlichkeiten zu schulden kommen ließen, so gaben diese Umstände Veranlassung zu Conflicten, die in Anbetracht der überspannten Glaubensseligkeit der Pilger bald ernstern Charakter annehmen mußten. So wurde denn der Wunsch regte, die Stätten, auf denen der Religionsstifter gewandelt, von den Glaubensfeinden zu befreien und für das Christenthum zu erobern — und dieser Gedanke mußte natürlich den Beifall aller Gläubigen finden; ja, die Kirche suchte diese Bewegung bis auf das Neueste zu steigern, indem sie den Sklaven

und Leibeigenen, die sich dieser Aufgabe widmen würden, Befreiung von ihrem Joch zusicherte. In Folge dessen waren im Vortrab und im Gefolge der eigentlichen Kreuzheere zahllose Massen von Kreuzfahrern, die aus dem rohsten Gesindel bestanden, das nur in den Christenlanden zu finden war.

Als die thatsächliche Erfolglosigkeit dieser mühseligen Unternehmungen den Enthusiasmus für dieselben abgekühlt hatte, nachdem der wahnsinnigen Idee des Kinderkreuzzugs (1212) auch noch viele Tausende von Knaben und Mädchen zum Opfer gefallen waren, wandte die Kirche den Fanatismus der Gläubigen gegen die kezerischen Bewegungen, die von Südfrankreich ausgehend, sich über das ganze Gebiet der Christenheit erstreckten und übertrug entweder einzelnen Fürsten oder den unter dem Einfluß der Kreuzzüge entstandenen geistlichen und weltlichen Ritterorden die christliche Aufgabe: mit Feuer und Schwert die Kezer zu vernichten. So predigte Innocenz III. 1209 den Kreuzzug gegen die Waldenser oder Albigenser, die sich bis 1229 gegen die entmenschten Heere der Kirche vertheidigten. Alle Greuel, die die rohen Zeiten des Mittelalters in der Kampfführung aufzuweisen haben, wurden hier angewandt und die blühenden Provinzen Südfrankreichs dadurch entvölkert und für Jahrhunderte verwüstet. 1233 und 1234 wurde ein frevelhafter Kreuzzug gegen die Stebinger unternommen, und ziemlich gleichzeitig die Schwertbrüder und der deutsche Ritterorden mit der Unterwerfung der heidnischen Völkler, Preußen und Lithauer beauftragt. Auch die Juden wurden, so weit und so lange man ihrer nicht bedurfte, wie die Heiden und Kezer verfolgt. Als dann, gestützt durch den erwachenden Geist der Wissenschaft und Forschung, die kezerischen und reformatorischen Bewegungen immer größere Dimensionen annahmen und immer intensiver wurden, da wurden die Bettelorden,

die in Reaction gegen die Verweltlichung der Kirche aber als Stützen derselben auf der Basis der altchristlichen Anschauungen und Institutionen gegründet waren, besonders der Dominikaner, mit der Inquisition allein betraut. Von nun an wurde dieses Institut in systematischer Weise ausgebaut und entwickelte jene furchtbare Thätigkeit, die die Welt bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in beständigem Schrecken erhielt; aller disponible Geist wurde angewandt, sinnreiche Torturmittel zu erfinden, durch die die unglücklichen Opfer der „Spürhunde des Herrn“ zu den Aussagen gezwungen werden konnten, die dem Wunsche der Inquisitoren entsprachen. Alle Bande des Bluts und der Freundschaft wurden durch das Denunciationswesen gelöst, das durch dieses Institut erzeugt wurde, und wenn es im Anfang auch wohlthätig gewirkt haben mag, so wurzelte es doch von vorn herein im Geist der Unduldsamkeit, im Haß gegen Alles, was nicht mit dem Willen der Kirche übereinstimmte, im finstern Fanatismus, der jeden Lichtschimmer, jeden Gedanken des Fortschritts mit gefühlloser Grausamkeit verfolgte. Es war das Zeitalter des denkbar frommsten Glaubens, das solche Blüten trieb; es war das Zeitalter der scheinbar größten Religiosität, in dem die Menschheit so weit verthierte, daß sie die Autodafés, die Verbrennung von Regern, als festliche Schauspiele betrachtete, denen beizuwohnen für so verdienstlich wie ein Kirchenbesuch galt. Mit Feuer und Blut hat die Inquisition ihre Geschichte geschrieben, und wenn sie für die Entwicklung des Geistes der Menschheit ein Verdienst gehabt hat, so ist es das, durch das Uebermaß ihrer Verfolgungswuth den Geist der Forschung in seiner Ausbildung gefördert, den Geist der Opposition, der Reformation gekräftigt zu haben.

Der Einfluß, den die Ausbreitung des Christenthums

auf die neuen ethnischen Factoren ausübte, ist ein doppelter. Es unterliegt zunächst keinem Zweifel, daß die gewaltfame Befehung zu dem fremden Glauben die heidnischen Völker in ihrer natürlichen nationalen Entwicklung hemmte, ja dieselbe vollständig unmöglich machte; daß die Begrenztheit der kirchlichen Ideentreise, die engen Schranken, die die Kirche dem Geist durch den Glaubenszwang steckte, die intellectuellen Fähigkeiten der kräftigen Völker verkümmern ließen, so daß der Geist später mit Mühe erst wieder erwerben mußte, was er an Kraft durch den schweren Druck des Kirchenglaubens eingebüßt hatte. Andererseits wirkte allerdings die römische Civilisation durch das Medium des Mönchswesens sittigend auf die wilden rohen Stämme ein, indem diese durch das Vorbild, das die Klosterbewohner ihnen durch Bebauung des Landes und durch Gewerbthätigkeit gaben, zu einer geordneteren Lebensweise geführt und einer höhern Civilisation zugänglich gemacht wurden. Doch darf uns diese letztere Erkenntniß nicht etwa verleiten, die Bedeutung des Klosterwesens zu überschätzen; damals, wie zu allen Zeiten und an allen Orten, wo es zur Ausbildung gelangte, ist es ein krankhafter unnatürlicher Auswuchs der betreffenden Culturen, wurzelte ebenso wie der Cölibat und ähnliche religiöse Institutionen in einer Ueberspannung der Gehirnnerven, und mußte seine mit Naturnothwendigkeit dagegen reagirenden demoralisirenden Folgen haben. Als Bildungsstätten des Geistes waren die Klöster von untergeordnetster Bedeutung, denn die wenigsten Mönche und Nonnen übten die Künste des Lesens und Schreibens, immerhin aber bildeten sie den Boden, auf dem die neuen Keime des geistigen und wissenschaftlichen Lebens Wurzel schlagen konnten. Die ersten Schulen waren die der Klöster, die ersten Schriftsteller gingen aus ihnen hervor, der Antrieb zur Geistesthätigkeit aber ging nicht von ihnen ursprünglich

aus, sondern wurde zu ihnen aus der Fremde übertragen. Sie waren, in Summa also, ein für die Uebergangsperiode des Mittelalters nothwendiger vermittelnder Culturfactor, dessen Werth wir sorgfältig bemessen müssen.

Fassen wir Alles zusammen, so hatten die religiösen Ideen des Mittelalters, obgleich im Grunde rein idealistisch, doch eine ausgeprägt materialistische Tendenz erhalten, zielten auf die Ausbreitung des Christenthums, auf die weltliche Herrschaft, die römische theokratisch-papistische Weltmonarchie hin. Die Interessen des Glaubens standen weit zurück hinter den subjectiven der Conservirung der erlangten Macht und der Ausbreitung derselben. Dies waren die leitenden Ideen des Clerus und der Kirche; die Völker dagegen, die den christlichen Glauben angenommen hatten, waren, weil ihre geistigen Fähigkeiten durch nichts anderes in Anspruch genommen wurden, lediglich von religiösem Fanatismus und Schwärmerei erfüllt; sie waren zu kurzfristig, die Ziele zu erkennen, zu denen ihre Berather, die Priester, sie zu führen bestrebt waren und worin sie nur durch die eigentlichen Träger der Staaten behindert wurden.

Prüfen wir nun die Staatsideen des Mittelalters.

Was die staatlichen und socialen Verhältnisse des Mittelalters charakterisirt, ist das Lehnswesen, der Feudalismus. Das Wesen desselben wurzelt in der Idee des Schutz- und Trugbündnisses zwischen Kraft und Schwäche, in der Einheit und Gleichheit und daher der Consolidirung ihrer beiderseitigen Interessen. Das einzelne schwache Individuum steht der Macht gegenüber hilflos da. Die letztere aber ist wieder nur das Resultat der Summirung geringer Kräfte; ihre Entwicklung ist daher nur denkbar entweder durch Unterordnung aller Einzelkräfte unter ein Oberhaupt, oder unter mehrere solche

oder durch Verbindung derselben unter einander (der republikanische Staat). Die Auflösung des gewaltigen römischen Reiches bahnte nun an und für sich schon die Kleinstaaterie an; das Vereinhbrechen zahlloser kleiner und einzelner Stämme und Nationen hatte dieselbe Erscheinung zur Folge, denn jeder neue ethnische Factor wollte möglichst seine Nationalität, seine individuelle Freiheit wahren, und strebte dahin, sein eigenes Reich zu besitzen. Die Ursache der Völkerbewegungen war nicht die Eroberungslust, sondern lediglich der Erhaltungstrieb, der die zahllosen Stämme veranlaßte, neue Wohnsitze zu suchen, die ihnen den nöthigen Unterhalt gewährten. In kleinen Abtheilungen, Gefolgschaften, ließen sie sich, um ihre Häuptlinge geschaart und auf ihre Fürsorge sich stützend, in der neuen Heimath nieder. Das Schwert diente ihnen somit nur als Mittel zum Zweck, der letztere aber war in Wirklichkeit kein anderer, als die Existenzmittel zu gewinnen und ungefört im Genuß derselben zu leben. Der kriegerische Charakter der Völkerwanderung kommt daher zum größten Theil zu Lasten der natürlichen Rohheit der uncivilisirten Stämme; der Impuls war ein friedlicher. Den Unterhalt konnten die neuen Ankömmlinge, denen die höhere Cultur des römischen Reiches fremd war, zunächst nur durch den Ackerbau gewinnen; der Grund und Boden, den sie vermöge des Rechts des Stärkern, des Eroberungsrechts, oder auf Grund von Verträgen erhielten, wurde von den eigenen Fürsten theils als freier Besitz, theils gegen Leistung von Diensten vertheilt, wobei der römische Usus und das römische Gesetz meist adoptirt, die agrarischen Verhältnisse Roms zum Muster genommen wurden. Die größere oder geringere Thätigkeit der einzelnen Individuen brachte die Ungleichheit der erreichten Resultate, damit aber weitere gesellschaftliche Rangunterschiede zuwege; der eine Bauer vermochte einen großen Ertrag zu

erzielen, während ein anderer für sich, seine Familie und Dienstleute nicht das Nöthige erwarb und so endlich gezwungen war, wie es früher in Rom der Fall gewesen, sein freies Besizthum dem glücklicheren, reicheren Nachbarn oder dem Häuptling zu übergeben, um es von diesem wieder in Pacht, als „Lehen“ zu erhalten, sich ihm gegenüber in das Verhältniß des römischen Klienten zum Patron zu stellen. Durch diese Umwandlung seines freien Besizthums in ein Pachtgut verlor er natürlich seine frühere Freiheit, aber er hatte den Vortheil, nun durch seinen Lehnsherrn gegen die Noth geschützt zu sein. So gingen im Laufe mehrerer Jahrhunderte die ursprünglich freien Güter oder Allode in den Besiz von Großbauern oder von den Clanhäuptern über: der kleine Grundbesiz schwand mehr und mehr, und die Patronatswirthschaft entwickelte sich dem entsprechend. Die einzelnen Clane bildeten unter einander eine Stammgemeinschaft mit dem König an der Spitze, der ursprünglich vom Volke gewählt wurde; bald aber trat bei den großen germanischen Stämmen an Stelle des Wahlkönigthums das Erbkönigthum.

Unter solchen Verhältnissen und dem Wesen der Germanen entsprechend konnte sich also kein republikanisches Staatswesen ausbilden, der Weg der staatlichen Entwicklung war vielmehr durch die agrarischen Zustände und durch die Zersplitterung in kleine Staaten vorgezeichnet. Die römischen Kaiser hatten in dem Institut der Patronate einen staatsgefährlichen Factor erkannt und dasselbe verboten oder durch Geseze eingeschränkt; die fränkischen Könige thaten dasselbe, sie sahen aber bald ein, daß sie diese Verhältnisse nicht mehr ändern konnten, und Karl der Große suchte den Staatsorganismus mit diesem gewichtigen Factor zu verbinden, gegen den die Monarchie seit lange vergebens angekämpft hatte. So entwickelte sich denn auf legaler Basis das Lehns-

wesen, das eine der bedeutendsten Rollen im Mittelalter gespielt und ihm seine Gestalt gegeben hat. Die reichen Herren konnten der Kampflust nachgeben, den Kampf als Sport betreiben, wenn sich nicht Gelegenheit zum Kriege bot; als der Adel sonderten sie sich nun von der übrigen Gesellschaft als bevorzugter Stand ab. Nun dürfen wir nie vergessen, daß jene Zeiten, um die es sich handelt, d. h. bis zum 14. Jahrhundert die Epoche der Kraftherrschaft, des Faustrechts, und daß die Sitten dem entsprechend im höchsten Grade roh waren, wie glänzend sie uns auch im Licht der Dichtung erscheinen mögen; daß von Mitleid, von Rücksichtnahme, von Humanismus keine Spur vorhanden war, am wenigsten da, wo sich der christliche Glaube mit der Macht verband; daß die Moral eine durchaus subjective, auf die Befriedigung der Gelüste, auf Anhäufung von Reichthümern und äußern Glanz gerichtete, auf den individuellen Erfolg begründete war. So lange nicht das höhere Moment des Frauentienstes mildernd auf die Sitten der Ritter wirkte, beschränkte ihre Thätigkeit sich auf Raub und Plünderung, und erst als das germanische Ritterthum mit dem arabischen in Berührung kam, wurde das Ritterwesen erzeugt, das den Charakter des christlichen Mittelalters gestalten half.

Der König hatte den Großgrundbesitzern, den Patronen gegenüber natürlich einen schmeren Stand, und nur dem Wirken des altgermanischen monarchischen Staatsideals war es zu danken, wenn es den fränkischen Herrschern noch gelang, eine Vereinbarung zu erzielen, durch die das Verhältniß, das zwischen den Dienstleuten und Pächtern und den Patronen bestand, auch auf dasjenige zwischen den letztern und dem Staatsoberhaupt übertragen wurde. Dadurch wurde der König der Lehnsherr des Adels und wenn dieses eigenwillige mächtige Element auch beständig bis in die spätesten Zeiten

des Mittelalters gegen diese Abhängigkeit ankämpfte, die Monarchen befehdete, so blieb doch das feudale System die Grundlage des mittelalterlichen Staatsgebäudes. Die Macht des Adels aber wurde bald eingeschränkt durch die politische Bedeutung, die der Bürger- und Bauernstand allmählich erlangte, und gegen die die Ritter ebenso den Kleinkrieg führten wie gegen den König.

Erinnern wir uns, daß der staatenbildende Factor nach dem Niedergang des römischen Reiches das germanische Element, daß der hervorragendste Charakterzug im germanischen Wesen der unruhige Freiheitsdrang war, so können wir schon voraussetzen, daß, sobald einmal die neuen Staaten organisiert waren, der germanische Grundzug hervortreten, der Individualismus, das germanische Selbstbewußtsein durch die Anmaßung der Kirche zur Reaction gegen letztere veranlaßt werden würde. Nun waren die Germanen gerade diejenigen, die die Träger des Christenthums wurden, freilich — mit Ausnahme der Franken — des arianischen Glaubensbekenntnisses, das dem katholischen Rom entgegenstand, auf dessen Grundlage später sogar die meisten Kezerebewegungen fußten; ungeachtet dessen aber waren die arianischen Germanen von vorn herein die frommsten Christen und später auch den Geboten des kirchlichen Glaubens durchaus unterwürfig. Die fränkischen Herrscher setzten ihre ganze Kraft für Bekämpfung der Mauren, für Verbreitung des Christenthums ein, legten den Grund zum weltlichen Besitz der Kirche durch Schenkung großer Ländereien — aber sie betrachteten die Kirche doch als dem Staat untergeordnet. Wenn Karl d. Gr. sich auch vom Papst krönen ließ, so sah er ihn trotzdem als seinen Lehnsman an, achtete in ihm nur das geistliche Oberhaupt der Kirche, dessen Bestätigung aber der weltlichen Macht vorbehalten war. Die Kirche war vorsichtig genug, ihre eigenen

herrsüchtigen Pläne zu verbergen, denn sie war sich bewußt, daß durch dieselben der Conflict mit den weltlichen Herrschern herbeigeführt würde.

Der einheitliche Charakter der christlichen Welt, die Unfertigkeit der verschiedenen sich allmählich entwickelnden Staatsorganismen, die Bekanntschaft mit den römischen Verhältnissen weckte nun in Karl d. Gr., — dessen fränkisches Reich gewissermaßen als das erste fertige aus den Wirren der Völkerbewegungen hervorging, welches, weil es die Interessen der Kirche auf das Thätigste unterstützte, auch von ihr besonders bevorzugt und in seiner Ausbreitung gefördert wurde, — die Idee: das römische Weltreich wieder zu begründen. Dieser Gedanke verkörperte sich rasch zur That der Kaiserkrönung im Jahre 800; auf christlich-germanischer Basis sollte sich die Weltmonarchie der deutsch-römischen Kaiser entfalten.

Zu diesem Ideal kam als zweites: die Unterordnung der Kirche unter den Staat zu bewahren. Die Weltmonarchie, die Unterordnung des Staats unter die Kirche waren aber auch die Ideale der Kirche, und so konnte es denn nicht ausbleiben, daß, ungeachtet der Gläubigkeit, die ja die Staatsorgane stets besetzte, diese beiden Mächte in den heftigsten Kampf verwickelt wurden, der, je nach dem Uebergewicht, das die eine oder die andere erlangte, über das Mittelalter hinaus die Welt erschütterte, den Geist beherrschte. Der Staat war in diesem Kampfe stets in so fern im Nachtheil, als er in allen übrigen Dingen in absoluter Abhängigkeit von der Kirche war, denn der Glaube beherrschte die ganze Welt, das Wort des Papstes wurde überall gehört, wurde überall als unfehlbar anerkannt und befolgt, vermochte oft mehr als ungeheure kaiserliche Heere. Alle Verhältnisse des socialen Lebens, alle culturellen Leistungen krystallisirten

an den Dogmen der Kirche, die Macht der letzteren war daher beinahe unbeschränkt. Wenn trotzdem der Sieg sich vorwiegend auf die Seite des Staates neigte, so ist es wiederum der germanische Stammtypus, der im Verein mit den Blöken, die die Kirche sich gab, dieses Resultat herbeiführte.

Aus ihrem vereinten Kampf für gemeinsame Interessen gegen gemeinsame Gegner gingen viele Institutionen des Mittelalters hervor, wobei die vermittelnde Rolle in den meisten Fällen noch ein dritter Factor spielte, den wir nunmehr einer kurzen Betrachtung unterwerfen müssen: die Jugendlichkeit der damaligen Welt.

Die Völker, die die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit zu leiten hatten, waren theils aus der Mischung verschiedener ethnischer Factoren hervorgegangen, theils aus dem Naturzustande durch das Christenthum der Civilisation gewonnen worden, sie alle begannen erst ihre historische Laufbahn und traten unerfahren auf die Weltbühne, waren in Wirklichkeit neugeboren und befanden sich während der Uebergangszeit zur Neuzeit im Entwicklungsstadium der Jugend. Alle Charaktereigenschaften dieser Lebensperiode finden wir daher im Leben der Völker während dieser Jahrhunderte in deutlichster Weise in ihrem Denken und deshalb in ihrem Handeln ausgeprägt.

Die Lebhaftigkeit der Empfindungen, die Glut der Gefühle sprach sich aus in der überschwenglichen Frauenliebe, im idealen Mariencultus, in der bis zum Fanatismus gehenden religiösen Schwärmerei. In blindem Idealismus verfolgten jene Menschen mit jugendlichem Ungeßüm und stürmischer Unüberlegtheit die hirnerbranntesten Chimären, begeistern sich für Alles was abenteuerlich ist; gleich gläubig wie roh, gleich sentimental wie mitleidlos und grausam, gleich anmaßend wie unwissend und unduldsam pflanzen sie

das Panier der Kirche auf den rauchenden Trümmern fremder Culturen, auf Bergen von Leichen, in Meeren von Blut auf, mit denen sie ihren Weg kennzeichnen. Beschränktheit der Anschauungen, Kurzsichtigkeit, Sturm und Drang, rührende Naivetät, alle Kennzeichen der Romantik, alle Phantastereien, an denen die Jugend Gefallen findet, Ehrgeiz, Leidenschaft und Eigensinn — Alles tritt uns in der materiellen und vorzüglich auch in der psychischen Cultur des Mittelalters entgegen und bedingt den Geist dieser Zeit, setzt ihren psychischen Typus zusammen.

Auf die Rundgebungen und Consequenzen dieses Geistes einzugehen, ist die Aufgabe der nächsten Seiten; daß derselbe unbewußt auch unter der Herrschaft der Idee des Kosmopolitismus und Universalismus stand, ergiebt ein flüchtiger Blick auf die gesammte Geschichts- und Culturentwicklung des Mittelalters. Kirche wie Staat strebten zu universeller Herrschaft; die Verbreitung des Christenthums über ganz Europa und darüber hinaus suchte dieses Ideal zu verwirklichen; der christliche Glaube war das Band, das alle Nationen mit einander verknüpfte; er bedingte das Denken und Handeln aller Völker in gleicher Weise, veranlaßte sie alle sich an den Kreuzzügen zu betheiligen. Der Mysticismus, die Askese, der Monachismus, alle Früchte des christlichen Idealismus verbreiteten sich über die ganze christliche Welt; die lateinische Kirchensprache war die Universalsprache — nur die Slaven wandten frühzeitig ihre Nationalsprache an; das Kirchenrecht galt in allen Staaten. In der Literatur sehen wir denselben universalistischen Zug: die Troubadourpoesie, die Minnedichtung, die Epik, die Thierdichtung fanden in gleicher Weise bei allen Völkern Anklang, wurden von allen gepflegt, ja die gleichen Stoffe wurden von allen verarbeitet. Als das wissenschaftliche Leben wieder begann, ging die Scholastik durch

alle Lande. Ritterwesen, Feudalismus waren so weit verbreitet, wie die römische Kirche und die germanischen Staaten reichten. So sehen wir später die Städtebündnisse, so die Renaissance, Reformation, Skeptizismus, die philosophischen Ideale der Neuzeit über die Welt hinweggehen und der Zukunft die Erbschaft der antiken Vergangenheit übermitteln.

4.

Die Renaissance -des Geistes.

Wir haben nunmehr gesehen, wie und unter welchen Einflüssen die Auflösung des römischen Reiches erfolgte; wie sich aus den Trümmern desselben neue Reiche bildeten; welche Kräfte und welche ethnischen Elemente hierbei thätig waren. Wir haben ferner untersucht, welcher Art diese Neubildungen waren; welchen Charakter im Allgemeinen der Geist hatte, der dieselben befeelte; welche Gestalt somit der geistige Typus des Mittelalters erhielt, und es wird nun unsre Aufgabe sein, einen Blick auf die ersten Regungen des zu neuem Leben erwachenden oder gewissermaßen neugebornen Geistes zu werfen, zu prüfen, wie der psychische Typus sich befundete, was für Pflanzen aus diesem gleichmäßigen Boden der mittelalterlichen christlichen Welt erwachsen und somit das Vorhergehende zu ergänzen, indem wir den allgemeinen Angaben die spezielleren folgen lassen und zugleich das Gesagte zum Theil durch Beispiele bekräftigen und bestätigen.

Wenn es auch selbstverständlich ist, so mag doch erwähnt werden, daß es natürlich, der begrenzten Anlage dieses Wertes entsprechend, weder möglich ist noch in der Absicht des Verfassers liegt, eine detaillirte Geschichte der Literaturen der europäischen Völker zu geben. Es kann sich hier lediglich darum handeln, die hervorragendsten Strömungen, die leitenden

Ideale, die durch die mittelalterlichen Literaturen hindurchgehen, zu untersuchen, die Entwicklung der einzelnen Elemente des Geisteslebens und ihren Gang in einfachen Strichen und in ihren bedeutendsten Rundgebungen zu zeichnen. Hierbei, wie in der Folge überhaupt, können die unbedeutenden, secundären, unselbständigen Factoren ebenso wenig eine Berücksichtigung finden, wie die Nationalliteraturen derjenigen Völker, die nicht ein durchaus eigenartiges Gepräge erhielten; es können im günstigsten Falle nur beiläufig und zum Zweck gelegentlicher Vergleiche die literarischen Productionen der Völker berücksichtigt werden, deren geistige Entwicklung nicht eine stetige aus nationalen Keimen hervorgehende war, wie z. B. die der Russen, der Polen, der slavischen Völker im Allgemeinen, deren Literaturen fast durchweg auf die des Auslandes gegründet sind und erst in den jüngsten Zeiten Selbständigkeit erlangt haben. Wenn die skandinavischen Literaturen nicht mehr berücksichtigt werden, so liegt dies daran, daß dieselben fast ausschließlich aus den allgemeinen Grundlagen hervorgingen, aus denen die deutsche erwuchs, ohne dem Geistesleben der Welt wesentlich neue Ideale, Vorbilder und Impulse zu geben, die eine besondere Strömung in der gesammten europäischen Literatur hervorriefen.

Der Schwerpunkt der Geschichte lag seit dem Auftreten des Christenthums und des Islam ausschließlich auf dem Gebiet Europas und der am Mittelmeer gelegenen Ländermassen Afrikas und Asiens; auf ihnen wurden fortan die Geschicke der Menschheit entschieden — das Herz der damaligen Welt war aber Rom. Wenn nun vom Geist der Menschheit die Rede ist, so können eben auch nur diejenigen Völker in Betracht kommen, die die Leitung der Geschicke übernommen hatten, die der Welt ihre Ideale gaben.

Wir haben gesehen, daß das frühe Mittelalter sowohl

in der Machtsphäre des Christenthums, wie in der des Islam die Herrschaft des Universalismus aufweist, daß die christlichen Völker im Besondern in ihrem Denken durch die germanischen Staatsideale und die hierarchischen Ideale Roms geleitet wurden, die sich beide in gewissem Sinne den Grundlehren des Christenthums unterordneten. Die Völker nun, die aus der buntwillernen, aus den heterogensten ethnischen Elementen zusammengesetzten Bevölkerungsmasse allmählich als geschlossene Nationalitäten hervortraten, können wir vom Gesichtspunkt der Geistesgeschichte aus in zwei Kategorien eintheilen: in solche, deren nationale intellectuelle Keime durch das ihnen fremde Christenthum völlig erstickt, ganz vernichtet wurden, die erst in der Neuzeit und fortgerissen von den andern die Kraft erlangten, ihren Geist von der denselben erdrückenden Fessel zu befreien, — und in solche, die — im Contact mit einander und mit der belebenden Cultur der spanischen Araber — ihre Geisteskraft dem Druck des Papismus gegenüber bewahrten. Neben und mit den islamitischen Völkern, deren Geistesleben wir bereits kurz dargestellt haben, bildete diese letzterwähnte Gruppe der christlichen Völker die eigentlichen Träger des Geistes der Menschheit, und dazu können wir nur die nationalen Individualitäten Italiens, Germaniens, Galliens, Britanniens und Iberiens rechnen.

Unter stetem Hinweis auf das in den vorigen Kapiteln Gesagte, wollen wir nun versuchen, die Anfänge des Geistes der neuentstandenen christlichen Menschheit, das Entstehen der nationalen Geister und die Strömungen, die die Gesamtheit ihrer Kundgebungen gliedern, im Folgenden darzustellen.

Das Ganze der Entwicklung des Geistes von dem Auftreten des Christenthums an bis auf die heutige Zeit können wir in drei große Perioden eintheilen, in die erste des Erwachens oder, wie wir es bezeichnen, der Wiedergeburt des

Geistes unter der unumschränkten Herrschaft der Kirche; blinder Glaube, der des Zügels der objectiven Vernunft völlig entbehrt, überschwengliches Gefühlsleben sind ihre charakteristischen Merkmale. Die zweite Periode ist die des Kampfs; es ist die Zeit, in der neben dem Glauben der Individualismus und der Verstand, angeregt durch die erweiterten Gesichtskreise, sich zu entwickeln beginnen. Die dritte Periode ist die des Sieges der durch den Zweifel, durch Naturforschung geläuterten Vernunft. Die erste könnten wir auch noch die theokratische, idealistische oder romantische, die zweite die humanistische, und die dritte die realistische, materialistische, ja selbst physokratische Periode nennen. Weitere Paralleleintheilungen werden sich noch im Verlauf dieses Werkes ergeben; nur an eine ethnographisch-politische, die eben auch für die weitere Behandlung maßgebend sein wird, müssen wir erinnern, obgleich sie sich mit der vorhergehenden intellectuellen nicht vollkommen deckt. Die erste Periode ist die der Völkermischung, der formlosen Einheit, die zweite die der Aussonderung nationaler Individualitäten und Staaten, die dritte die des bewußten Strebens zum Kosmopolitismus, das durch den Humanismus und Realismus geweckt worden ist.

Gehen wir nunmehr auf die erste Periode ein. Da müssen wir denn mit der literarischen Thätigkeit des Klerus beginnen, obgleich diese in der That nicht das Erwachen zu neuem frischen Leben, sondern ein armseliges Vegetiren bezeichnet, im Allgemeinen nichts andres ist als der unter dem Einfluß des leistungsunfähigen Geistes der Orthodorie verkümmerte Auswuchs des absterbenden Geistes des Alterthums, wie dies bereits Seite 36 erwähnt worden. Insofern aber als diese Literatur unter dem direktesten Einfluß des bei Ideale des Alterthums ablösenden Christenthums entstand, müssen wir hier damit beginnen und prüfen, ob sich nicht

unter der Masse von taubem Gestein einzelne Spuren von edlen Stoffen finden.

Nächst der Ausbildung des Dogmas und der damit verbundenen wunderbaren Philosophie von Seiten der griechischen und lateinischen Kirchenväter, der endgültigen Redaction der allmählich entstandenen Evangelien, der Abfassung solcher und anderer apokrypher Schriften zur Verherrlichung der christlichen Lehre, ihres Stifters, der Jünger und Heiligen; nächst den Commentaren zum alten und neuen Testament und einem die Sinne der Massen fesselnden Cultus, der allerdings allgemach zu einem bewunderungswürdigen vielgliederigen Kunstwerk wurde, war die Thätigkeit der Kleriker darauf gerichtet, alle Wissenschaften und Künste, so weit deren Producte nicht zu zerstören waren, in den Dienst der Kirche zu bringen und mit dem Geist derselben zu durchdringen, das den sogenannten heidnischen Völkern Unentbehrliche in christliches Gewand zu kleiden, um dieselben durch solche Lockmittel für die Kirche zu gewinnen. Auch auf dem Felde der schönen Literatur suchten sie natürlich die Herrschaft an sich zu reißen; in welcher Weise das im Allgemeinen geschah, haben wir bereits gesehen.

Die Ueberreste der alten Religionen zu vernichten, war unmöglich, ebenso wenig durften dieselben aber ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit bewahren und es ist nicht uninteressant zu sehen, in wie geschickter Weise die alten heidnischen Göttergestalten in christliche Heilige verwandelt wurden. Die Vielgestaltigkeit der alten Heidengötter bot einen uner schöpflichen Stoff, jede Seite derselben, jede ihrer Eigenschaften mußte zur Erschaffung neuer Gestalten dienen. Leider sind diese künstlichen Krystallisationsproceße noch sehr wenig untersucht worden und es wäre zu wünschen, daß dies in höherem Maße geschähe. Während die germanischen Naturmythen,

3. B. der germanischen Volksdichtung, Stoff zu sinnigen Dichtungen gewährten, machte die christliche Legendenbildung gleichzeitig Wodan, den Wettergott, den die Römer mit Mercur identificirten, bald zum heiligen Michael, bald zum heiligen Martin, nahmen als Festtage derselben natürlich die dem Wodan geweihten an. So wurde Thor, der Frühlings- und Gewittergott, bald zum Apostel Petrus, bald zum heiligen Elias, sein Hammer war Veranlassung, daß Petrus zum Schmied gemacht wurde; die Böcke seines Wagens wurden mit seiner Gestalt verschmolzen, und so wurde er zum hockfüßigen Teufel. Seine Schwester, die Frühlingsgöttin Ostara, mußte ihre Feste, ihre Symbole, die mit ihrem Cult verbundenen Gebräuche, wie das Schenken von Ostereiern, der christlichen Kirche ebenso abtreten wie Freyer den seinem Cult angehörigen Lichterbaum; selbst das der Göttin Ostara geweihte Thier: der Hase, wie das Osterei ein Symbol der Fruchtbarkeit, ging in die mit dem Osterfest verbundenen Volksgebräuche über. Der Sühneber, der dem Freyer zum Julfest (dem Weihnachtsfest) geopfert wurde, die ihm geweihte Rosmarinpflanze, beide begegnen uns in der englischen Weihnachtsfeier. Den Pferdekopf, der die Dachfirst der germanischen Bauernhäuser zierte, die dem Wodan geweihte Gans, Alles finden wir theils naturgetreu, meist aber stilisirt auch heute noch auf dem Lande wieder. Freyer selbst aber mußte unter andern dem heiligen Andreas weichen. Die Göttinnen der germanischen Mythologie, besonders die untergeordneteren, wurden in erster Linie zu Hexen und gespensterartigen Wesen, wie die aus Holda entstandene „weiße Dame“. Allerdings finden wir Holda auch als Jungfrau Maria wieder, und der ihr geweihte Storch erhielt sich in den Volksagen.

Wenden wir uns, um ein andres Beispiel zu geben, wie das Christenthum sich mit dem Heidenthum vereinte, wie es

sich ihm assimilirte, einer Lieblingsgestalt der syrischen und griechischen Welt zu: dem Typus der Aphrodite. In ihren Eigenschaften als Göttin des Meeres, als die der Schönheit, der Fruchtbarkeit, des Frühlings ging sie in die christliche Legendendichtung über, und bot in jeder dieser Eigenschaften das Material zur Schöpfung besonderer Gestalten, wie Hermann Usener dies in seiner Schrift „die Legenden der Pelagia“ nachgewiesen hat. Es mußte den christlichen Dichtern daran gelegen sein, diese Göttin des Sinnlichen zu entkleiden, was ihr anhaftet; der Grundgedanke aller bezüglichen Legenden ist daher: das Aufgeben der Leichtfertigkeit unter dem ethischen Einfluß der christlichen Heilslehre und das freiwillige Martyrium der in eine gläubige Christin verwandelten Sünderin für ihre früheren Vergehen in möglichst eindringlicher Weise zu schildern. Dabei tritt uns in mehreren dieser Legenden als besonderes Charakteristicum der Umstand entgegen, daß die Heldin nach ihrer Besserung ihre Weiblichkeit äußerlich aufgibt und als Mönch ein strenges Büsserleben führt. Dies Moment bot der Ausschmückung der einfachen ursprünglichen Erzählung einen willkommenen Anhalt, und manche der Verwicklungen, die daraus entstehen, daß ein weibliches Wesen als Mann auftritt und lebt, wurden in geschickter Weise novellistisch ausgebeutet. So ist der Inhalt der nach Usener im zweiten Viertel des 5. Jahrhunderts von einem Diaconen Jakob geschaffenen ältesten Legende von der heiligen Pelagia folgender.

Pelagia, die berühmteste Tänzerin Antiochias, vom Volke wegen ihres kostbaren Perlenschmucks Margarita genannt, hatte lange ein sündiges Leben geführt. Da will es einst der Zufall, daß sie den strengen asketischen Bischof Nonnos über das Strafgericht des Himmels und die Seligkeit der Rechtschaffenen predigen hört. Sie wird davon so sehr ergriffen, daß sie den frommen Mann zu bewegen sucht,

sie in die Christengemeinde aufzunehmen. Dies geschieht, und wie sehr auch der Teufel sie bestürmt, bleibt sie seinen Verführungen gegenüber doch standhaft, legt mit Vorwissen des Bischofs härene Mannskleider an und pilgert nach dem Delberg, wo sie als Mönch Pelagios in enger Zelle nur den furchtbarsten Bußübungen lebt, die ihrer Existenz in wenigen Jahren ein Ende machen.

Auf die verwandten Legenden einzugehen, würde zu weit führen, wir finden dieselbe Gestalt aber noch wiederholentlich unter demselben Namen Pelagia und ferner unter den Namen Anthusa, Marina, Margarita, Taïsis oder Taïsia, Athanasia, Porphyria, Reparata, Maria, Eugenia, Euphrosyne, Theodora wieder. Die meisten dieser Namen sind Attribute, die der Aphrodite beigegeben wurden; als Meergöttin hatte sie die Beinamen Thalassaia, Pontia u., und Pelagia ist in der That hiermit identisch. Die Aphrodite von Knidos wurde Euploia genannt, eine Bezeichnung, die ihr auch an andern Orten beigelegt wurde, und die Kultustage der heidnischen Göttin wurden zum Theil ohne weiteres als die der christlichen Büsserinnen angenommen. Die römische Venus hatte unter andern den Beinamen Marina, der sich mit Pelagia deckt. Anthusa, die blumenspendende, hieß Aphrodite in Seleukia, Margarito und Margarita wurde sie wegen ihres Perlen schmucks genannt; Porphyria hieß sie in Tyrus, wegen der ihrem Lebens element, dem Meer, angehörigen Purpurnuschel, die für die Tyrier so wichtig war. Die Verbindung des Weiblichen mit dem Männlichen aber ist echt syrisch und kleinasiatisch, sie war den der griechischen Aphrodite entsprechenden Göttinnen dieser Ländermassen von frühesten Zeiten her eigen, die auf syrischem Boden entstandenen Legenden konnten daher diese Eigenthümlichkeit nicht entbehren, wenn sie die heidnischen Mythen mit Erfolg verdrängen wollten.

In ähnlicher Weise wurden, hauptsächlich wohl erst vom 5. Jahrhundert an, zahllose Märtyrerlegenden geschaffen. Die besten Productionen der christlichen Schriftsteller waren aber ohne Zweifel die Kirchenlieder, unter denen die wahrhaft bedeutenden allerdings auch nur in geringer Zahl vorhanden sind. Der hervorragendste unter den älteren Hymnendichtern war der Mailänder Bischof Ambrosius, der Begründer des nach ihm benannten ambrosianischen Kirchengesanges (c. 370). Papst Gregor I. ist ebenfalls als Dichter verschiedener Lieder bekannt. Zur Charakteristik mögen einige der schönsten Hymnen folgen, die, wenn auch zum Theil erst im spätern Mittelalter gebichtet, im Stil und im Geist doch wenig von denen der früheren Zeit abweichen. Aus manchen von ihnen weht uns in der That ein Hauch hoher Poesie, tiefer Empfindung und echter Religiosität entgegen, sie sind die Schöpfungen erlauchter Geister, die von wahren Glauben befeelt waren.

Abendlied von Ambrosius.

Du selige Dreieinigkeit,
 Du leuchte über Raum und Zeit,
 Nun geht die Sonne niederwärts —
 Ergieße dich in unser Herz!
 Die Morgens in der Frühe schon
 Und Abends unsre Zunge preist, —
 O kommt hernieder, Vater, Sohn
 Und du, o Tröster, heil'ger Geist! S. v. Koepfer.

Von Prudentius (4. Jahrhundert).

O seht: Das goldne Licht erwacht,
 Und schnell erbleichend flieht die Nacht,
 Die trügerisch auf dunklem Pfad
 Das Herz verlockt zur bösen That.
 Des Lichtes Strahl mag klar und rein
 In alle Herzen dringen ein,
 Daß wir, getreu in That und Wort,
 Die finstern Geister scheuchen fort.

Der ganze Tag mag so vergehn,
 Daß wir dem Bösen widerstehn
 Daß unser Mund von Lüge frei,
 Und unser Wandel schuldlos sei.

Ein Wächter steht am Himmelszelt,
 Dem nichts entgeht in dieser Welt,
 Der unsern Wandel täglich schaut
 Vom Morgen, bis der Abend graut.

§. v. Zoepf.

Geistlicher Gesang vor der Schlacht von Notker dem Aelteren (9. Jahrhundert).

Mitten in dem Leben hat
 Uns der Tod umfangen;
 Wir verwelken gleich dem Blatt,
 Eh' der Tag vergangen.
 Wer wird mir ein Helfer sein?
 Heil'ger Gott, bei dir allein
 Werb' ich Gnab' erlangen.
 Heil'ger Gott, du starker Gott,
 Heil'ger und barmherz'ger Heiland,
 In der bitteren Todesnoth
 Laß mich nicht allein!

§. v. Zoepf.

O sanctissima.

O du heilige,
 O du selige
 Süße Jungfrau Marie!
 Liliensreine
 Mutter, vereine
 Dich mit uns zum Gebet!

Gieb den Weinennden,
 Gieb den Seufzenden
 Milb und gültig Gehör!
 Bleib uns im Streite
 Helfend zur Seite!
 Bitte, bitte für uns!

In der Bebrängniß,
 In der Betrübniß
 Bitte, Jungfrau, für uns!
 Und wenn im bitteren
 Lode wir zittern
 Bitte, bitte für uns!

S. v. Koepf.

Hieran mögen sich einige Strophen aus dem berühmten
 Stabat mater von Jacobus de Benedictis reihen.

Stand die Mutter voller Schmerzen,
 Weinte bei dem Kreuz von Herzen,
 Wo der Sohn den Tod erlitt.
 Ihre Seele voll Verzagens,
 Voll der Seufzer, voll des Klagens,
 Bittern Leibes Schwert durchschneitt.

Wo ein Auge, das nicht thaute,
 Wenn es Christi Mutter schaute
 Von so herber Qual ereilt?
 Wer gewährte sonder Schauer
 Hier der frommen Mutter Trauer,
 Die des Sohnes Schmerzen theilt?

Laß, o Mutter, Liebesbronnen!
 Mich in gleichem Schmerz zerronnen
 Mit dir trauern Tag für Tag.
 Mach, daß mein Gemüth entbrenne,
 Daß es Christum lieb' und kenne
 Und auch ihm gefallen mag.

Leih mir Christi Kreuz zur Stütze,
 Daß mich Christi Tod beschütze,
 Laß mich ruhn im Gnadenschooß.
 Sinkt der Körper in die Erde,
 Paradieseswonne werde
 Dann durch dich der Seele Loos.

Simrod.

Das Dies irae von Thomas v. Celano aus dem 13.
 Jahrhundert ist zu bekannt, als daß wir dasselbe anzuführen
 brauchten. Einzelne Hymnen, wie die beginnend:

O komm herab, du heil'ger Geist,
 Den uns das Wort des Herrn verheißt!
 Erfülle du die Menschenbrust
 Mit deiner Gnab' und Himmelsluft! zc.
 (aus dem 8. Jahrhundert)

ferner

Komm herab, du heil'ger Geist,
 Und erfüll' das Herz der Deinen
 Mit der Kraft, die Gott verheißt,
 Wenn wir gläubig uns vereinen zc.
 (aus dem 11. Jahrhundert)

wurden dann später von Luther übersezt und bearbeitet. In lateinischer Sprache gedichtet waren diese Hymnen Gemeingut der christlichen Welt, und diese, nicht einzelne Nationen, hat Beiträge dazu geliefert. Unter den griechischen Schriftstellern, die ihre Thätigkeit hauptsächlich dem Drama, dem Epos und der Legenden-Dichtung zuwandten, ist besonders Gregor von Nazianz hervorzuheben, dem das Drama „Der leidende Christus“ zugeschrieben wird, das zum größten Theil aus Euripideischen Versen besteht. In andern solchen Dichtungen verarbeitete man die homerischen Verse; in jedem Fall aber war man nicht im Stande, bis ins Einzelne die altgriechischen und heidnischen Vorstellungen durch christliche zu ersetzen; überall lugt daher durch den christlichen Schleier die antike Götterwelt hervor, und es darf nicht überraschen, wenn die Jünger Christi und die Jungfrau Maria zuweilen die Bewohner des Olymp anrufen. Besonders wichtig ist noch der Legendenroman Barlaam und Josophat, einmal weil derselbe vielfach in späteren Zeiten bearbeitet wurde und andrerseits weil er, auf indischem Boden spielend, das Christenthum mit dem Buddhismus in nahe Beziehungen bringt.

Dieselben Ursachen, die die Geistlichen veranlassen, jene Accomodationen zwischen dem Christenthum und den heidnischen

Religionen zu schaffen, welche die Literaturen des frühen Mittelalters überall aufweisen, bestimmten die christlichen Priester auch zu einer andern sehr gewichtigen Concession gegenüber dem Volksgeist, nämlich zur Pflege des Dramas. Wie sehr auch die Orthodoxen gegen die Theater Vorstellungen eiferten — und im Ganzen mit vollem Recht, denn das Drama war längst von der Höhe herabgestiegen, die es einst in Athen eingenommen hatte, fröhnte nur den niedersten Leidenschaften des Böbels — so war es doch ganz unmöglich, das Interesse für die Bühnendichtungen und die auf den Sinnenreiz abzielenden und daher so außerordentlich beliebten Aufführungen derselben zu ersticken, diese letztern völlig abzuschaffen. Diese Erkenntniß wurde Veranlassung, daß zunächst den Cultushandlungen dramatische Belebtheit verliehen, ja, daß die Gemeinde in der Messe selbst zum dramatischen Factor gemacht wurde, daß man durch Entfaltung großer Pracht die Sinne der Gläubigen zu fesseln suchte. Doch das genügte dem in dieser Hinsicht verwöhnten Volke noch nicht, weitere Concessionen waren nothwendig, und schon in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung sah man sich genöthigt, die dramatische Schaubühne wieder zu eröffnen, wie wir z. B. aus der oben angegebenen Dichtung Gregors von Nazianz (4. Jahrhundert) ersehen. So arbeitete man alte Dramen in christlichem Sinne um, dramatisirte die Stoffe des neuen Testaments und öffnete an Festtagen den Darstellungen dieser Dichtungen und dem schaulustigen Volke die Kirchen und Klöster — deren Hallen und Höfe die Bühne und den Zuschauerraum hergaben — und so wurde der Grund für die so beliebten Mystereien, Mirakelspiele, Autos, und wie sie sonst genannt wurden, der späteren Zeiten gelegt. Die Schauspieler waren natürlich die Priester und Mönche, was nicht hindert, anzunehmen, daß die Stücke, die sie aufführten, gerade wie

die spätern geistlichen Dramen viele Derbheiten enthielten, weil sie nur dann, wenn sie den Ansprüchen der rohen vernügnungsfüchtigen Massen entsprachen, den erforderlichen und gewünschten Erfolg hatten.

Die Klöster und die mit ihnen verbundenen Schulen waren bis auf Weiteres die Pflegestätten der Literatur, dort wurden die wenigen Dichtungen, die die ersten Perioden der verschiedenen europäischen Nationalliteraturen aufweisen, geschaffen. In lateinischer Sprache hauptsächlich wurden biblische und profane Stoffe bald in epische, bald in dramatische Form gebracht; Diefrieds Krist, der Heliand, das Ludwigslied, die dramatischen und andern Dichtungen der Nonne Groswitha sind Muster der rein geistlichen Literatur, die wir wohl von den Bearbeitungen der durch die nationalen Sagen geschaffenen epischen Stoffe, z. B. von Ekkeharbs Walthar von Aquitanien, zu unterscheiden haben.

Wie eifrig auch die Bemühungen der Geistlichen, der Missionäre und Mönche waren, durch Accomodation der christlichen Lehren an die heidnischen die Massen für das Christenthum zu gewinnen, wenn dies auch selbst oberflächlich gelang, so waren doch die Gebräuche, der Aberglaube früherer Zeiten zu tief gewurzelt, als daß sie auszurotten gewesen wären, ja in erster Linie hätten natürlich die Diener der Kirche, die doch den Stand der „Höchstgebildeten“ darstellten, selbst frei von dem Aberglauben und den Volksgebräuchen sein müssen, die überall in vorchristlichen Culten und Anschauungen ihren Ursprung hatten. Der außerordentlich kleine intellectuelle Gesichtskreis, die unumschränkte Herrschaft des kirchlichen Subjectivismus verhinderten die Entstehung eines objectiven Criticismus, der mit unfehlbarer Sicherheit das rein Christliche vom Heidnischen zu unterscheiden vermochte und demgemäß das Vernichtungswerk der Ueberreste früherer Culturen so gründlich durch

zuführen im Stande war, daß keine Spuren davon übrig blieben. Uebrigens beweist allerdings die Culturgeschichte und selbst die unseres Jahrhunderts, ja unserer Tage, daß es ein vergebliches Bemühen ist, das Veraltete vollständig auszurotten, es gelingt nie vollkommen, es haftet dem menschlichen Geist zu viel Conservatismus an, als daß er alle Voraussetzungen, von denen er ausgegangen ist, als daß er Alles was er in seiner Kindheit aufgenommen hat, aufzugeben vermöchte. Jede Zeit hat ihren Aberglauben, wenn wir auch nicht im Stande sind, die Grenzen desselben in unserer subjectiven Befangenheit genau zu ermitteln; so dürfte man auch selbst im Verkehr mit den größten Freidenkern unserer Zeit doch wenige finden, die man nicht gelegentlich auf irgend einer Spur von Aberglauben ertappte.

Die alten heidnischen Mythen und Gebräuche lebten also trotz aller Bemühungen der orthodoxen Christen fort; die ersten erhielten sich im Volkslied, in der Sage, wenn auch nicht ungetrübt, und gingen später in die Märchenichtung über, nachdem sie besonders dem Epos ergiebigen Stoff gewährt hatten. Diese aus dem Quell der alten Religionen entsprungenen naiven Volksdichtungen der neu entstandenen Völker müssen wir natürlich auch als Kundgebung des erwachenden oder neugebornen Geistes der Menschheit betrachten, in so fern als sie erst nach und zum Theil in Folge des Auftretens des Christenthums, oft in Opposition gegen dasselbe, entstanden sind. Freilich müssen wir auch hier gleich wieder Unterschiede machen, indem wir sie hauptsächlich theilen in solche Volksdichtungen, die in directer Linie von den alten heidnischen Mythen abstammten, und in solche, die wie die Romanzen vom Sid, den Kampf des Christenthums gegen seine Gegner behandelten, also im Christenthum wurzelten und somit ungleich jünger als jene andern waren. Wir

dürfen mit Sicherheit voraussetzen, daß auch selbst während der Zeit der finsternsten Geistesnacht, vom 5. bis 10. Jahrhundert, in allen germanischen Landen Volksdichtungen verbreitet gewesen und geschaffen worden sind; als ein Beweis dafür kann z. B. die Thatsache gelten, daß Karl der Große Sammlungen von Volksliedern und Sagen veranstalten ließ, die leider, Dank dem erfolgreichen Vernichtungsseifer der noch strenggläubigern Kleriker späterer Zeit verloren gegangen sind. Auch die Sagen- und Märchenforschung weist in vielen Fällen auf die Existenz solcher Volkslieder als nothwendiger Mittelglieder zwischen den germanischen und indogermanischen Mythen und den Dichtungen der Folgezeit hin.

Absehend von den Stoffen der großen epischen Dichtungen, sei zunächst nur an einige jener zahllosen sinnigen und hochpoetischen Sagen und Märchen erinnert, die jedes deutsche Kind kennt, wie die vom wilden Jäger, von seinem Vorläufer, dem getreuen Eckart, die auf die Mythen von Woban zurückweisen, der uns auch im Rattensfänger von Hameln und vielen andern Gestalten begegnet. Die Ratten aber, so wie die Mäuse in der Sage vom Mäuseturm zu Bingen — in welcher letzteren auch der rächende und richtende Volksgeist sich kühn erhebt — sind natürlich nichts andres als die Seelen der Verstorbenen, die man sich andrerseits in den Sternen und Sternschnuppen verkörpert oder auf ihnen wohnend dachte. Das Erwachen der Natur im Frühling, das dem mythenbildenden Geist der Germanen so vielen Stoff bot, findet seinen schönsten Ausdruck in der so vielfach verarbeiteten Sage vom Dornröschen. Freyer's Diener Skirnir, den der erstere ausschickt, um für ihn um Gerda zu werben, ist zum getreuen Johannes geworden. In den Sagen vom Mann im Mond, von den versunkenen Städten, vom fliegenden Holländer, vom Tannhäuser finden wir die heidnischen Vorstellungen der Germanen

wieder. Im ewigen Juben verbanden sich solche mit denen des Christenthums. Die Alfen, Alben, Elfen mußten dem dichtenden Volksgeist unaufhörlich dienen und dieser schuf aus ihnen Gestalten wie Oberon, Titania, den Däumling und die Heere von Kobolden, Heinzelmännchen und andern Lieblingen der Kinder. Gerade die Gestalten der nordisch-germanischen Mythologie mußten — und das dürfen wir als einen Beweis für das Gehaltvolle und die Tief Sinnigkeit der Mythendichtungen ansehen — dem deutschen Volksgeist nicht nur, sondern auch den Kunstdichtern aller europäischen Völker dienen; wo wir es am wenigsten vermuthen, in den wunderbarsten Gestalten, unter den verschiedensten Namen finden wir die alten bekannten Götter, Halbgötter und die aus ihnen entstandenen Helden des Nordens wieder.

Somit haben wir zunächst zwei gewaltige Stoffkreise und zwei ihnen entsprechende Strömungen kennen gelernt, die den Geist der neugeborenen Menschheit beschäftigten und seine Leistungen durchsetzten. Den einen bot das Christenthum, den andern die verschiedenen nationalen Religionen, gegen die jenes ankämpfte; die Masse der christlichen Stoffe war von vorn herein Gemeingut der christlichen Welt, die Strömung, die der sie beseelende Geist hervorrief, war eine internationale. Der andre, heidnische Stoffkreis theilt sich in einzelne nationale Sectionen, die allerdings auch bald vermöge ihres hohen poetischen Gehalts internationaler Besitz der christlichen Völker wurden. Die Stoffe beider Kreise, die Elemente beider Strömungen bewahrten theils ihre ursprüngliche Selbständigkeit, theils vermischten sie sich, den Producten ihrer Verbindung neuen Character gebend. Wir werden sehen, daß die Masse der „nationalen“ Stoffe, die die verschiedenen ethnischen Factoren der europäischen Welt dem Geist derselben entgegenbrachten, noch bedeutend erweitert wurden. Ehe wir

auf diese letztern eingehn, wird es jedoch nothwendig sein, auf andre Gegenstände unsern Blick zu richten.

Ein Factor, dem gegenüber das junge Christenthum sowohl wie die daraus erwachsende Kirche einen sehr schweren Stand hatte, war die Philosophie; denn wenn diese auch von der Kirche in Dienst genommen und in Folge dessen völlig entartet war, so regte sie doch immerhin die Geister, die sich mit ihr beschäftigten, zum Denken an; das Denken, die Ausbildung des Verstandes mußte aber dem Glauben leicht gefährlich werden. Die Kirche hatte ja allerdings die Macht über die Geister ihrer Kinder völlig in ihrer Hand, hatte genau vorgeschrieben, was gedacht werden durfte, konnte sich gegen die Uebergriffe der Vernunft leicht schützen; trotzdem konnte sie nicht verhindern, daß von den maurischen Universitäten her die Philosophie sich einen Weg in ihre Reiche bahnte, die ihr ergebenen Geister in Unruhe versetzte und alsbald zu einem ihrer Herrschaft verhängnißvollen Factor wurde.

Wie sich die Kirche der griechisch-römischen Philosophie gegenüber verhielt, welche Gestalt diese im Dienste der Lehre Christi annahm, haben wir bereits im Anfang des zweiten Bandes dieses Werkes gesehen. Gepflegt, so weit es möglich war, wurde die Philosophie nur durch die spanischen Araber und Juden, und wir müssen hier noch ergänzen, wie das geschah. Während in christlichen Landen die Philosophie der Kirchenväter in Ansehen blieb, die zum größten Theil auf neuplatonischen Ideen fußte, hatten sich die Araber und Juden, ihrem Rassencharacter entsprechend, vorzugsweise der Philosophie des Aristoteles angeschlossen. Der Idealismus Platons lag ihrem Denken ebenso fern wie die Epen Homers und die Dramen des Sophokles ihrem Dichtergeist, was nicht ausschließt, daß auch die arabischen Philosophen mit Plato und mit dem Neuplatonismus bekannt waren, wie dies z. B. aus

den Schriften des Averroes deutlich hervorgeht. Beschränkte sich die Thätigkeit der arabischen und jüdischen Philosophen auch in der Hauptsache nur auf das Commentiren der aristotelischen Philosopheme, stellten sie auch nicht selbst neue und originale auf, so übermittelten sie doch einmal der christlichen Welt die Kenntniß der aristotelischen Lehren und andererseits warfen sie die Schranken des orthodoxen Glaubens nieder, bahnten durch die Stepsis der Vernunft den Weg, und regten den Geist der gesammten, hauptsächlich aber der christlichen Menschheit zum Studium an. Unter den arabischen Philosophen sind besonders zu nennen: Alkendi circa 800; Al Farabi gest. 954; Avicenna 980—1036; Algazel 1072—1111; Ibn Thophail gest. 1190, der durch seinen philosophischen Roman: „Der Naturmensch“ den dogmatischen Anschauungen endlich einmal eine naturalistische entgegenzustellen wagte. Vor Allen aber ragt aus der Masse der arabischen Gelehrten Averroes, 1105 bis nach 1200, und unter den jüdischen sein Schüler Rabbi Mose Ben Maimon, bekannter unter dem Namen Maimonides 1139—1204, hervor. Wie durch die ganze Cultur der spanischen Araber, so geht auch durch diesen Zweig derselben eine Frische und ein Leben, die wohlthuend abstechen gegen den Stumpfsinn und die Kleingeisterei des in so unwürdiger Weise geknechteten Geistes der Christenheit. Das Beispiel, das die arabischen Denker gaben, indem sie mit Freimuth und Offenheit den Kampf gegen die Orthodorie des Islam führten, regte auch die Christen zum Kampf gegen die Verworfenheit des Papismus an und trug unendlich viel zur Entwicklung des Individualismus und Humanismus bei, die die folgende Periode des Geisteslebens aufweist.

Die Bedeutung der arabischen Wissenschaftlichkeit für die neu entstandene christliche Welt ist bereits angedeutet: durch die jüdischen Gelehrten, durch die Schüler, die aus christlichen

Landen kommend, die Universitäten der Araber besuchten, wurde das Wissen der Letztern in die Christenheit übertragen; die Lehren der arabischen Philosophen berührten sich hier mit denen der Kirchenväter, verbanden sich mit ihnen, und aus dieser Ehe ging die eigentliche Scholastik hervor. Wenn man selbst leugnen wollte, daß der gelehrte Gerbert, der spätere Papst Silvester II. (999—1003), der in Folge seiner Studien in Spanien im Geruche eines Zauberers stand, sein Wissen aus den damaligen Urquellen desselben, Sevilla und Cordova, geschöpft habe, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß er in Barcelona mittelbar von dem Wissen der Araber und Juden Kunde erhalten und bei den Interessen, die ihn besaßen, bei dem Weitblick, der ihn vor seinen Zeitgenossen auszeichnete, sich auch dieses Wissen zu eigen gemacht hatte. In Frankreich, Italien und Deutschland ließ er nun Schulen gründen, unter denen die zu Pavia, Avranches, Poitiers und im Kloster Bec in der Normandie die bedeutendsten waren. Diese, im Verein mit den von jüdischen Gelehrten gegründeten Unterrichtsanstalten, wurden nunmehr die Centren, von denen die arabischen Wissenschaften verbreitet wurden. Wollte man aber selbst Gerbert jede Beziehung zu den Arabern und zu ihrem Wissen absprechen, so liegen doch Beweise genug vor, daß viele christliche Gelehrte, wie Alexander von Hales, wie Michael Scotus — der, unterstützt von jüdischen Gelehrten arabische Schriften übersetzte — wie Albert der Große, Bonaventura, Thomas von Aquino, Duns Scotus u. A. sich zum großen Theil in Spanien selbst von arabischer Weisheit nährten, dieselbe durch ihre zahllosen Schüler und Nachfolger über alle Länder der Christenheit verbreiteten, bis die allmählich daselbst entstehenden Universitäten die arabischen ablösten.

Das Product der Verbindung der christlichen und der arabischen Philosophie war also die Scholastik, deren Zweck

natürlich zuerst nur sein durfte: dem Christenthum zu dienen, das Dogmengerüst durch verstandesmäßiges Denken zu unterstützen und auszubauen; denn da das Uebel einmal vorhanden war, mußte es unschädlich gemacht werden, indem es in den Dienst der Kirche genommen wurde. Bald aber mochte der Geist der Denkenden diese Fessel nicht dulden, ohne jedoch deshalb den Lehren Christi untreu werden oder sie bekämpfen zu wollen, — ein solcher Gedanke konnte auch dem freisinnigsten Scholastiker nicht kommen. Auch die sogenannten Reher, die nun überall auftauchten, wollten sich nur der Lehre Christi weihen, nur ihr dienen; ihr schulmäßiges Denken, ihre subtile Dialektik, ihre kleinliche Pedanterie und die daraus erwachsende Haarspalterei der philosophischen Begriffe, Wortkrämerei und Lüsterei zwangen sie nur zu verschiedenartigen Weisen der Erklärung der Dogmen und der theologischen Lehrbegriffe. So spalteten sich die Scholastiker bald in zwei große Parteien: die Realisten und die Nominalisten. Die ersten waren die strenggläubigen, weil sie den abstracten theologischen Begriffen wirkliche Existenz, „reale Substantialität“ beimäßen. Die Nominalisten dagegen hielten die allgemeinen und abstracten Begriffe für bloße Namen, für inhaltleere Worte und Vorstellungen; sie wurden daher auch alsbald zu Rehern gestempelt, verfolgt und verdammt. Der Kampf dieser beiden Parteien gegen einander war ein außerordentlich erbitterter und wurde eingeleitet durch den Realisten Anselm von Canterbury (gest. 1117) und den Nominalisten Johann Roscellin (circa 1089), während gleichzeitig schon der durch seine unglückliche Liebe zu Heloise bekannte Peter Abälard (1079—1142) eine Vermittlung zwischen den Gegnern anstrebte.

Die Geschichte der Philosophie stellte früher vier Perioden der Scholastik auf: I. bis zum 11. Jahrhundert. Es ist die Zeit des blinden Realismus. Ihr gehören an: Alcuin (736

bis 804), Rhabanus Maurus (776—856), Joh. Scotus Erigena (gest. circa 886), Anselm von Canterbury u. A.

Die II. Periode vom 11. bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts. Es ist die Zeit des Auftretens des Nominalismus, der aber dem Realismus und dem Mysticismus eines Bernhard v. Clairvaux (1091—1153) und Hugo von St. Victor (1096 bis 1140) unterliegt.

Die III. Periode bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts weist die unumschränkte Herrschaft des Realismus auf. Alexander v. Hales (gest. 1245); Albert der Große (v. Bollstädt) (circa 1200 bis 1280); Bonaventura (circa 1250); Thomas v. Aquino (1224—1274); Duns Scotus (circa 1275—1308) gehören ihr an.

Die IV. Periode zeigt den erneuerten Kampf beider Parteien und das Ueberwiegen der Nominalisten; die Anfänge des Humanismus machen sich bemerkbar. Wilhelm v. Occam (geb. circa 1345), Peter d'Ailly (1350—1425) seien erwähnt.

Dieser Kampf dauerte somit bis zu der mit dem Namen der Renaissance bezeichneten Zeit, d. h. bis man den Urtext der Schriften Platos und Aristoteles' kennen lernte; denn der Weg, auf dem die Kenntniß derselben, besonders die des Aristoteles zu den Christen gelangte, war ein eigenthümlicher; er sei im Allgemeinen kurz geschildert. Die griechischen Schriften wurden — und zwar zum Theil von nestorianischen Christen — erst in's Syrische, aus dem Syrischen in's Arabische übersezt. In Spanien wurden diese Uebersetzungen von den Juden in's Hebräische und meist auch von ihnen, zum Theil von christlichen Gelehrten in's Lateinische übertragen. Dabei hatte denn natürlich auch der Inhalt gelitten, was die Kenntniß der Originale ergab.

Zur Verbreitung der philosophischen Studien wie überhaupt der Resultate arabischer Cultur hatte besonders auch

der deutsche Kaiser Friedrich II. (1215—50) beigetragen, dessen Hof in Palermo nach den Berichten von Zeitgenossen mehr dem eines mohammedanischen als eines christlichen Fürstentum glich, und an dem die Gelehrten aller Länder willkommen waren. Gewissermaßen in arabischer Schule erzogen, von arabischem Hofstaat umgeben, der arabischen Sprache mächtig und in beständigem Briefwechsel mit maurischen Gelehrten Spaniens, hatte er natürlich auch das Interesse für die Wissenschaften und ein gut Theil des freien Geistes angenommen, der in maurischen Landen herrschte, was ihm schwere Kämpfe mit Rom eintrug. Wenn nunmehr auch erwiesen ist, daß die ihm früher beigemessene Schrift von den drei Betrügern (Moses, Christus und Mohammed) nicht von ihm herrührt, sondern viel später entstanden ist, so hat doch dieselbe jedenfalls an einen von ihm herrührenden bezüglichen Ausspruch angeknüpft. Zur weiteren Charakteristik des Geistes, der ihn besetzte und der in der That sehr wesentlich von dem der Kirche und der ganzen Christenheit seiner Zeit abweicht, ist hauptsächlich ein Brief dienlich — derselbe mag hier im Auszug eingeschaltet werden —, der von einigen seinem Sohne Manfred zugeschrieben wird, dessen Urschrift aber wohl von ihm abgefaßt worden ist. Während im Uebrigen der Satz Gregors I.: „Unwissenheit ist die Mutter der Frömmigkeit“ maßgebend war und die christliche Welt beherrschte, sprach Friedrich II. hier endlich einmal den Gedanken aus, daß das Wissen für die Entwicklung der Menschheit fördernd, Unwissenheit schädigend sei. Er schreibt an die Universität Bologna ungefähr folgendermaßen:

„Um den Glanz des Thrones zu erhöhen, wozu die Thatkraft, die Gesetze und Waffen gleichmäßig beitragen, erachten wir auch die (Würze der) Wissenschaften für nothwendig, damit die Kräfte nicht, wenn Unwissenheit sich mit

den Reizen der Welt vereint, sich zügellos entfalten und die Gerechtigkeit, über Gebühr vermindert, leide. Deshalb haben wir, den die göttliche Gnade an die Spitze der Völker stellte, uns von Jugend auf mit den Wissenschaften beschäftigt, ehe wir die Last der Regierung übernahmen. Wir haben sie geliebt, indem wir mit Freude und unermülich den Duft ihrer Wohlgerüche einathmeten.

„Heute, da die Sorge des Reiches uns anvertraut ist, verbringen wir, wie sehr auch die Masse der Geschäfte uns abzieht und obgleich das Staatswohl unsere ganze Sorge erfordert, doch die wenige Zeit, die wir unsern gewöhnlichen Beschäftigungen abgewinnen, nicht im Müßiggange, sondern widmen sie gern der Lectüre, damit die Kraft der Seele sich durch die Erlangung von Kenntnissen stärke, ohne welche das Leben der Menschen unwürdig angewandt sein würde. Indem wir nun mit Aufmerksamkeit die Bücher durchsahen, welche in zahlreichen und verschiedenen Schriftarten unsere Schatzkammern bereichern, und sorgfältig darüber nachdachten, fanden wir verschiedene, von Aristoteles und andern Philosophen früher in griechischer und arabischer Sprache abgefaßte Werke, welche die Kunst zu sprechen und die Mathematik behandeln; diese Werke welche noch ihre ursprüngliche Diction und das alte Gewand behalten haben, das ihnen einst verliehen, sind noch nicht in die lateinische Sprache übersetzt worden.

„Wünschend also, daß die ehrwürdige Autorität so vieler Werke Allen wie uns mittels Uebersetzungen zum Vortheil gereiche, haben wir sie durch erwählte Männer übersetzen lassen, die in beiden Sprachen gleich bewandert sind und die Reinheit des Originalstils zu erhalten wissen. Und da der Besitz der Wissenschaften, freigebig vielen mitgetheilt, nicht verfällt und vor Schaden bewahrt wird, indem er um so viel dauerhafter ist, als er allgemeiner verbreitet wird, so

haben wir die Frucht unserer Mühe nicht verbergen wollen und haben gedacht, daß wir keine Freude davon haben würden, sie zurückzubehalten und nicht andre an einem so großen Gute Theil nehmen zu lassen.

„Indem wir nun aber nach den Personen forschen, deren Augen und Urtheil man die Erstlinge eines solchen Unternehmens am schicklichsten unterbreiten könnte, haben wir angeordnet, daß man Euch, berühmte Zöglinge der Philosophie, deren Mund Schätze des Wissens verbreitet, einige Bücher überreiche, die man der fleißigen Arbeit und der treuen Uebersetzung der Uebersetzer verdankt. Ihr also, gelehrte Männer, die Ihr aus alten Cisternen neue Wasser schöpft, die Ihr mit Strömen die dürstenden Lippen befeuchtet, empfanget diese Bücher günstig als ein Geschenk des Kaisers, Eures Freundes. Mögen in Eurem Auditorium, wo der Keim der Tugenden Frucht trägt, wo der Kost des Irrthums verschwindet, wo der Sinn des Textes klar gelegt wird, diese Schriften mit den alten Philosophen vereinigt sein, welche durch das Organ Eurer Stimme wieder aufleben und deren Ruf ihr verbreitet. Der Gunst des Fürsten gedenkend, dem ihr sie verdankt, überzeugt von dem Verdienst der Schriften, die wir Euch überweisen, werdet Ihr sie zum allgemeinen Nutzen der Studirenden veröffentlichen und so den Ruhm Eures Namens verbreiten.“

Alles was die mittelalterliche Scholastik nicht nur, sondern was überhaupt die christliche Welt erfunden hatte, fand seinen vollendetsten Ausdruck in einem Werke, das zu den bedeutendsten gehört, die der Weltgeist geschaffen hat, nämlich in der „Göttlichen Komödie“ des florentischen Dichters Dante Alighieri (1265—1321.) In vieler Hinsicht würden wir dieses Werk in eine spätere Entwicklungsperiode zu setzen haben, in so fern jedoch, als es gewissermaßen das vollkommenste Krystallisationsproduct des scholastischen Geistes bildet, die damalige

Denkweise getreu spiegelt, müssen wir es hieher rechnen. Das ganze Wissen seiner Zeit hatte Dante in sich aufgenommen, selbst von der Denkweise des Alterthums hatte er ziemlich genaue Kunde, so weit sie damals bei der Unkenntniß der griechischen Quellenwerke überhaupt reichen konnte; was aber besonders in seiner Komödie interessiren muß, sind die Vorstellungen vom Jenseits, die sich sowohl in der Anordnung der Localitäten von Hölle, Fegefeuer und Himmel, wie in der Gesamtheit des ganzen Werkes kundgeben. Die Offenbarung Johannis hatte den Speculationen der Mystiker den Weg gebahnt, die zoroastriß-jüdischen Vorstellungen der Bibel, die neuplatonischen, die antiken vom Jenseits hatten zum Ausbau von Himmel und Hölle, und seit Gregor dem Großen auch zu dem vom Purgatorium, dem Fegefeuer, das Ihre beigetragen. Der von der Kirche gepflegte Engels- und Teufelsglaube, verbunden mit dem Aberglauben, dessen Elemente dem Mysticismus sehr dienlich waren; die Furcht vor dem jüngsten Gericht, das man im Jahre 1000, dann 1033 u. s. f. erwartete — Alles war benutzt worden, um die drei Reiche des Jenseits auf das reichste auszustatten, den Glauben an dieselben, an ihre furchtbaren Strafen und ihre himmlischen Freuden dem Volksgeist sicher einzuprägen, und ihn hauptsächlich zu einer ergiebigen unerschöpflichen Sinnahmequelle zu machen; denn die Habgier der Cleriker war unersättlich. Keine Dichtung konnte daher mehr zeitgemäß sein als die Dantes. Auch in andrer Hinsicht war sie ein treues Bild des damaligen Zeitgeistes und that nicht nur dem Geist der Orthodorie, sondern auch dem der Gegner des Papstthums und dem des Volks genug. Denn war Dante auch ein wahrhaft frommer Mann, ein christlicher katholischer Dichter wie es keinen zweiten gegeben hat, es sei denn Calderon, so tritt in seiner Dichtung doch schon der Humanismus für

seine Rechte ein. Der Geist des Individualismus erhebt kühn sein Haupt und bekämpft die Auswüchse jener Zeit, besonders die Schäden der Hierarchie auf das heftigste, tritt für die Rechte der Menschen wie für die des Staats gegenüber dem Papstthum und dem Glaubenszwang mit einer Energie ein, die man von einem Katholiken, von einem scholastischen Philosophen kaum erwarten dürfte. Die göttliche Komödie hält strenges Gericht über Alles, was die Welt Bedeutendes geleistet; Dante wagt selbst Grunddogmen der Kirche umzustürzen und scheut sich nicht, die Thaten der höchsten kirchlichen Würdenträger in gebührender Weise zu züchtigen. Selbst hinsichtlich seiner physikalischen Weltanschauung nimmt er einen Standpunkt ein, der uns deutlich zu erkennen giebt, welche segensreichen Früchte die Lehren der Araber schon damals in christlichen Landen trugen. So hielt z. B. die christliche Welt noch immer an der Scheibengestalt der Erde, beziehentlich daran fest, daß sie die Grundlage des Weltalls sei, Dante nahm die Kugelgestalt, die die Araber lehrten, an und bevölkerte die andre Hemisphäre, wenn auch nicht mit Menschen, so doch mit den Seelen, die im Reiche des Purgatoriums geläutert wurden. Im Uebrigen freilich behielt er die christlichen Vorstellungen bei, daß Jerusalem das Centrum der Welt, daß das Ende der Hölle grade im Nadir, im Innern der trichterförmig ausgehöhlten Erde, gelegen sei u. s. f.

Schon vor Dante waren einige ähnliche Dichtungen geschaffen worden, denn es war natürlich, daß die Ueberschwenglichkeit jener Zeit, die Unnatur vieler kirchlicher Institute, besonders des Mönchswesens, der Epilepsie und zahllosen Nerven- und Gehirnkrankheiten ergiebigen Nahrungstoff gewähren mußten; die wunderbarsten Erscheinungen und der Glaube an ihre Realität waren die Folge davon. So glaubten denn auch manche Individuen thatsächlich, Höllereisen gemacht

zu haben und die Kirche that das Ihre dazu, diesen Glauben in den Volksmassen zu befestigen.

Es ist nun eine wunderbare Erscheinung, die hier gleich erwähnt sein mag, daß Dante's Dichtung so wenige Nachfolger hatte. Man hat dies durch die Erhabenheit ihres Stoffes zu erklären gesucht, daß Niemand die Kraft fühlte, etwas Aehnliches zu schaffen und dergleichen mehr. Es liegt auf der Hand, daß diese und verwandte Erklärungen nicht stichhaltig sind, der Grund für diese Erscheinung liegt einfach nur darin, daß Dante's Dichtung, wie wir in der nächsten Abhandlung sehen werden, den Markstein für eine neue Entwicklungsperiode bildete. Der Geist des Individualismus, der aus Dante's Komödie schon so deutlich spricht, der Geist des Humanismus, der Kezerei, der nüchterne praktische Geist der Bürger und Bauern, die nun an Stelle des Klerus und Adels in ihre Rechte eintraten, waren der Nachahmung dieses scholastischen Kunstwerks Dante's nicht geneigt; der Geist des Zweifels, verkörpert in der Gestalt des Faust, betrat die intellectuelle Weltbühne.

Ueber die Verbreitung der übrigen Wissenschaften von den arabischen in die christlichen Reiche ist ebenfalls bereits das Nothwendigste mitgetheilt worden, so wie über die segensvolle Vermittlerrolle, die die Juden, besonders die jüdischen Aerzte, spielten. Daß gerade diese es waren, die in solcher Weise wirkten, hatte seinen guten Grund, denn von frühen Zeiten her beschäftigten sich die Juden vorzugsweise mit Medizin und leisteten auf diesem Felde Bedeutendes; so sind aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. die Namen von Hannina, Samuel, Abba Umma und A. bekannt. Der arabischen Zeit gehören an: Maser Djairah; Harun der Alexandriner, der über Blattern; Jsaak Ben Emram, der über Gifte schrieb und hauptsächlich Maimonides. Im 11. Jahrhundert lag

fast die ganze Medizin in ihren Händen und sie standen an der Spitze vieler gelehrten Schulen, besonders Frankreichs, wohin sie sich flüchteten, wenn sie aus den den Arabern von den Christen abgewonnenen Provinzen vertrieben wurden. An den Höfen der christlichen Fürsten, ja selbst der Päpste lebten jüdische Aerzte, weil es keine christlichen gab. Als man sie später nicht mehr brauchte, als die medizinische Schule in Salerno und die Universitäten solche ausbildeten, da vertrieb man freilich die Juden. So wurde ihnen auf dem Concil von Beziers 1246 und 1254 untersagt, ärztliche Praxis auszuüben; als gar 1300 ein jüdischer Gelehrter zum Rector der Universität Montpellier ernannt wurde, erfolgte 1301 ein neues Verbot und 1306 ihre Verbannung aus Frankreich. Aehnliches geschah in der Folge in allen christlichen Ländern, und es begannen die dem Geist des Humanismus und der christlichen Nächstenliebe allerdings wenig entsprechenden allbekanntesten Judenheken.

Wenn man nun aber fragt, weshalb bis in's 13. Jahrhundert hinein keine christlichen Aerzte existirten, so ist die Erklärung dafür, daß die Kirche alle Krankheiten als Symptome der Besessenheit vom Teufel erklärte, und dagegen mußten natürlich der Glaube und der Reliquienkram die einzigen wirksamen Hilfsmittel sein; Naturärzte werden selbstverständlich daneben auch ihre Praxis ausgeübt haben, bis die Kirche sie als Zauberer und Hexen unschädlich machte.

Geschichtsstudien wurden gleichfalls begonnen und nach dem Muster der arabischen Geschichtswerke fing man an, Chroniken zu schaffen, in denen aber Historisches und Sagenhaftes mit einander verbunden wurden.

Das Erwachen der Wissenschaftlichkeit darf uns allerdings über die allgemeine Bildung in christlichen Ländern bis zum 13. Jahrhundert nicht täuschen. Lesen und Schreiben

waren selbst am Ende dieser Periode Künste, die nur wenige Individuen zu üben verstanden; man muß sich daher auch hüten, den „gelehrten Studien“ jener Zeit zu großen Umfang und zu große Bedeutung beizumessen.

Dante's göttliche Komödie war jedoch nicht die einzige Dichtung, die von Gelehrsamkeit zeugte; bald mußte diese in ausgebehntem Maße zum Auspuß der Productionen der Phantasie dienen, hauptsächlich allerdings erst in Folge der Wiederbelebung der classischen Studien.

Wenden wir uns nunmehr dem Gebiet der schönen Literatur zu, um auch dort zu ergänzen, was bereits auf den vorhergehenden Seiten im Allgemeinen angedeutet ist, und zwar wollen wir zunächst einen Blick auf die Lyrik werfen.

Ueberschwenglichkeit der Empfindungen, Subjectivismus sind charakteristische Eigenschaften der Jugendperiode des einzelnen Menschen wie ganzer Völker. Wie wir nun in der vorigen Abhandlung nachgewiesen, war die Menschheit in der Zeit des frühen Mittelalters in diese Periode eingetreten, und es ist daher auch natürlich, daß ihr Empfinden und Denken hauptsächlich und am deutlichsten in der lyrischen Dichtung zum Ausdruck gelangen mußte. Wenn wir nun p. 90 dieses Bandes auch selbst für die Minnedichtung, deren Charakter ja durch die Romantik und alle damit verbundenen natürlichen Eigenschaften der Jugend hinlänglich erklärt wird, arabischen Einfluß geltend gemacht haben, so wollen wir dies hier noch etwas eingehender erörtern, indem wir von vorn herein betonen, daß es sich auch hier nicht um eine directe Beeinflussung, z. B. der deutschen durch die arabische Lyrik handeln kann, sondern daß der „Einfluß“ sich in der Hauptsache vielmehr als eine Anregung und Belebung erweisen wird, die durch das Vorbild der Araber gegeben waren, denn die Stoffe für ihre Gedichte brauchten die Trou-

badours, die deutschen Minnedichter wahrlich nicht aus der Ferne zu holen, da die Jugendlichkeit ihrer Welt ihnen solche in vollstem Maße gewährte.

Während ganz Europa noch in tiefem Schlummer lag, noch nicht an Minnedichtung dachte, herrschte in den arabischen Reichen nicht nur das regste wissenschaftliche Leben, sondern auch die Dichtung und ihre treue Begleiterin, die Musik wurden auf das eifrigste gepflegt. Bis in's niedere Volk hinunter erfreute man sich an den Liedern der Dichter und an den Improvisationen der Märchenerzähler. Das Bedürfnis danach war so tief gewurzelt, daß auch die christlichen Unterthanen der Mauren davon erfaßt wurden und sich in arabischer Dichtkunst versuchten; überall da auch, wo die Araber vertrieben waren, blieb die Freude am Gesang und Spiel erhalten, hört man doch heute noch in Andalusien vielfach die alten arabischen Melodien. Waren die christlichen Eroberer nur erst der arabischen Lied- und Gedichtformen mächtig, so versuchten sie sie auch bald in ihrer unvollkommenen, romanischen Sprache nachzubilden, wobei nicht nur die Formen, sondern selbst Gedanken und Bilder in die nunmehr entstehende christliche Dichtung hinübergenommen wurden. Schack hat dies in seinem Werke über die Poesie und Kunst der Araber in Spanien auf das deutlichste nachgewiesen. In solcher Weise wurden besonders die spanische Literatur und die Anfänge der italienischen beeinflusst, denn die letztere hatte ihren Ausgangspunkt im äußersten Süden, am Hofe Friedrichs II. in Palermo, der ebenso wie seine Söhne, sein Kanzler und andere Personen seiner Umgebung sich in der Dichtkunst versuchte und natürlich das zum Muster nahm, was ihm am nächsten lag: die arabischen Liedformen; war doch sein Hof der Sammelplatz arabischer Gelehrten und Dichter. Die Einheit der Sprache, die im Süden Frankreichs,

im Norden Italiens, im christlichen Spanien etwa bis zum 12. Jahrhundert gesprochen wurde, war der Verbreitung der Dichtkunst außerordentlich förderlich, und wenn wir auch in der provenzalischen Kunstpoesie, die nunmehr das Vorbild für die Minnepoesie Europas wurde, nicht mehr die reinen arabischen Gedichtformen vorfinden, so weisen manche Gattungen der Poesie, manche Gepflogenheiten der provenzalischen Dichter, wie die poetischen Herausforderungen und Wettkämpfe, die Begleitung der Lieder auf Instrumenten, die von den Arabern auf europäischem Boden eingeführt waren, auf die nahen Beziehungen der Provenzalen zu den Arabern hin. Daß die Lieder der arabischen Lyriker des 7., 8., 9. Jahrhunderts mit denen der Minnedichter des 13. übereinstimmen, daß der Charakter des arabischen Romans Antar mit dem der Ritterzeit verwandt ist, das ist von geringer Bedeutung und Beweiskraft, weil die arabischen Völker zu jener Zeit eben auch in demselben jugendlichen Entwicklungsstadium waren wie die Troubadours und Minnedichter zu ihrer Zeit, in der wiederum die Araber bereits alle höheren Entwicklungsphasen durchgemacht hatten.

Daß der Einfluß der Araber ein noch weit größerer auf dem Gebiet der Märchen- und Novellendichtung war, ist leicht begreiflich, da sie auf diesem die unerreichten Meister waren und über einen unererschöpflichen Schatz verfügten. Die spanischen Romanzen zunächst weisen viele arabische Sagen auf, ja manche derselben sind — allerdings nur in seltenen Fällen nachweislich, da der Vandalismus der christlichen Eroberer die meisten Literaturschätze der Araber vernichtete — ohne Zweifel nichts anderes als Uebersetzungen oder Bearbeitungen entsprechender arabischer Gedichte. Die nordfranzösische, spanische und italienische Novellen- und Fabeldichtung weist ebenfalls arabische Stoffe und zwar in beträchtlicher Menge auf.



Die provenzalische Lyrik, die in der Volksdichtung ihren Vorläufer hatte, entwickelte sich gleichmäßig mit der ganzen Romantik des frühen Mittelalters und mit dem Ritterthum, um auch mit diesem zu verfallen. Die Troubadourpoesie umfaßt einen Zeitraum von c. 200 Jahren, (von c. 1070 bis c. 1290); ihre Blüte gehört dem Jahrhundert von 1140—1240 an. Hatte sie schon von ihrem ersten Auftreten an Beifall und große Verbreitung gefunden, so wuchs ihr Einfluß doch besonders im 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts, wo ihre Formen in künstlerischer Weise ausgebildet waren und wo sie von Rittern und Fürsten gepflegt wurde. Alle Höfe der christlichen Fürsten standen den Troubadours offen, und selbst bis zu den deutschen Kaisern hinauf verschmähten es die Fürsten nicht, sich in dieser ritterlichen Kunst des Minnesangs zu üben; die provenzalische Sprache war zu jener Zeit die Verkehrssprache der vornehmen Welt, der gesammten christlichen Ritterschaft. Die Kreuzzüge brachten die Ritter aller Nationen mit einander in Berührung, und einer der wenigen Vortheile, die diese romantischen Unternehmungen nach sich zogen, war ja eben der Austausch der literarischen Schätze der einzelnen Nationen, so daß die Masse derselben unumkehrbar Gemeingut der christlichen Welt wurde. So lernten deutsche, flandrische, englische, normännische Ritter die Lieder der provenzalischen, spanischen und italienischen Troubadours kennen, und ahmten sie nach: so sind denn auch die Namen von Troubadours fast aller christlichen Nationalitäten erhalten. Kein Wunder aber, wenn wir nachher auch in den Liedern der deutschen Minnesänger, deren Herrschaft etwa von 1150 bis 1300 dauerte, Anklänge an die Lyrik der Provenzalen finden, wieweil die Gedichtformen wenig Verwandtschaft mit denen jener aufweisen. Daß der Inhalt keinen Unterschied zeigt, darf nicht in Erstaunen setzen und nicht als

Beweis für die Abhängigkeit der einen von den andern gelten, wenn nicht gerade ganz besonders charakteristische Gedanken und Bilder, die nicht unabhängig von einander erfunden werden konnten, das Vorhandensein von Einflüssen bekunden. Was sollten die lyrischen Dichter jener Zeit besingen, wenn nicht die Ideale derselben, wenn nicht die Frauen, die Liebe, die Freundschaft mit allem was darum und daran hängt. In tausend und tausend Variationen finden wir denn auch dieselben Gedanken hier von den Troubadours aller Nationalitäten, dort von den Minnesängern behandelt, im Anfang in einfachen Formen, Worten und Bildern, später in künstlerisch vollendeten Stilen, endlich manierirt und überschwenglich, den drei Perioden der Entfaltung der Keime, der Blüte und des Verfalls entsprechend.

Allerdings boten sich den Lyrikern jener Zeiten noch andre Stoffe dar, politische nämlich, und auch in der Behandlung dieser ergeben sich viele Punkte zur Vergleichung der Troubadour- und der Minnepoesie. Als fromme Christen mußten sie durch das Treiben der Kleriker, durch die Zustände am päpstlichen Hof und an denen der großen Kirchenfürsten, durch die Anmaßung der Diener der Kirche zum Kampf gegen alle diese Schäden gereizt werden, und diesem heiligen Zorn verdanken viele sehr bedeutende Dichtungen, auf die wir bei Gelegenheit der Behandlung des Protestes des Geistes eingehen werden, ihren Ursprung. Die Troubadours wurden allmählich der berebte Mund dieses rebellischen Geistes, der gegen den Verfall der Kirche gerichtet war, und die Folge davon war der Vernichtungskrieg der letztern gegen die südfranzösischen Albigenser; er machte auch der provenzalischen Literatur, besonders der Lyrik ein Ende. Diese flüchtete zwar an die nordspanischen Höfe, doch fristete sie auf diesem fremden Boden nur noch ein kümmer-

liches Leben, bis sie (um 1390) durch den Rath des heitern Wissens in Barcelona, und seit zwei Jahrzehnten in der catalonischen Dialektdichtung wieder erblühte, damals vorübergehend, ob jetzt dauernd, ist zu bezweifeln.

Anders als in Südfrankreich und Deutschland gestaltete sich die aus dem Boden der Romantik erstehende Dichtung auf der iberischen Halbinsel. Die Kämpfe gegen die Glaubensfeinde, die Mauren, beschäftigten dort den Geist der Christen zu sehr, als daß er sich nicht bald von den jugendlichen Ländeleien, die den Provenzalen als Stoff dienten, abgewandt und die ihnen näherliegenden Interessen, die Heldenthaten gegen die Mauren, behandelt hätte. Die alten Niederbücher der Spanier wie der Portugiesen beweisen, daß das Vorbild der provenzalischen Lyrik, besonders in Portugal, nicht ohne Nachfolge blieb, da mit der Besteigung des neugeschaffenen portugiesischen Thrones durch einen französischen Fürsten auch Schaaren französischer Ritter und mit ihnen französischer Geist in Lusitanien Boden faßten. Die Kämpfe der Christen mit den Mauren bedingten aber auch zu ihrer Darstellung eine neue, dem historischen und beschreibenden Charakter des Stoffes mehr entsprechende Form, als sie die erotische Lyrik der Provenzalen gewährte; so entstand die der spanischen Literatur durchaus eigene nationale Romanze. Der *Cid* und andre christliche Helden wurden die Krystallisationscentren dieser theils lyrischen, in der Hauptsache aber epischen Dichtungen, die der spanischen Literatur im 12. Jahrhundert schon ausgeprägt nationalen Charakter verliehen.

Die Nordfranzosen schlossen sich an die Provenzalen an, ihr Geist inclinirte aber wenig zur reinen Lyrik, er fand mehr Gefallen an der Epik und der Chronikendichtung.

Die Italiener folgten den Bahnen der Provenzalen und bedienten sich dabei auch der Sprache dieser Nachbarn. Hier

bietet sich uns nun überhaupt ein eigenthümliches Problem. Während sich alle übrigen christlichen Völker im Laufe des 10.—12. Jahrhunderts von der lateinischen Sprache emancipirten und den Grund zu bezüglichen Nationalliteraturen in ihren nationalen Sprachen legten, die sich allmählich zur Selbständigkeit durchgerungen, blieben die Italiener zurück; ein Dichter, der zugleich Grammatiker war, Dante Alighieri, mußte aus den zahllosen Dialekten der Halbinsel erst künstlich eine allgemeine Sprache schaffen, die dann nachher noch wiederholentlich Gefahr lief, wieder verworfen zu werden. Die Anfänge der italienischen Literatur sind allerdings zu Beginn des 13. Jahrhunderts anzusetzen, aber sie waren in einem Dialekt, dem sicilianischen, abgefaßt, der von den übrigen Sprachen Italiens wesentlich abwich und vielen Italienern unverständlich war; erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts können wir die Anfänge der national-italienischen Literatur ansetzen. Woher kam diese Erscheinung? In Italien hatte sich das Latein als Umgangssprache der höhern Stände erhalten, die Volksdialekte wurden von diesen keiner Beachtung gewürdigt; an den norditalienischen, ja man kann sagen an allen italienischen Fürstenhöfen galt das Provenzalische als Verkehrssprache; je nach der Gelegenheit wählte man also die lateinische oder provenzalische Sprache, um seine Gedanken auszudrücken; daher hatte denn auch das Italienische, als es sich endlich unter dem Einfluß des in den Städterepubliken erwachenden und zum Ausdruck strebenden Volksgeistes Bahn brach, einen sehr schweren Stand, und es war eine große Heldenthat, daß Dante es wagte, das Hauptwerk seines Lebens in dieser von den hohen Ständen verachteten Volkssprache abzufassen. Auch Petrarca noch erntete seinen Ruhm nicht durch seine italienischen Gedichte, die ihn der Welt bekannt gemacht haben, sondern lediglich durch seine lateinischen

Dichtungen. Erst mit Dante also beginnt gewissermaßen die italienische Nationalliteratur; mit ihm allerdings nahm sie auch sogleich einen individuellen Charakter an.

England verhielt sich der europäischen Lyrik und Romantik gegenüber fast ganz ablehnend, erst mit den Normannen tritt es in engere Beziehungen zu dem continentalen Geistesleben. Der britische Geist war mit andern Idealen beschäftigt. Christenthum und Heidenthum kämpften auch dort schwer um ihre Existenz, beide suchten Hülfe im Mysticismus, der sich literarisch einerseits in religiösen, meist lateinischen Prosawerken und Gedichten, andererseits in zu epischen Dichtungen verflüchtigten Erinnerungen an das Heidenthum kundgab. Von Britannien gingen viele Missionäre in die europäische Welt, von Britannien aber auch zahllose Zaubermärchen, die die Masse der die Romantik charakterisirenden Stoffreise beschloffen. Dies veranlaßt uns, noch einen Blick auf das Gebiet der Epik zu werfen.

Wenngleich die Lyrik früher auf der Bühne des literarischen Lebens erschien, so war doch die ältere Dichtungsgattung auch in den neu entstandenen europäischen Ländern das Epos, und hier haben wir wieder eine wichtige Theilung der jungen Völker vorzunehmen. Wir bemerken nämlich, daß sämtliche romanischen Völker aus sich selbst heraus kein Epos schufen, sondern mit der Lyrik begannen, daß sie sich vorwiegend dem Sinnenleben hingaben, subjectiven Geist besaßen und das Epos daher nicht ausbilden konnten, auch dafür zunächst kein Verständniß hatten. Das Epos hat ferner nationale originale Religion zur Voraussetzung, eine solche besaßen die Romanen nicht, und das Christenthum konnte sie ihnen, als eine fremde künstliche Treibhauspflanze, auch nicht ersetzen, enthielt in Folge seines Supranaturalismus zu wenig Substantialität, um selbst mit Hülfe der heidnischen

Religionen etwas anderes als die christlich katholische Mythologie und Legendendichtung schaffen zu können, in denen jede Spur von Epik auf Rechnung der heidnischen Elemente kommt. Wo überhaupt bei den Romanen in der ersten Periode ihres Geisteslebens epische Dichtungen vorkommen, wie in der provenzalischen Literatur, läßt sich fast ausnahmslos fremder Ursprung oder Nachahmung nachweisen. Die Träger des epischen Geistes, epischer Weltanschauung, des dazu erforderlichen Objectivismus, waren nur die Germanen und demnächst die Kelten, deren uralte Religionen den Boden für die epischen Dichtungen bildeten. Hält man diesen Auslassungen die Romanzen der Spanier entgegen, so sagt die Geschichte uns, daß im Norden Spaniens, wo diese Dichtungen entstanden, die Ueberreste der germanischen Stämme lebten und diese die höhern Gesellschaftsklassen bildeten. Dieses Ergebniß der Geistesgeschichte ist von Wichtigkeit, denn es beweist, daß die Producte der Völkermischung — und die romanischen Völker waren solche — in ihrem Typus von den ihnen verwandten reinen Stämmen der Germanen und Kelten abwichen. Halten wir vollends an dem Ergebniß der gesammten Literaturforschung fest, daß nämlich das Epos überall der Lyrik vorangeht, wie wir dies besonders auch in der deutschen Literatur nachweisen können, so erhellt daraus, daß die verwandten Mischvölker, sei es nun durch die Mischung, sei es durch den Contact mit aller Welt, geistig weiter entwickelt waren als die reinen Stämme. Die Geschichte der Bevölkerung Galliens, auf dessen Boden sich besonders germanisches mit keltischem Blut mischte, der Umstand, daß von dort viele Impulse zum Fortschritt der Menschheit ausgingen, sind hiebei nicht außer Acht zu lassen.

Um jene nationalen Sagen nun, die sich theils selbständig und direct aus den heidnischen Mythologien gebildet

hatten, theils aus den Accomodationen des Christenthums an jene hervorgegangen waren, wob die epische Dichtung ihre duftigen Hüllen; wie alle andern Productionen des mittelalterlichen Geistes wurden auch sie das Gemeingut der christlichen Welt und bildeten die Grundlage für die großen Romane der späteren Zeit. So gilt es denn noch, die hauptsächlichsten nationalen Sagenkreise ins Auge zu fassen.

Die Innerlichkeit und Gemüthstiefe, die Gründlichkeit der Naturbetrachtung, die uns aus der Mythologie der Germanen entgegentraten, gingen natürlich auch in die aus ihr sich entwickelnden Heldensagen über. Dazu reflectirt auch der rauhe Charakter der nordischen Natur, so wie ihre Erhabenheit, der Kampf mit den Elementen, das Ringen des Menschen mit seinem innern Wesen wie mit der ihn umgebenden Natur und die Eigenart des germanischen Völkertypus zunächst aus allen den epischen Einzeldichtungen, die wir in den scandinavischen Literaturen, in der Edda und in den Ueberresten der ältesten deutschen Literatur vorfinden. Der Gang der Auflösung der Mythen in Heldengebichte war natürlich auch in Deutschland derselbe wie im Orient und Griechenland. Die Göttergestalten wurden vermenschlicht, mit historischen Erinnerungen in Verbindung gebracht und gingen in Menschen von ungewöhnlicher Kraft, in Heldengestalten über; die auf die Naturanschauung gegründeten Bilder wurden symbolisirt; die Kämpfe der Naturkräfte wurden in menschliche umgestaltet oder auf das Gebiet des Seelenlebens übertragen.

Hatte z. B. der germanische Geist, im Anschluß an den indogermanischen, das lautere Licht in der Göttergestalt Baldurs, die Finsterniß in der Hödurs, ihr ewiges Ringen mit einander im Widerstreit Loki's und seiner Sippe gegen die übrigen Götter dargestellt, so vermenschlichte er nun Balbur zu der Heldengestalt Sigfrids, Hödur-Loki zu der Hagens,

machte sie zu Trägern der Principien des Guten und Bösen und übertrug in gleicher Weise Alles, was er früher in sein Götterreich aufgenommen hatte, auf die Erde, zum Centrum dieser aus den Mythen gestalteten Sagen die Lieblingsgestalt Sigfrids machend. Der Geist, der also die großen Sagenkreise beseelte, die diesen vermenschlichten Sonnengott und alle andern Götter des nordischen Himmels, so wie die Nibelungen behandelten, war durch und durch heidnisch. Die christlichen Dichter aber konnten diese herrlichen Producte des germanischen Geistes nicht entbehren; da sie im Volksbewußtsein tausend Wurzeln geschlagen hatten, und da man sie nicht vertilgen konnte, so suchte man sie in christlichem Sinne zu bearbeiten. Wie hoch man nun auch die aus solchen christlichen Redactionen hervorgegangenen Bearbeitungen epischer Stoffe, hauptsächlich das Nibelungenlied schätzen mag, die demselben anhaftenden christlichen Elemente sind ihm innerlich und äußerlich völlig fremd. Diese mittelalterlichen Producte verhalten sich daher zu den uralten echten Schöpfungen des germanischen Volksgeistes nicht viel anders wie das byzantinisch-christliche Homerokentron zum Homer, wie die christlichen Legenden zu den heidnischen Mythen, denen sie ihren Ursprung verdanken.

In den Bereich des Stoffkreises, der seine Wurzel in der nordisch-germanischen Mythologie hatte, sind auch die beiden andern großen germanischen Epen, die aus der Literatur des frühen Mittelalters hervortreten: Gudrun und der dem 8. Jahrhundert angehörende angelsächsische, daher auch zur englischen Literatur gezählte Beowulf zu rechnen. An andern Orten entstanden und viel jünger als die Sigfridsagen, die wohl meist im hohen Norden, z. Theil auf Island geschaffen wurden, während jene beiden Epen auf Norddeutschland hinweisen, zeigen sie auch in ihrer auf das

Christenthum hindeutenden Ethik, dem Nibelungenliede gegenüber tiefgreifende Unterschiede, wiewgleich der Dichter des Beodulf sich mit bemerkenswerther Sorgfalt bemüht hat, dem Stoff sein natürliches Gepräge zu bewahren und das Christenthum nicht hervortreten zu lassen.

Die mit der Wanderung und Niederlassung der in den ersten Jahrhunderten n. Chr. in Bewegung gesetzten germanischen Völkermassen verbundenen tiefgreifenden Ereignisse erhielten sich ebenfalls in der Erinnerung der germanischen Völker wach, beschäftigten ihren Geist und fanden in Sagen- und Dichtungen ihren Ausdruck. So haben wir denn noch an besondern Sagenkreisen zu unterscheiden: den ostgotischen, dessen Mittelpunkt Theodorich der Große (489—526) als Dietrich von Bern bildete; den burgundischen, der Gunther und seine Helden behandelt; den hunnischen, der an die Helbengestalt Attila's als Chels ansetzt; ferner den ziemlich selbständigen longobardischen mit König Rother. Die ersten drei wurden nun wiederum mit den aus mythischem Boden erwachsenen in Beziehung und Verbindung gebracht, auch auf Sigfrid, Brunhild u. wurden historische Erinnerungen niedergeschlagen; das Alles ergab dann eine Stoffmasse, die den Geist der germanischen Völker für lange Zeiträume zu beschäftigen vermochte. Leider sind nur unbedeutende Bruchstücke der ursprünglichen naturwüchsigten Dichtungen erhalten, die wohl auch nur ganz ausnahmsweise aufgezeichnet wurden und sich vielmehr im Gedächtniß der Generationen erhielten und fortpflanzten. Da auch sie alle von heidnisch germanischen, im günstigsten Falle von arianischen Vorstellungen durchsetzt waren, so hatten die fanatischen Geistlichen natürlich nichts Besseres zu thun, als diese Sagen- und Dichtungen entweder zu vertilgen oder in christlichem Sinne zu bearbeiten, wodurch allerdings wenigstens die Spuren des Geisteslebens früherer Zeiten erhalten blieben.

Von nicht geringerer Bedeutung für die gesammte Literaturentwicklung wie die germanischen waren die keltischen Stoffkreise.

Wie fast überall die Dichtung in den Händen der Priester lag und von diesen ausging, so auch bei den Kelten; nur finden wir bei ihnen noch eine ungleich größere Abgeschlossenheit der Priester und Dichter als anderwärts. Sie bildeten einen Orden, genannt den vom Zauberkessel der Göttin Ceridwen, der die Barden und Druiden umfaßte. Sie ließen nichts gelten, was nicht aus ihrer Mitte hervorging, und bildeten eine Kaste, in die kein Unberufener hineindurfte. Als Mittelpunkt der keltischen Gelehrsamkeit genoß besonders der walisische Bardenorden ein hohes Ansehen bei den keltischen Völkern und hatte einen entsprechenden Einfluß auf sie; auch in der politischen Geschichte Englands spielte er eine bedeutende Rolle und wurde erst endgültig von der Königin Elisabeth aufgehoben, zu deren Zeiten er sich noch in Irland und wenigen Theilen Schottlands festgesetzt hatte. Ihm und den andern Orden gegenüber hatte das Christenthum, wie bereits bemerkt, eine bei weitem schwierigere Stellung und Aufgabe als den germanischen und slavischen Völkern und Religionen gegenüber. Mehr als sonstwo sah es sich zu Accommodationen und zur Zuflucht zum Mysticismus gezwungen; aber auch die Druiden bedienten sich in ausgebehntestem Maße dieses bequemen Auskunftsmittels, und da das Ringen dieser beiden erbitterten Gegner viele Jahrhunderte dauerte, wurde der Geist der Kelten, der durch den mit den wunderbarsten Ceremonien verbundenen Cult schon für den Glauben an alle Gattungen von Zauberei zc. disponirt war, vollends dem Mysticismus, dem Aberg- und Wunderglauben preisgegeben. Die uralten Mythen, die historischen Erinnerungen wurden die Grundlagen ihrer Dichtungen, die, an und für sich schon schwer verständlich, sich nun noch in

geheimnißvolle Mystik hüllten, und so gingen sie durch Vermittlung der im westlichen Frankreich wohnenden Kelten und durch die für alles Abenteuerliche und Ungewöhnliche empfänglichen Normannen in die nordfranzösische epische Dichtung über, um damit Gemeingut der Christenheit zu werden, wo der Boden auf das beste für die Aufnahme dieser keltischen Zauberdichtungen vorbereitet war.

Der Zauberkessel der Göttin Ceridwen wurde nun zum heiligen Gral, jenem wunderbaren Gefäß aus einem einzigen Edelstein, in dem Joseph von Arimathia das Blut Christi aufgefangen und nach England gebracht haben sollte, wo Ritter es beständig bewachten. Dieses Gefäß spielt eine bedeutende Rolle in der Artus Sage, die ebenfalls keltischen Ursprungs, aber in einer Zeit entstanden ist, in der das Ritterthum bereits in voller Blüte stand. Die Quellen dieser letzten Sage liegen in einer bretonischen Chronik.

Ein Barde ist noch besonders zu erwähnen, weil er als Zauberer in der Mitterdichtung des Mittelalters überall erscheint, Merddin nämlich, oder verstümmelt Merlin, der um 480 lebte. Daß dieser grade zu einer so mystischen Gestalt wurde, hatte zweierlei Grund. Einmal nannten die christlichen Geistlichen die Barden oft Zauberer und verlegerten sie vor den Gläubigen, dann aber ermahnte Merddin in seinen Dichtungen die Briten beständig zum Kampf gegen das Christenthum und die andrängenden Sachsen, und knüpfte daran dunkle Weissagungen, wie: der rothe Drache würde den weißen besiegen und dergleichen mehr, was genügend war, um ihn für das ganze Mittelalter mit einem geheimnißvollen Nimbus zu umgeben. Die keltische Literatur in ihrer ganzen Ausdehnung ist die Quelle für noch viele andere weltbekannte Dichtungen; so z. B. ist auch der Parcival, aus einer didaktischen Dichtung des walisischen Bardennordens aus

dem 12. Jahrhundert entstanden und ist identisch mit dem dort auftretenden Ritter Peredur. Lancelot, Tristan und Iholde gehören gleichfalls diesen Sagenkreisen an.

Wie alle Chronikendichtungen, die um das 10. Jahrhundert überall entstanden, durch ihre Sagen, Märchen und historischen Erinnerungen zu Stoffquellen für die epische Dichtung wurden, so vorzugsweise auch die an Fabeleien alle übrigen übertreffenden keltisch-bretonischen, wo z. B. die Briten von einem vermeintlichen Sohne des Priamus abstammend dargestellt waren und dergleichen mehr.

Das Schicksal der keltischen Dichtungen, die dem Bardes Ossian zugeschrieben wurden, ist durch die an den Namen des macpherson'schen Ossian sich anknüpfenden Untersuchungen hinlänglich bekannt geworden. In Irland, besonders aber im schottischen Hochlande, den letzten Zufluchtsorten der Bardes und des Druidenthums, hatten und haben sich bis auf den heutigen Tag die uralten Volkslieder mehr oder weniger rein erhalten.

Damit ist die Masse der Sagenstoffe aber immer noch nicht erschöpft. Dazu kommen noch die mächtigen rein normännischen Sagenkreise, ferner die fränkischen, die Karl den Großen, seine Sippe und seine Paladine zum Gegenstand haben. Von den Kreuzzügen brachte man antike, byzantinische und orientalische Sagen mit, wie die von Aeneas, von Alexander dem Großen und den orientalischen „Admiralen“. Die Kreuzzüge selbst, die Kämpfe gegen die Mauren in Spanien gewährten ergiebigen Stoff; die griechisch-byzantinische Romanliteratur kam wieder zur Geltung, und ihre Erzeugnisse waren bald in alle europäischen Sprachen übersezt. So finden wir nun, um ein Beispiel zu geben, die Kunde von der durch Conrad Flecke in die deutsche Literatur eingeführten Erzählung von Flor und Blancheflor, der offenbar ein griechischer Roman

zu Grunde liegt, schon bei den provenzalischen Troubadours des 12. Jahrhunderts vor, in Nordfrankreich muß sie in mehreren Bearbeitungen mindestens um dieselbe Zeit verbreitet gewesen sein, circa 1230 überträgt sie Flecke von dorthier nach Deutschland, in der niederländischen Literatur erscheint sie im 13. Jahrhundert in mehreren Versionen, isländische, schwedische, dänische Bearbeitungen sind gleichzeitig; eine englische Handschrift ist aus dem 14. Jahrhundert. Boccaccio spinnt sie zu seinem Roman Filicopo aus, der wiederum viele Nachahmungen findet; in Spanien ist sie im 13. Jahrhundert bekannt, auch eine neugriechische Bearbeitung ist vorhanden. Dergleichen Beispiele ließen sich in großer Masse geben, besonders interessant sind die Wege, auf denen die orientalischen Märchen in alle Welt wanderten. Leider ist dies Feld der vergleichenden Literaturforschung noch sehr wenig angebahnt, weil es allerdings außerordentliche Schwierigkeiten bietet; nur auf diesem Wege können mit Erfolg Irrthümer beseitigt werden, die, weil sie seit Jahrhunderten bestehen, als Wahrheit angenommen werden, wie z. B. der portugiesische Ursprung des berühmten Romans Amadis de Gaula.

Schon jetzt erkennen wir, daß bei Weitem die größte Masse der Sagenstoffe in Nordfrankreich bearbeitet wurde. Dort sammelten sich ungefähr zur selben Zeit, als die Provence von den Gesängen der Troubadours wiederhallte, die epischen Stoffe des Nordens, des Südens, zum Theil auch Deutschlands wie in einem Reservoir und verbreiteten sich nun von dort aus durch die Trouveres, ebenso wie die Lyrik durch die Troubadours, über ganz Europa bis nach Griechenland und Rußland, überall dahin, wo der Rittergeist Eingang gefunden hatte, und weckten dadurch noch überdies Nachahmung in den betreffenden Ländern. Selbst in Rußland finden wir eine Tafelrunde, deren Mittelpunkt die

„Sonne von Kiew“ Fürst Wladimir ist. Auch bei den Czechen zeigen sich Spuren von Epen; und zwar zum Theil von solchen vorchristlichen Ursprungs, die ihren Kampf mit dem deutschen König Ludwig und dem Christenthum behandeln.

Die epischen Dichtungen jener Periode weisen nun, wie das bei dem Mangel an culturhistorischen Kenntnissen der damaligen Dichter und in Anbetracht des subjectiven Charakters jener Zeit nicht anders sein kann, keine Spur von nationaler Individualisirung auf. In allen geschehen dieselben ungeheuerlichen Thaten, überall begegnen wir derselben überschwenglichen Verehrung der Frauen; nur die Cultur und Verhältnisse der Ritterzeit sind dargestellt, ungeachtet dessen, ob die Helden Alexander der Große und seine Ritter sind, ob es Christus ist, den seine Gauleute oder Mannen, nämlich die Jünger, umgeben, ob es Karl der Große oder Artus ist. Die ganze Fabelsüchtigkeit, Wundergläubigkeit und Ueberspanntheit jener Zeit, verbunden mit rührender kindlicher Naivetät, inniger Hingebung an die Kirche, alle Merkmale der Jugendperiode treten auch in der epischen, wie in der lyrischen Dichtung überall hervor. Der Charakter der gesammten europäischen Literatur ist — und darin zeigt sich wieder der universalistische Zug, der durch die Cultur jener Jahrhunderte geht — in allen Zweigen der Literatur, in allen Rundgebungen des neugebornen Geistes der christlichen Menschheit derselbe; dieselben Stoffe, dieselbe Behandlungsweise, dieselben Formen begegnen uns überall, nur eines ist schon in der Zeit vom 10.—12. Jahrhundert bemerkenswerth: das Hervortreten der Nationalsprachen in der schönen Literatur; auf den Gebieten der religiösen und wissenschaftlichen Thätigkeit behielt die Sprache der Kirche, das Latein, noch das Uebergewicht, die unbestrittene Herrschaft. Eine Spur von individuellem nationalem Selbstbewußt-

fein ist aber in der theilweisen Annahme der Nationalsprachen nicht zu verkennen.

Auf die Mysterien, Mirakelspiele u., die Vorläufer des modernen Dramas, die allerdings mit ihrer Entstehung auch, wie wir bereits oben erwähnt haben, dieser Periode der Kindheit angehören, werden wir ebenso wie auf die in ihr entstandene Thierdichtung in der Folge zu sprechen kommen.

Daß der kindliche Geist, die Ueberschwenglichkeit der Empfindung, der supranaturalistische Zug, die sich in der Literatur bekunden, sich auch in der Kunst zu erkennen geben, bedarf kaum der Erwähnung, zu beachten ist hauptsächlich die Architektur, der sich die andern bildenden Künste unterordnen; der Uebergang vom schweren ernstern romanischen Stil zum himmelanstrebenden die Materie verflüchtigenden der Gothik ist charakteristisch.

Ueberblicken wir somit das erwachende Geistesleben der Christenheit in seiner Gesamtheit, so finden wir zunächst die Rundgebungen der nationalen Geister, den Kampf der nationalen Religionen gegen das universelle Christenthum, das endlich den Sieg davonträgt und die Entwicklung der nationalen Geister stört; unfähig diese völlig zu ersticken geht es in Accomodationen mit seinen Gegnern ein. Das ergiebt drei Strömungen in der europäischen Literatur: die national heidnische, die internationale rein christliche und die internationale, die aus einer Mischung der beiden Gegner hervorgeht. Dazu kommt nun von den Mauren her eine mächtige wissenschaftliche Strömung, die auf christlichem Boden zuerst zu einer philosophisch scholastischen wird. Auf dem Gebiete der schönen Literatur bricht sich zunächst in Folge der von den Mauren gegebenen Anregung eine lyrische Strömung von der Provence aus Bahn, und bald darauf eine epische von Nordfrankreich aus, welche letztere sich

hauptsächlich aus rein epischen Elementen der Germanen und aus mythischen der Kelten zusammensetzt. Die Einzelelemente dieser großen Strömungen und ihre Quellen zu ermitteln und zu untersuchen ist Aufgabe der Spezialforschung und gehört daher nicht hieher.

Daß diese erste Periode der Geschichte des Geistes der christlichen Menschheit allerdings auch noch eine andre bedeutende Strömung aufweist, nämlich eine zum Individualismus, zur politischen und zur intellectuellen Emancipation strebende, werden wir im Folgenden nachweisen.

Die Emancipation des Geistes.

Während die christliche Menschheit mit allem Enthusiasmus der Jugend den dieser Entwicklungsperiode entsprechenden romantischen Idealen folgte und ihnen in ihrem Denken und Thun Ausdruck lieh, bemerkten wir doch in der materiellen wie in der intellectuellen Cultur der Zeit, in der die im Vorigen behandelten ersten Spuren des zu neuem Leben sich entfaltenden Geistes zu Tage treten, Erscheinungen, die eine von jener schwärmerisch-idealistischen vollkommen abweichende Geistesrichtung zu erkennen geben, in selbstbewußtem Denken wurzeln und einen verhältnißmäßig hohen Grad von Kritik bekunden. Während immer noch neue Ketten für den Körper wie für den Geist geschmiedet, Staat und Kirche immer herrschsüchtiger werden und die Individualität zu erdrücken und zu vernichten bemüht sind, während die Scholastik im Dienste der Kirche den Verstand zur Unbeweglichkeit perurtheilt, Feudalismus und Kastengeist die freie materielle Entwicklung hemmen, sehen wir überall das gleichzeitige Streben der Menschheit, sich von diesen Fesseln zu befreien. So finden wir in der Poesie der Troubadours gleichzeitig die überschwengliche Lyrik und Glaubensseligkeit und — eine strenge Kritik der Zeitverhältnisse, heftige Opposition gegen die Schäden des Staatswesens und der Kirche, gegen alle

ungerechten Uebergriffe des einen Factors in den Bereich des andern.

Die Gleichzeitigkeit des Auftretens zweier im Grunde völlig ungleichartiger, verschiedenen Entwicklungsphasen des Geistes angehörender Richtungen desselben hat etwas Befremdendes, um so mehr, als wir diesen beiden Strömungen an denselben Orten, bei denselben Völkern, ja zuweilen bei denselben Individuen begegnen. Wie wir am Drangenbaum Knospen, Blüten und Früchte in allen Entwicklungsstadien zugleich vorfinden, so im ganzen Mittelalter die naiven Kundgebungen des unentwickelten Kindes neben den durchdachten des reifen Mannes.

Die Erklärungen für diese Erscheinungen liegen nahe genug. Einmal war, wie wir gesehen haben, der Streit bereits mit dem Christenthum geboren; die Keime der Zwietracht entfalteten sich zu einem vielgestalteten Sektenwesen, dazu kam die Verweltlichung der Kirche, die zum Kampfe herausforderte. Damit war dauernde Parteilung und Bewegung in die Christenheit gebracht. Die Völkermischung ferner zeugte gleichfalls Gegensätze, ebenso die Mischung verschiedener Culturen. Germanisches Selbstbewußtsein und römischer Universalismus kamen in Conflict. Durch den Widerstreit aller dieser Factoren wurden die physischen und psychischen Kräfte angespannt, gestählt und der Geist für die Fortbildung neuer Keime vorbereitet. Das geschah natürlich in erster Linie überall da, wo ein reges politisches Leben eine starke Reibung der Gegensätze veranlaßte, besonders also in den der früheren Reichshauptstadt und dem Herzen der damaligen Welt, Rom, nahegelegenen Gebieten: in Norditalien und in Südfrankreich. Dort hatten sich alte und junge Völker gemischt; die stete Bewegung und die dadurch erhöhte geistige Action weckten die verblässende Erinnerung an die alte römische

Cultur; die noch überlieferten Institutionen und Anschauungen wurden wieder aufgefrißt. Diese Bildungselemente wirkten in dem dafür disponirten Fruchtboden des Geistes fort; die Fähigkeiten des letzteren wurden, bei einzelnen Individuen, mehr und mehr entwickelt, der Blick wurde auf die umgebende Welt gerichtet und die Zustände derselben einer objectiven Kritik unterworfen. Dazu kam nun vor Allem die außerordentliche Anregung, die von den Mauren gegeben wurde. Dieselben Ursachen, die den Geist der christlichen Menschheit überhaupt zum Leben weckten, mußten diejenigen individuellen Geister, die in der dargestellten Weise vorbereitet und angeregt waren, in bedeutenderem Maße beeinflussen und sie befähigen, schneller die natürlichen Entwicklungsstadien durchzumachen. Wir dürfen uns darum allerdings nicht der Täuschung hingeben, daß diese höheren Geister im Stande gewesen wären, sich von den beschränkten Anschauungen ihrer Zeit, von den Fesseln, von denen der Zeitgeist bedrückt war, völlig zu befreien — das gelang nur sehr wenigen wie Albert dem Großen, Duns Scotus, einigen Nominalisten, die ihre Zeit weit überragten und daher zum Theil als Zauberer betrachtet wurden. Wie später Petrarca, so konnten denn auch manche Individuen in früheren Jahrhunderten als Troubadoure zugleich lyrische Dichter und tüchtige Denker sein. Der eigentliche Fortschritt vom Individualismus zu bewußtem humanistischem Streben ist in der Hauptsache allerdings auf selbstsüchtige Interessen zurückzuführen. Jeder einzelne der zahllosen für das Mittelalter in Betracht kommenden Culturfactoren strebte zuerst nach Selbständigkeit, dann nach unbedingter Herrschaft über alle andern. Der intellectuelle Fortschritt, die weitere Entwicklung des Geistes waren die Folge der politischen Kämpfe um die Freiheit, die Herrschaft und den materiellen Erfolg.

Für das Verständniß des Geisteslebens des Mittelalters ist daher auch mehr als für irgend eine andere Periode desselben die Kenntniß der politischen und der Culturgeschichte nothwendig; doch müssen wir uns natürlich auch hier auf dasjenige beschränken, was für unsere nächste Aufgabe: die emancipatorischen Bewegungen, ihr Entstehen, ihre Entwicklung und ihre Consequenzen zu verfolgen, unentbehrlich ist. Die Gebiete, auf denen sie sich besonders kundgeben, sind die der Politik, der socialen Verhältnisse, der Wissenschaften, der schönen Literatur, der Künste und vor allen das der Religion. Indem wir die Behandlung dieses letztern für den folgenden Abschnitt vorbehalten, wenden wir uns zunächst den erstgenannten zu. Zwar bebingen sie sich alle gegenseitig, wie wir aber im psychischen Typus des Mittelalters zwei gefonderte Strömungen bemerkten, so können wir auch nun eine vorwiegend materielle und eine vorwiegend intellectuelle beobachten; die erste führte zu der in der Culturgeschichte unter dem Namen Renaissance bekannten Bewegung, die zweite dagegen zur Reformation.

Wenden wir uns der ersten zu.

Die unaufhörlichen Kämpfe zwischen den beiden gestaltenden Factoren der damaligen Welt, zwischen Kaiserthum und Papstthum, führten zu keinem endgültigen Resultat, bald war der eine, bald der andere der beiden Gegner siegreich. Das Object dieser Kämpfe aber waren die Völker der Christenheit und da diese selbst ihre Kräfte leihen mußten, so war es natürlich, daß sie auch bald nach den Ursachen der beständigen Kriege forschten und endlich selbst, unabhängig von dem äußern Zwang, Partei ergriffen. So zeugten die innern Zwistigkeiten im deutschen Reiche allmählich den Bürgerkrieg, der besonders Italien auf das heftigste erschütterte und sich bis in die Communen kleiner Städte erstreckte. Wirkten diese

Kämpfe auf der einen Seite demoralisirend, so trugen sie andererseits doch viel zur Klärung und Schärfung der Geister bei, und in der durch sie erzeugten Parteilichkeit treten uns nicht nur die Spuren der sich entfaltenden Urtheilskraft, sondern auch die des Selbstbewußtseins zu Tage, das nicht mehr dem Gebot der Macht und Autorität blindlings folgen will. Die Entwicklung und der innere Ausbau des Städtewesens bietet daher für die Geistesgeschichte einen unerschöpflichen, wichtigen und höchst interessanten Studienstoff.

In den italienischen Städten und in den römischen Colonien des Rheinthals wurden durch die innern Kämpfe die Erinnerungen an die frühere freie republikanische Organisation des römischen Reiches geweckt, ja ein gut Theil der freien Municipalverfassung hatte sich trotz der Wirren und Stürme der früheren Jahrhunderte in Kraft erhalten. Auch die germanischen Bevölkerungselemente hatten im Grunde ihre alte Verfassung, besonders aber das kräftige Streben nach Selbstständigkeit zu bewahren gewußt; so genügte denn eine leichte Anregung, um auch sie zu veranlassen, wieder für ihre individuelle Freiheit einzutreten. Ein frischer Zug ging bald durch die italischen Städte, übertrug sich auf die rheinischen und verbreitete sich von da aus über alle Städte, die seit dem zehnten Jahrhundert in Deutschland bei den Kirchen und Klöstern gegründet worden waren.

Die Kreuzzüge hatten ebenfalls insofern befreiend gewirkt, als Allen, die das Kreuz nahmen, Freiheit zugesichert wurde. Die Schakle oder Hörigen, die verflaute Bauern, die als Inventar betrachtet und nach Belieben mit dem Boden, den sie bebauten, verkauft wurden, sahen sich, sofern sie an den Kreuzzügen Theil nahmen, plötzlich im Besitz der Freiheit; sie wie die Bürger lernten nun als Krieger ihre Kraft und ihren Werth schätzen. Unter der Leitung von Feldherrn

zwar, aber als freie Männer führten sie Krieg, errangen sie Siege und erkannten, daß man ihrer bedurfte; und auch diese Erkenntniß wirkte fort. Diejenigen, die aus den Kreuzzügen zurückkehrten, waren selbstbewußte freie Männer und mochten das Mittel, das ihnen dazu verholfen, die Waffen, nicht wieder niederlegen. Sie verkauften daher ihre Kraft dem, der sie am besten bezahlte, oder aber sie suchten in den Klöstern ein behagliches Asyl, zogen das Faulenzerleben dafelbst der Ackerbauthätigkeit vor; manche gingen auch in die Städte und dienten dort als Handwerker, weil sie da verhältnißmäßig großen Verdienst fanden. Die Erkenntniß der Menschenwürde und der menschlichen Kraft traf mit dem regeren politischen Leben, mit der Ausbreitung des Handels, mit der Entfaltung der Gewerthätigkeit, der Wiederbelebung des freien Municipalwesens zusammen; die Folge davon waren die Ideale der Selbstbestimmung und der individuellen Freiheit, und ihnen nachzuleben, sie zu verwirklichen war seit dem zwölften Jahrhundert das Bestreben des Geistes der christlichen Menschheit. Der Schauplatz für den Kampf um diese Ideale wurden die Städte, und genau dasselbe, was einst in Rom geschah, wiederholte sich nun in ihnen: die niedern Volksmassen, die zunächst nur geduldet wurden und den Bürgern für alle untergeordneten Dienstleistungen willkommen waren, diese Plebejer also strebten naturgemäß bald dahin, die Rechte zu erlangen, die die eigentlichen Bürger, die Patricier sich geschaffen hatten, und ruhten nicht eher, als bis sie, in vielen Fällen erst am Schluß des Mittelalters, dieses Ziel erreichten. Die Patricier, und später also die gesammte Bürgerchaft, suchten wiederum über den Kreis der Stadt hinaus, und zwar aus den gleichen Gründen, in Folge derselben Ursachen wie die niedern Stände, den Staatsbehörden gegenüber ihr Selbstbewußtsein geltend zu machen und sich Sonder-

rechte zu erwerben, die den betreffenden Städten einen gewissen Grad von Selbstbestimmung, von politischen Freiheiten, ja von staatlicher Unabhängigkeit gewährten. So entstanden endlich aus den Städten, die ursprünglich der Besitz der weltlichen und geistlichen Fürsten gewesen, in Deutschland freie Reichsstädte, in Italien unabhängige Republiken.

In dieser politischen Emancipation zeigt sich das individuelle Selbstbewußtsein schon in sehr hohem Maße und die Resultate desselben sind in Italien und Deutschland um so bedeutsamer, als die Städte hier gar keinen Rückhalt an irgend einer andern politischen Macht hatten. Sie erlangten ihre großen Privilegien trotz Kaiser, Papst und Adel, vielleicht, weil diese alle untereinander im Kampf lagen, aus dem somit die Städte den größten, ja den einzigen Vortheil zogen. Der Kampf der weltlichen gegen die geistliche Macht fordberte, wie bereits bemerkt, ebenfalls die Kritik heraus, lehrte die Beobachtenden die Rechte der Gegner prüfen. Das Rechtsbewußtsein, das schon durch Abwägung der Privilegien, Rechte und Pflichten der einzelnen Abtheilungen der Bürgerschaft geweckt worden, wurde noch mehr gekräftigt und eine der gewichtigsten Folgen war die energische Aufnahme der Rechtsstudien. Das römische Staatsrecht trat dem vom Klerus ausgebildeten Kirchenrecht gegenüber; im Gegensatz gegen beide wurden die Stadtrechte entwickelt und die alten nationalen Rechte geltend gemacht; unter den Letztern sei an die populären deutschen Rechtsbücher: den Sachsenspiegel, Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, und den Schwabenspiegel, Ende desselben, erinnert. Natürlich blieb es nicht bei juristischen Erwägungen, sondern die Erleuchteten, an den Kämpfen ihrer Zeit Interessirten, gingen auch auf die Berechtigung zur Geltendmachung gewisser Rechte ein, prüften mit kritischem Scharfblick das Wesen der sich bekämpfenden und durch

Rechtsschutz gegen einander verwahrenden Factoren. An die Stelle blinden Gehorsams gegen die Forderungen des Papstes und des Kaisers trat der Wille, der, dem Ergebniß verständiger Prüfung der bezüglichen Rechte entsprechend, die Entschlüsse und Handlungen beeinflusste. Veranlaßt durch die unerhörten Anmaßungen der Kirche und, erbittert gegen sie durch die Sittenlosigkeit ihrer Diener, prüfte man bald nicht nur die Rechtsgrundlagen, auf denen sie fußte, sondern erhob laute Anklagen gegen ihre Sündigkeit, gegen die Laster, die ihr anhafteten und die sie pflegte und beschönigte. Kühnen Muthes wies man sie in ihre Schranken zurück, und es waren nicht die Schlechtesten, nicht Gottlose, die es wagten, dies zu thun, sondern gerade die Frommsten, die Vertreter wahrer Gläubigkeit. Im dritten Buch seines Werkes über die Monarchie besonders weist Dante alle Ansprüche der Kirche, die weltliche Macht sich unterzuordnen, auf das schlagendste zurück. Das Papstthum habe lediglich die Bestimmung, die Menschen vermittelt der Offenbarung zum himmlischen Paradiese zu führen; die Aufgabe des Kaisertums, dessen Unabhängigkeit vom Papstthum er an anderer Stelle behauptet, sei bestimmt, das Menschengeschlecht der irdischen Glückseligkeit theilhaftig zu machen. Diese Trennung der beiden Mächte, ihre Unabhängigkeit von einander sind Forderungen, die wir überall da ausgesprochen finden, wo sich Spuren der Emancipation des Geistes vom Druck des Glaubens und Gewissenszwanges der Kirche bemerkbar machen, in erster Linie natürlich in der göttlichen Komödie von Dante. Wurzelt, wie wir erwähnten, dieses Werk auch noch völlig in der Anschauung des Mittelalters, so weist es doch gleichzeitig schon die Richtung auf, die der Geist von nun an einschlagen mußte: zur menschlichen Freiheit, zum Individualismus und Humanismus. Dante ist mit Recht ein Dichter der

Freiheit genannt worden, denn überall in seinem großen Werke betont er und setzt er voraus: die Freiheit des Individuums. — Die Dichtungen Walthers von der Vogelweibe (gest. 1230) und anderer deutscher Dichter enthalten an vielen Stellen den Protest gegen die Uebergriffe des Papstes in die Machtspähre des Kaisers und der Laien. Ihm gehört das Himmelreich, dem Kaiser die Erde, sagt Walthers ganz ausdrücklich, und dieselbe Ansicht finden wir z. B. im Sachsenspiegel: Dem Papst ist das geistliche, dem Kaiser das weltliche Schwert verliehen. In der göttlichen Komödie aber heißt es unter anderem:

Einst pfl egte Rom, der guten Ordnung Grünberin,
Zwei Sonnen zu besitzen, welche diesen
Und jenen Weg, der Welt und Gottes, zeigten.

Daß dieselbe Kritik und in gleicher Schärfe auch dem Staat gegenüber geübt wurde, begreift sich von selbst, und wiederum sind es besonders die Troubadours, die Minnesänger und Dante, die gegen die Uebergriffe des Staats in fremde Rechte, über seine innern Schäden und über die persönlichen Verhältnisse der Fürsten die Stimmen erheben. Der Fürstenmacht gegenüber die Rechte des Individuums zu schützen, war eine der schönsten Pflichten, die die Poesie des Mittelalters übernehmen konnte, und sie hat sie theils in satirischem Gewande, theils als Rüge lied und mit offenem Biss erfüllt.

Welcher Sprache man sich bediente, das mögen einige Citate aus den Gebichten der Troubadours illustriren.

Bertran de Born (c. 1190).

Dem Sirventes bin ich nicht mehr im Stande
Zu wehren, geh es aus in die Lande!
Es spricht von neuem großem Gegenstande,
Vom jungen König, der hingab für Lande

Sein Recht nach Vaters Nachtwort; solche Schande
Ward ihm nunmehr.

Fürst Heinrich, der nun an der Armuth Hande,
Ein Memmenfürst heiß' er!

Ja wohl der Memme gleicht er am Verstande:
Gekrönter König, ist Kost, Trank, Gewande
Er sich zu schaffen nur durch Andr' im Stande,
Durch Liefrung, Zahlung, ist Herrn von Belande
Nicht gleich, noch dem Erstürmer von Mirande.

So kühn war er!

Doch da er in Poitou erworben Schande,
Ist er beliebt nicht mehr. 2c.

(Kannegießer.)

Peire Cardinal (c. 1220).

Der Große trägt so viel Erbarmen hier
Mit Dürft'gen, wie es Rain mit Abel trug;
Er übertrifft den Wolf an Raubgier
Und eitle Dirnen noch an Lug und Trug.
Bohrt ihn an zwei, drei Stellen an,
Kein wahres Wort entquillt ihm, glaubt daran,
Nein, Lügen nur, wovon das Herz ihm schwillt
Und gleich der Fluth des Bergstroms überquillt.

Gar manche Freiherrn kenn' ich auf der Welt,
Die falsch sind, wie im Ring ein falscher Stein,
Und wer sie noch für zuverlässig hält,
Der kauft den Wolf für's Schaf geduldig ein.
Ihr Werth und Inhalt kommt nicht in Betracht,
Da sie wie falsche Münzen sind gemacht,
Wo man das Kreuz und rings die Lilien sieht,
Doch schmilzt man sie, daraus kein Silber zieht. 2c.

(Diez.)

Sordel von Mantua (1225—50) klagt über den Tod des
Herrn Blacaz, der ihm der Träger alles menschlichen Werthes
und Abels schien; er möchte, daß man von dem Herz des
Todten allen Feigen zu essen gäbe:

Zuerst ess' er davon, denn noth thut es ihm sehr
Der Kaiser Roms u.

Daß auch der König Frankreichs von dem Herzen zehr',
Einsfordere, was thöricht er verlor, sein Speer.
Mißfällt's der Mutter, laß er's! Denn an seiner Ehr'
Er sieht man: was ihr mißfällt, unterläßt er.

Der König Englands, — wenig Muth ja wohnt ihm bei —
Viel ess' er des, und werde so der Feigheit frei,
Daß Herr des Lands, das ihn entehrt, er wieder sei.
Ihm, seine Feigheit kennend, nahm es Frankreichs Dei.

Der König von Castilien ess' alsdann für zwei!
Zwei Reich' hat er, eins wär' zu viel; ich prophezei!
Ess' er ja insgeheim! Denu wenn die Neuchelei
Die Mutter merkt, so prügelt ihn die Fei.

Den König Aragon's halt' ich zum Schmaus auch an,
Navarra's König werd' im Essen sein Gespann.

Auch noch andere sollen davon essen und der Dichter
schließt:

Verübeln meinen Rath die Herrn, sei ihnen kund:
Wie sie nicht mich, acht' ich nicht sie, mir fehlt's an Grund.

(Kannegießer.)

Alles dies läßt sich aber kaum vergleichen mit den Dichtungen, die gegen den Klerus gerichtet wurden, und auf die wir im nächsten Abschnitt eingehen werden.

Das Lehnswesen und das Ritterwesen waren durch diese von den niedern Schichten ausgehende Bewegung auch in ihren Grundfesten erschüttert worden.

Die kleinen Fürsten und der Abel hatten viele Hörige verloren, hatten in wüstem, üppigem Lebensauf ihren Burgen und durch den übermäßigen Aufwand für die Kreuzzüge ihr Vermögen eingebüßt. Der Grund und Boden war mitfamnt den Bauern in den Besitz der Klöster und der Kirchenfürsten übergegangen und der Abel, dessen Stelle nunmehr die Pa-

tricier einnehmen sollten, somit der Verarmung preisgegeben. Denn der Adel hatte immer von der Arbeit der ihm Untergebenen gelebt; indem er diese verlor, wurde seine Existenz gefährdet. Und die Zahl derer, die in seinen Diensten blieben, wurde mit jedem Augenblick kleiner, denn sie sollten den Rittern die Mittel schaffen, die diese früher erhielten, als sie über große Gefolgshäufen verfügten. In Folge des dadurch erhöhten Druckes, der auf sie ausgeübt wurde, begaben sich die Hörigen des Adels lieber in die rasch aufblühenden Städte. Dort warfen Handel und Gewerbe Jedem, der arbeiten wollte, großen Gewinn ab, die Städter genossen bedeutende Privilegien und Freiheiten und boten durch ihr Genossenschaftswesen auch Schutz gegen die Bedrückung von Seiten des Adels. In dem Maße also, wie die Städte sich entwickelten, wurden die Ritter geschädigt und auch bei den Fürsten, bei ihren Lehnsherrn, fanden sie keinen Schutz, diese thaten vielmehr im Gegentheil noch das Ihrige, um den ihnen lästigen Adel ganz zu unterdrücken, wenn er sich nicht entschloß, in ihren Dienst zu treten. Wohl wurden auch Ritterorden geschaffen, in denen die Interessen des Adels sich mit denen der Kirche verbanden, und die in den Dienst der letztern traten, aber auch dieses Auskunftsmittel konnte das Institut des Ritterthums nicht wieder beleben, denn einmal herrschte in den Ritterkreisen wenig Gläubigkeit, außerdem waren sie an völlige Unabhängigkeit gewöhnt und mochten diese nicht leicht opfern und sich den strengen Ordensregeln unterwerfen. So war die Zahl der Ritter, die in diese Orden eintraten, im Verhältniß zu der Masse aller in christlichen Ländern lebenden immerhin klein. Die Ritterorden strebten aber, sobald sie sich innerlich gefestigt hatten, sofort nach Selbständigkeit und bildeten dem Staat, wie der Kirche gegenüber ziemlich unabhängige Organismen. Die

Macht und die Reichthümer, die einige Orden erlangten, wie z. B. der der Templer, wurden sogar bald wieder die Ursache ihrer Auflösung. Die selbständigen Ritter dagegen, zu stolz sich mit bürgerlichen Geschäften zu befassen, und auf Selbsthülfe angewiesen, fristeten ihr kümmerliches Dasein wie sie konnten. Während nur einige als Höflinge ihre Selbständigkeit aufgaben, andere nach fürstlicher Macht strebten, wieder andere sich an die Spitze kleiner Söldnerschaaren stellten und sich dem verkauften, der sie am besten bezahlte, begann die große Masse von ihren festen Burgen aus den Kleinkrieg gegen ihre Todfeinde, die Städte, deren Reichthümer sie sich durch Ueberfälle anzueignen und die sie überhaupt auf jede Weise zu schädigen suchten; so entstand das Raubritterthum und zu den vielen Rechten, die überall bestanden, kam nun noch die Species des Faustrechts!

In allen Fällen sehen wir aber auch den Ritterstand von der Bewegung erfasst, die sich in allen andern Ständen geltend machte und dem Zeitgeist seinen Charakter verlieh: Das Streben nach individueller Freiheit, nach Selbständigkeit. Beachtenswerth ist hierbei vor Allem aber, daß diese gesammte emancipatorische Bewegung von den dem heutigen Mittelstande entsprechenden niedern Ständen getragen wurde. Nur der Bauer blieb vorläufig von ihr unberührt; er konnte sich aus der Knechtschaft nicht befreien, in der er seit der Einführung des Ackerbaus in germanischen Landen gewesen. In den Jacqueries, einer socialpolitischen Revolutionsbewegung des vierzehnten Jahrhunderts in Frankreich, tritt er zum ersten Mal hervor, dann Mitte des fünfzehnten in Polen und Böhmen, und mit größerer Energie erst im Reformationszeitalter.

Hatte das Städtewesen zur Ausbildung des Raubritterthums beigetragen, so wirkte dieses nun wieder auf die weitere

Gestaltung jenes ein. Denn da die Städte meist auf sich angewiesen und den Angriffen der kühnen Wegelagerer nicht gewachsen waren, da sie sich zuweilen auch gegen die Fürsten zu vertheidigen hatten, so traten zuerst einzelne nahegelegene Städte zu einem Schutz- und Trugbündniß zusammen, dann suchten diese mit einander Fühlung und endlich entstanden auf solche Weise internationale Verbände, unter denen die Hanfa der bedeutendste wurde. Da die Bürger sich indessen nicht selbst mit der Kriegführung befassen konnten, so hielten sie sich Landsknechte, Söldner, und legten damit den Grund zu einem soldatischen Stande und zu dem Institut der stehenden Miliz.

Bei der stetig wachsenden Bevölkerung und der sich rapid steigenden gewerblichen Thätigkeit der Städte war eine strenge ständische Organisation und die Ausbildung der städtischen Verfassungen geboten. Seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts beginnt nach Art der alten römischen Collegia, vielleicht in Erinnerung daran und als Fortsetzung derselben, das Zunftwesen sich zu entfalten, indem die Vertreter je eines Gewerbes sich zu einem Verein verbinden. Der älteste derartige scheint die 1106 gegründete Fischerzunft in Worms zu sein; binnen weniger Jahrzehnte entstehen solche Vereinigungen in allen gewerbtreibenden Städten, und Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts weist Nürnberg z. B. über vierhundert Gewerbe mit entsprechenden Zünften an. Die im Zunftwesen sich bekundende Idee des Genossenschaftswesens zielte natürlich auch auf die Kräftigung der Individualität ab, insofern als das genossenschaftliche Individuum seine besondern Rechte besser und nachdrücklicher zu wahren vermochte als das einzelne. Sorgfältige Arbeitsteilung, strenge Ordnung erwiesen sich ferner ebenfalls als Vorbedingungen für die kräftige Entfaltung des Gewerbewesens und waren um

so mehr geboten, als die rasch entstehende Concurrenz möglichst sorgfältige Ausbildung aller gewerblichen Kräfte erforderte. Waren die Genossenschaften aber einmal da, so mußten sie auch solidarisch für die Arbeit eines jeden der sie constituirenden Individuen aufkommen, und die Zunftmeister mußten auf tüchtige Schulung aller Zunftglieder halten. Nur durch die feste Organisation und die strenge Gesetzmäßigkeit des Zunftwesens wurden daher die bedeutenden Leistungen möglich gemacht, die die gewerblichen Producte des Mittelalters aufweisen. In der Zeit des Faustrechts und der staatlichen Zerrüttung bildete das Zunftwesen überhaupt nicht nur einen bedeutenden Culturfactor, sondern auch ein wohlthätiges Gegengewicht gegen alle innern und äußern destructiven Elemente. Freilich scheint in ihm die Individualität wieder in den Hintergrund gedrängt, doch ist dies in der That nicht der Fall. Es wurde eben nur ein für jene Zeit wohlthätiger äußerer und auch, was nicht zu unterschätzen, moralischer Zwang angewandt, um die Einzelindividuen tüchtig zu schulen und ihre Fähigkeiten zur vollen Entwicklung zu bringen. Indem es aber seine der Zeit seiner Entstehung entsprechende Organisation auch später beibehielt, sich nicht zeitgemäß fortbildete, sondern erstarrte und verknöcherte, wurde es im spätern Mittelalter zu einem verderblichen Culturehemmnis, dessen Macht die Neuzeit nicht schnell genug brechen konnte. In seiner Entstehung gab es dem emancipatorischen Streben des damaligen Zeitgeistes kräftigen Ausdruck, trat unbewußt für die Ideale ein, die die leitenden des damaligen Zeitgeistes waren. Der für das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert verhältnißmäßig weite und freie Gesichtskreis des zünftigen Bürgers wurde, indem er sich gleich blieb, durch die Schranken des Zunftzwanges gehindert war, sich auszubreiten, und aus diesem Grunde mit jeder neuen Entdeckung und

Erfindung des fünfzehnten und sechzehnten enger und beschränkter. Der durch zünftige Verfassung an Ordnung gewöhnte, politisch gebildete Bürger des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, den wir einen der gewichtigsten Träger der humanistischen Geistesrichtung nennen dürfen, wie wir sehen werden, wurde, weil sein Geist im Bann des erstarrenden Zunftwesens blieb, allgemach der kleingeistige, engherzige, zopfige Spießbürger des siebzehnten Jahrhunderts. Auch bei dem Zunftwesen sehen wir somit wieder den Erfahrungssatz bestätigt, daß jeder Culturfactor, der sich nicht zeitgemäß fortentwickelt, zum Hemmnis wird.

So setzt die emancipatorische Tendenz des Geistes endlich alle Factoren in Bewegung, erzeugt auf der einen Seite das Streben nach menschenwürdiger Existenz, standesmäßigen Rechten und Privilegien und dies veranlaßt jede Kraft, — da die Ausdehnung der verschiedenen Willenssphären natürlich gegensätzliche Bewegungen und Reibungen zur Folge haben muß — ihre Existenz gegen die wachsende Macht aller andern zu schützen. In der Selbsthülfe aber wie in dem Selbstschutz tritt der Individualismus deutlich hervor. Bei natürlicher Weiterentwicklung dieser Tendenz mußte nothwendigerweise ein freiheitliches constitutionelles Vertragsverhältniß aller socialen Factoren unter einander den Schluß bilden, und wirklich sehen wir Frankreich in dieser Hinsicht am weitesten vorangehn. Philipp der Schöne war schon um 1300 gezwungen, die Generalstaaten einzuberufen, also einen Reichstag, der von den Vertretern der Stände und zwar auch vom dritten der Bürger besetzt wurde. Wenn wir nun bei genauerer Prüfung erkennen, daß es nur Selbstsucht in der Gestalt des zum Absolutismus strebenden Herrschgelüstes des französischen Königs war, die ihn zu diesem Schritt veranlaßte, daß er durch die Ausgleichung der ständischen Privilegien nur die Schwächung des

einen Factors, des hochmüthigen Feudalabels, bezweckte, durch einen andern, dessen wahre Bedeutung er noch nicht erkannte, so ist es doch nicht zu unterschätzen, daß der dritte Stand schon zu solchem Ansehn und zu solcher Macht gelangt war, daß Philipp ihn gegen die andern Stände gebrauchen konnte. Das Streben des Königs zur absoluten Herrschaft ferner ist ebenfalls bedeutungsvoll, denn, wenn man es genau nimmt, spricht sich auch darin die emancipatorische Geistesrichtung aus. Jeder einzelne Factor strebt nach Freiheit und nach möglichst größter Macht, strebt dahin, alle andern zu unterdrücken oder mindestens im Schach zu halten, nicht wieder die schwer erungenen Privilegien einzubüßen. Daß im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert der staatliche Absolutismus überall zur Herrschaft gelangte, daß Louis XIV. ihm in dem „l'état c'est moi“ prägnantesten Ausdruck verleihen und die Rechte aller seiner Mitmenschen mit Füßen treten durfte, das war die Folge der ungleichen Entwicklung des Individualismus und des Selbstbewußtseins bei den verschiedenen socialen und politischen Factoren; es war die Folge davon, daß der Bürgerstand nicht gleichen Schritt gehalten hatte mit dem Königthum, dem Adel und dem Klerus, sondern sich wieder hatte unterdrücken lassen. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß mit dem Augenblick, da der Geist der Menschheit von der emancipatorischen Bewegung erfaßt wurde und das freie Menschenthum als Ideal aufstellte, der Schwerpunkt der Weiterentwicklung der Weltcultur aus dem Fürstenhof in das Bürgerhaus verlegt worden war.

Ehe der Geist jedoch dem Bann und Druck des Absolutismus und Despotismus der weltlichen Fürsten erlag und gleichzeitig von den reformirten Kirchen geknechtet wurde, feierte er noch im Mittelalter Triumpfe, die für die ganze Weltgeschichte von Bedeutung werden und bleiben sollten.

Auch selbst auf staatlichem Gebiet waren solche zu verzeichnen; dazu gehören in erster Linie die Verfassungsurkunde, die die Engländer von Heinrich I., und die Magna Charta, die sie 1215 von Johann ohne Land erzwangen und die die Grundlagen für alle ihre späteren Freiheiten und damit für alle ihre bedeutenden Leistungen wurden. Auch der politischen Rolle, die die Hanse in der Geschichte gespielt hat, und desjenigen der ihre Macht wieder herzustellen gedachte, des Bürgermeisters von Lübeck, Jürgen Wullenweber (1492—1537), sei gedacht, mit Bezug auf dessen Thaten Gustav Wasa sagen konnte, die Kronen der nordischen Reiche seien eine Krampwaare der Hanse geworden.

Nachdem wir im Allgemeinen die Geistesrichtung jener Zeit ins Auge gefaßt, werfen wir noch im Besondern einen flüchtigen Blick auf die in den Städten herrschende.

Da die Städte vorzugsweise dem Gewerbe und dem Handel als Pflegestätten dienten, die Zünfte somit und die Altbürger, die Patricier, dort die Leitung in den Händen hatten, da die Ausübung politischer Rechte sogar meist an die Gewerbtätigkeit gebunden war, die Abligen daher, um am Stadtre Regiment Theil nehmen zu dürfen, in eine der Zünfte eintreten und ein Gewerbe ausüben mußten, so ergibt sich daraus schon, daß, wie zu allen Zeiten und überall, wo Arbeitsamkeit und Handel dominiren, auch in den Handelsstädten des Mittelalters ein nüchterner, praktischer, lediglich auf den Erwerb gerichteter Geist vorherrschte, der für das Romantische und Phantastische unempfindlich war, der Poesie zunächst wenig Boden gewährte. Eigennutz, strenge Zucht zeitigten in den italienischen Städten jene Erfolge, die ihres Gleichen suchen. Genua und Venedig verfügten über solche Flotten, Truppen und Reichthümer, daß sie große Politik treiben, als politische Mächte sich Ansehen verschaffen,

in die Geschicke der Welt gestaltend eingreifen konnten. Der Rheinbund verfügte schon Mitte des dreizehnten Jahrhunderts über eine Flotte von sechshundert Schiffen; welche Macht die Hansa noch im Ersterben zeigte, haben wir vorher erwähnt. Der angestregten Arbeit folgte eben der klingende Lohn, dieser machte eine freie Entfaltung aller disponiblen Kräfte möglich und bot die Grundlage für immer größere Unternehmungen. Freilich wie überall und zu allen Zeiten, sehen wir auch in den italienischen Städterepubliken den Reichtum die Corruption und endlich den Verfall nach sich ziehen. Die kaufmännischen Interessen wichen den Herrschgelüsten; Prachtliebe, Verschwendung und Sinnlichkeit verbrauchten die Reichtümer und brachen endlich die Kraft der Städte, die sich mächtigen Fürsten unterwerfen mußten, welche aus ihren eigenen bescheidenen Handelshäusern hervorgegangen waren; an Stelle republikanischer, demokratischer Verfassungen trat despotische Willkürherrschaft, und die Städte gingen darüber endlich unter Verlust ihrer Unabhängigkeit und ihrer Bedeutung in den Staaten unter, zu denen sie selbst den Grund gelegt hatten.

In den ersten Perioden der aufsteigenden Entwicklung also waltete ein nüchterner praktischer Geist vor; die Arbeitstheilung ermöglichte die Herstellung vorzüglicher Waaren; innerhalb seines Arbeitsrayons konnte nicht nur, sondern mußte sich Jeder vervollkommen; die Bedingung der Anfertigung eines Meisterstücks zur Erlangung der Meisterschaft schärfte den Geist, wirkte auf die manuelle Thätigkeit fördernd ein, und Erfindungen aller Art waren die bedeutungsvollen Folgen.

Da der Geist immer auf das Praktische, das Nützliche und die realen Verhältnisse des Lebens gerichtet, da die Bestimmung der Wanderschaft der Lehrburschen für die Erweiterung des Gesichtskreises äußerst förderlich war, und das

Urtheil, die Beobachtungsgabe, die Denkweise sich demgemäß entwickeln mußten, so wurde durch alles dies zunächst ein starkes Gegengewicht gegen die Ueberschwenglichkeit jugendlicher Romantik und gegen die erdrückende Glaubensseligkeit geschaffen, ja der bürgerliche Geist erhebt sich kühn zur Skepsis den Dogmen gegenüber, zur kräftigen Opposition gegen alle auf ihre Schädigung bedachten Feinde, hauptsächlich gegen den Klerus und die Kirche. Während die Romantik überall mit dem Ritterthum dahinschwand, fanden verstandesmäßige Opposition, Protestantismus, Skepsis, Naturalismus Bildung und Schutz in den Städten. Die Entwicklung des naiven Kindergeistes zum Verstand war nur durch praktische Schulung, durch Hinweis auf das Natürliche, auf die tatsächlichen Verhältnisse der Welt und des Lebens möglich; der in solcher Weise geschulte Geist mußte der Unnatur der Dogmen den Zweifel, dem Glaubenszwang den Protest des selbständig arbeitenden Verstandes, dem Autoritätscultus das Menschenthum, der Unnatur in allen ihren Kundgebungen die Natur entgegensetzen.

So darf es uns denn auch nicht in Erstaunen setzen, daß die Bewohner von Perugia, um nur ein Beispiel zu geben, im Jahre 1282 Martin IV. verachteten, als er ihnen mit dem Bann drohte; ihn und seine Cardinäle aber in den Formen von Stroh puppen verbrannten, als er wirklich den Bann über die Stadt verhängte. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn alle reformatorischen Bestrebungen zuerst in den Städten kräftige Unterstützung fanden. Wenn wir von Cavalcanti, dem Vater, erfahren, daß er Atheist, von seinem Sohn, dem von Dante hoch geschätzten Dichter, daß er mindestens Freigeist war, wenn wir Dante selbst sich von dem Zwang der Kirche emancipiren und laut dagegen protestiren sehen, so dürfen wir dies nicht zum kleinsten Theil der

Richtung zuschreiben, die der Geist der Stadt Florenz unter dem Einfluß des Bürgerregiments genommen. Dieselbe Richtung aber finden wir auch unter den Medicern vor, als Florenz die erste Pflegestätte der Wissenschaften, der Künste und der schönen Literatur geworden. In Deutschland wurden hauptsächlich die Städte am Rhein die Centren der Geisteskultur.

Durch die mit jedem Tage sich weiter ausbildende Technik des Handwerks, wurde der Sinn für die Künste geweckt; das Handwerk strebte Kunst zu werden, und aus den Zünften niederer Gattungen, ganz abgesehen von denen der Maurer, den Bauhütten, gingen in der That manche Männer hervor, die den großen Künstlern der sogenannten Renaissanceperiode die Wege bahnten.

Während der ersten Entwicklungsphase des Städtewesens also fand die Dichtung in den Städten keinen Boden, dann aber, als das Wohlleben an die Stelle angestrengter Arbeit trat, da nahmen die Bürger, die nun auch mehr Muße hatten als früher, sich der Dichtkunst an. Gerade so wie gleichzeitig die Pflege der Wissenschaften aus den klerikalen in die bürgerlichen Kreise übergeht, wird auch, besonders in Deutschland, wo diese Wandlung charakteristisch war, aus dem Minne- gesang der Ritter der Meistergesang der Bürger: die Poesie steigt aus den höheren Gesellschaftskreisen in die niedern herab. War sie früher ein Privilegium jener gewesen, so wurde sie nun der Emancipation der niedern Klassen gemäß in diesen heimisch. Freilich wurde der starre Schulzwang des Zunftwesens auch auf die Genossenschaften übertragen, die sich die Pflege der Dichtkunst zur Aufgabe machten; freilich schuf diese Periode keine neuen poetischen Ideale, hatte nichts vorzugsweise Originales aufzuweisen, im Ganzen der Entwicklung des Geistes der Menschheit ist sie aber von hoher

Bedeutung, denn das Selbstbewußtsein, das Menschenthum, das die Gleichheit der menschlichen Rechte verlangt, Privilegien gewisser Classen nicht gelten lassen will, finden in der Meisterdichtung und in der ziemlich gleichzeitig sich Anerkennung erwerbenden Volksdichtung ihren kräftigen Ausdruck.

Der Handel setzte ferner die Bürger der großen Städte mit einander, ja auch mit dem Auslande in Verbindung, denn viele Städte und große Handelshäuser hatten hier und da ihre Factoreien. Diese Verbindungen, die immer weiter ausgebreiteten Geschäftsreisen erweiterten ebenfalls den Gesichtskreis der Kaufleute und damit theilweise der Bürger und auch dieser Umstand mußte in hohem Grade bildend auf ihren Geist einwirken, befreite ihn von den kleinlichen Vorstellungen, die die Abgeschlossenheit gegen alles Fremde erzeugt. Die großen Reisen, die von italienischen Kaufleuten vom elften Jahrhundert an zu Handelszwecken unternommen wurden, die Reisebeschreibungen eines Marco Polo, der sich von 1271—1295 im äußersten Orient aufhielt, eines Pegoletti (c. 1330) und die mündlichen Berichte mußten ebenfalls anregend wirken und eine Ahnung von der Größe der Außenwelt geben, die Weltanschauung somit erweitern.

Der Wandertrieb war im Mittelalter an und für sich schon bedeutend; die Pilgerfahrten, die Kreuzzüge hatten ihn entwickelt; die Troubadoure, die Studenten und Sänger, die Lehrburschen, Alle waren ihm unterworfen. Die Reisen jener Kaufleute forderten ebenfalls zur Nachahmung auf; viele Italiener, Kaufleute wie Mönche, begaben sich auf die Wanderschaft und brachten Nachrichten heim, die die Neugier und den Wissenstrieb immer mehr erregten, der durch die Wissenschaftlichkeit der Araber bereits geweckt worden war. Sehen wir, ob und wie die emancipatorische Bewegung des Geistes sich auch auf diesem Felde bekundete.

Der erste Erfolg, den die von den arabischen Universitäten ausgehende Anregung in christlichen Ländern erzielte, war, wie bereits angedeutet, die Gründung von Schulen, ja von sogenannten Hochschulen, die wohl die Organisation und den Studiengang der arabischen beibehielten, sich aber weder mit diesen noch mit den modernen hinsichtlich ihrer Leistungen vergleichen lassen. Verfolgen wir die Entwicklung des gesammten christlichen Schulwesens bis zur Reformation in seinen hervorragendsten Zügen.

Wohl hatten einige erlauchte Fürsten wie der Gothenkönig Theodorich in richtiger Erkenntniß des Werthes der Geistesbildung sich bemüht, die Wissenschaftlichkeit zu heben und Schulen zu gründen; — bei der Obmacht der Kirche natürlich vergebens. Karl dem Großen war es vorbehalten, auf diesem Felde bahnbrechend zu wirken. Die Unbildung war zu seiner Zeit zu groß geworden, als daß ein starker, von einem gewissen idealen Streben erfüllter Geist wie der Karls, nicht davon hätte berührt werden müssen. Die Klöster waren während dieser Zeit die einzigen Bildungsstätten; wie dort die Wissenschaften gepflegt wurden, ist ja hinlänglich bekannt. Schulen — selbstverständlich nur für die Ausbildung von Geistlichen, wer hätte damals an andere gedacht — waren nothwendig, und zwar gab zur Errichtung der ersten die Unwissenheit der Laienpriester Veranlassung. Bischof Chrodegang von Metz (742 — 766) legte daher den Grund zu den Domschulen, die nach dem von ihm gegebenen Vorbild bald bei allen Bischofsitzen eingerichtet wurden.

Die von Cassiodor, dem Geheimschreiber des Königs Theodorich, geschaffene Eintheilung in sieben freie Künfte: das Trivium: Grammatik, Dialektik und Rhetorik, und das Quadrivium: Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie (Gram. loquitur, dia. vera docet, rhet. verba colorat; Mus. canit,

ar. numerat, geo. ponderat, ast. colit astra. Die Grammatik spricht, die Dialektik lehrt das Wahre, die Rhetorik färbt die Rede, die Musik singt, die Arithmetik zählt, die Geometrie wägt, die Astronomie pflegt die Gestirnskunde) wurde dem Studiengang an den Domschulen zu Grunde gelegt. Karl, den Werth der Bildung ebenfalls erkennend, brachte dieser Erkenntniß selbst Opfer, indem er nach dem dreißigsten Jahr lesen und schreiben lernte und unter der Leitung der an seinen Hof berufenen Gelehrten, den ersten jener Zeit, sich in die Wissenschaften vertiefte. Damit auch andere Laien, vor allen die in der Umgebung der Fürsten lebenden, sich ebenfalls eine gelehrte Bildung aneignen könnten, gründete Karl nun die schola palatina, die Palastschule, deren Leitung dem Angelsachsen Alcuin anvertraut wurde, der eine von der Cassiodorischen äußerlich abweichende Eintheilung der Wissenschaften anwandte. Karl selbst hielt es nicht für unter seiner Würde, den Vorträgen in dieser Schule als Gleicher unter Gleichen beizuwohnen.

Etwas später wurde nun auch eine gründliche Reform des Klosterschulwesens angebahnt, indem die von Rhabanus Maurus in Fulda geleitete als Muster für die Klosterschulen genommen wurde. Bald genügten jedoch diese, die Domschulen und die von Gerbert gegründeten höheren Schulen nicht mehr den Anforderungen des sich umgestaltenden Zeitgeistes und der Masse der Lernbeflissenen, denn sobald die Bürgerschaft der Städte sich den von den Fürsten eingesetzten Räten gegenüber Geltung verschafft und Stimme in der Stadtverwaltung erlangt hatte, wollte sie auch, in der richtigen, den gesunden Sinn der Städter bekundenden Würdigung der wissenschaftlichen Bildung, für ihre Kinder Laienschulen haben. Wurden solche als städtische bezeichnete Schulen gegründet, so maßte sich doch der Scholasticus der

nächsten Domschule die Oberleitung derselben an, und es dauerte bei der kirchlichen Anmaßung gegenüber entchiedenen allgemeinen Opposition in den Bürgerkreisen nicht lange, bis diese mit aller Energie dahin strebten, ihre Stadtschulen der Aufsicht des Klerus zu entziehen. Die darob entstehenden Kämpfe ziehen sich durch die ganze Geschichte des Städtewesens bis zur Reformation und riesen oftmals so heftige Conflictte hervor, daß die Reichsgewalt einschreiten und Frieden zwischen den Bürgern und dem Klerus stiften mußte. Freilich war der Erfolg, erreichten die Bürger auch das erstrebte Ziel, in Wahrheit ein sehr geringfügiger und zweifelhafter. Die Lehrer, die die Bürgerchaften miethen konnten, waren entweder Kleriker, die bei ihrer ungenügenden Besoldung ihre Kraft hauptsächlich dem Kirchendienste widmeten, oder sie waren wandernde Scholasten, deren Wissen unendlich gering und deren Sitten nicht die besten waren; über die Leistungen der Stadtschulen bis zur Zeit der Reformation dürfen wir uns daher auch keine großen Illusionen machen; erst durch die Humanisten wurde das Schulwesen auf eine höhere Stufe erhoben. Die Stadtschulen, die Kämpfe um ihre Unabhängigkeit vom Klerus waren aber ohne Zweifel von hoher Bedeutung für die Entwicklung des Geistes der christlichen Menschheit und wie gering auch die Bildung war, die durch diese Schulen unter den Laien verbreitet wurde, sie schuf den Fruchtboden, auf dem die Keime des Humanismus aufgingen; die Reformation fand da am schnellsten Boden, wo das städtische Schulwesen am ausgebildetsten war.

Neben allen diesen Schulen wurden nach und nach in allen christlichen Ländern Hochschulen gegründet.

An den ersten derselben wurde meist nur eine Wissenschaft betrieben. Zunächst mußte dem Bedürfniß nach Ausbildung der Medizin Rechnung getragen werden, so wurde

um 1075 die medizinische Schule in Salerno gegründet; dann war durch die politischen Gelüste und Annahmen, durch die steigende Macht des Papstthums das Rechtsstudium geboten, wofür das römische Recht zur Grundlage genommen wurde. Die vorzüglichste Pflegestätte der Jurisprudenz aber ward die 1110 gegründete Universität Bologna. Hatte die Medizin sich ganz auf die arabischen Schriften stützen können, so wurde durch die Rechtsstudien ein neues Feld eröffnet. Das Studium des römischen Rechts erforderte ein sorgfältiges Eingehen in die Literatur des römischen Alterthums. Während man sich bisher nur mit den lateinischen Kirchenvätern beschäftigt hatte, trat man nun in den Bannkreis der römischen Classik. Man suchte nach und nach die Werke der Philosophen und Dichter Roms aus den Büchersammlungen der Klöster hervor und der Gesichtskreis wurde dadurch plötzlich um ein Bedeutendes erweitert, das Interesse für das Alterthum mit jedem Schritt erhöht. Der Enthusiasmus für das römische republikanische Alterthum wurde so groß, daß schon Mitte des zwölften Jahrhunderts in Rom der Versuch gemacht werden konnte, die Republik wiederherzustellen, wobei Arnold von Brescia eine so hervorragende Rolle spielte, um dann allerdings (1115) den Feuertod zu erleiden. Der Wissensdrang wurde nun ein so allgemeiner, daß die Universität Bologna zur Zeit Dantes schon von vielen Tausenden von Studenten besucht wurde. Die Begeisterung für das römische Alterthum wurde unterstützt durch die politischen Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, durch den Ausbau der Stadtverfassungen und trug ihrerseits hiezu wieder das ihrige bei. Daß diese Bewegung für die Kirche eine verhängnißvolle war, erkannte diese bald genug; jener Aufstand in Rom war nicht allein ein politischer, sondern richtete sich auch direct gegen das Papstthum, das bereits den inneren sittlichen

Verfall bekundete und allen Rechtschaffenen Verachtung einflößte. Arnold von Brescia war ein Protestant, der dadurch, daß er der Kirche ihre Laster vorhielt und die Reform anstrebte, zum Ketzer wurde, erst in zweiter Linie war er Politiker. Kaum wird also das Alterthum entdeckt, so sehn wir auch schon die Wirkungen des Geistes, der es befeelte, die mittelalterlichen Geister erregen und zum Streben nach Freiheit anspornen, zunächst nach staatlicher, die dann die intellectuelle nach sich zog.

In Paris endlich, wo 1140 eine Universität gegründet worden, zog die Philosophie ein, die sich einerseits auf die Patristik (die Literatur der Kirchenväter) andrerseits auf die arabisch-aristotelische stützte; wie sie wirkte, wird der nächste Abschnitt zeigen.

Schnell entstanden nun an den verschiedensten Orten der christlichen Welt weitere Universitäten: 1141 in Oxford; 1204 in Vicenza; 1209 in Cambridge und Valencia; 1215 in Arezzo; 1222 in Padua; 1224 in Neapel; 1229 in Toulouse; 1234 in Orleans; 1245 in Rom; 1250 in Salamanca u. s. w., während auf deutschem Boden die erste 1347 in Prag, die zweite in Wien 1365 gegründet wurde, wie Deutschland ja überhaupt in jeder Beziehung hinter den andern Ländern herging.

Von dem Studium der griechischen Literatur war, wie bereits bemerkt, bis zu Petrarca keine Rede, denn wenn auch einzelne Gelehrte sich mit dem Altgriechischen der Klassiker beschäftigten, so war das doch eine seltene Ausnahme und die Kenntniß dieser Sprache wurde als ein Wunder betrachtet. Das mag kaum glaublich erscheinen, da in ganz Süditalien und auf Sicilien griechisch gesprochen wurde, man also voraussetzen dürfte, daß jeder Italiener mindestens sich mit Leichtigkeit die Kenntniß dieser Sprache aneignen konnte. Die entgegengesetzte Erscheinung ist jedoch so zu

erklären, daß das gesprochene Neugriechisch vom klassischen schon völlig abwäch und, weil besonders vom niedern Volk angewandt, wenig beachtet und geschätzt wurde, daher nicht zum Studium des Altgriechischen anregte; hauptsächlich aber, daß sich die Reste der griechischen Literatur in Byzanz befanden, dem Abendland somit nicht zugänglich waren, wodurch die Kenntniß des klassischen Griechisch überhaupt überflüssig wurde. Die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen der Ottonen, besonders Ottos II. (973 — 983) und Ottos III. (983 — 1002) zum byzantinischen Hofe hatten übrigens auch schon zu jener Zeit das Interesse für das Griechenthum am deutschen Hofe geweckt; es blieb jedoch auch damals auf die Hofkreise beschränkt und hatte, da der Geschmack an klassischen Studien zu jener Zeit noch nicht vorhanden war, keine nachhaltigen Folgen gehabt; nur die Poesie verdankte ihm einige byzantinische Roman- und Legendenstoffe.

Das Studium des römischen Alterthums wurde also schon auf das lebhafteste betrieben, als Francesco Petrarca (1304—1374) die Bühne betrat. Die Jurisprudenz, für welche der Vater ihn bestimmte, widerstrebte ihm, „denn,“ sagt er, „liebte ich auch in dem geschriebenen Rechte jene Miene des römischen Alterthums, die es so ehrwürdig macht, so erlaubte mir die Aufrichtigkeit meiner Seele doch nicht, mich einer Wissenschaft zu widmen, welche die Verderbniß der Sitten schädlich gemacht hatte; die Meisten studiren die Gesetze in keiner andern Absicht, als um ihnen entweder selbst zu entgehen oder andere zu lehren, wie sie dieselben ungestraft verletzen können.“ Mit um so größerem Eifer wandte er sich, angeregt durch Cino von Pistoja und Cecco d'Ascoli, der 1327 als Ketzer verbrannt wurde, dem Studium der römischen Klassiker zu und war unermüdblich bestrebt, weitere Ueberreste der lateinischen Literatur dem Staub der

Bibliotheken und der Verrottung daselbst zu entziehen, sie der Welt wiederzugeben. Dieser seiner humanistischen Bedeutung und seinen lateinischen Schriften verdankte er die Anerkennung, die seine Zeitgenossen ihm zollten, während die moderne Welt nur seine lyrischen italienischen Dichtungen kennt, in denen die sentimentale Ueberschwenglichkeit der abgelebten Romantik sich, allerdings in den vollendetsten Formen und in der herrlichsten Sprache, bekundet. In gelehrten Dingen galt er als eine Autorität, und als solche genoß er die Gunst vieler der Bedeutendsten seiner Zeit; so wurde er auch von Kaiser Karl IV. eingeladen, der Gründung der Universität Prag beizuwohnen. Er beschränkte sich jedoch nicht auf lateinische Studien, auch mit der griechischen Sprache beschäftigte er sich; das griechische Alterthum der Welt wieder zu enthüllen, war ihm indessen nicht vergönnt; auf diesem Felde sollte Giovanni Boccaccio (1313 — 1375) Bahnbrecher werden. In Neapel, an dessen Hof er durch Banden der Liebe gefesselt war, welcher verschiedene seiner besten Dichtungen ihre Entstehung verdankten, konnte er sich, nachdem König Robert, ein eifriger Beschützer der klassischen Studien, auch das Interesse für die griechische Literatur geweckt hatte, in diese vertiefen. Der Verkehr mit gelehrten Griechen förderte seine Bestrebungen und nachdem es ihm gelungen war, die Florentiner zu bewegen, einen Lehrstuhl für griechische Sprache zu errichten, veranlaßte er, daß derselbe 1357 durch Leontius Pilatus besetzt wurde, der auf seinen Rath auch den Homer ins Lateinische übersetzte und der ihn in seinen eignen Studien unterstützte. Die Idee des echten Menschenthums drang von nun an in den vollendeten künstlerischen Offenbarungsformen, in die der Griechengeist sie gestaltet hatte, in die westliche Welt allmählich ein, um sich dort zu neuem Leben zu entfalten und den Geist der gesammten christlichen Mensch-

heit fortan zu beherrschen. Ein neuer mächtiger Impuls war mit der Erweckung des Griechenthums gegeben, wenngleich bis 1439, bis zum Florentiner Unionsconcil, die griechischen Studien immer noch gegen die lateinischen sehr unbedeutend waren. Da aber begann Gemistos oder Plethon, wie er sich nannte, seine Vorträge über Plato, denen Cosmo dei Medici und die vornehmsten Florentiner mit Begeisterung lauschten, und schon im nächsten Jahr (1440) wurde die Platonische Academie gegründet, die für die nächste Zeit das Centrum des intellectuellen Lebens werden sollte. Plethons Schüler Bessarion setzte das Werk seines Lehrers fort und mit ihm drang, als er Cardinal wurde, der Platonismus auch in die höchsten Kreise des Klerus ein, ja er beherrschte in den nächsten Jahrzehnten sogar zuweilen die Inhaber des päpstlichen Stuhles. Die in der Scholastik erstarrte und entartete Philosophie des Aristoteles konnte fortan nicht mehr die unumschränkte Herrschaft über den Geist der christlichen Menschheit behaupten; überall da, wo die freihethliche Richtung des Zeitgeistes Boden gewonnen hatte, wurde die Scholastik durch den Platonismus verdrängt, dessen Idealismus dem für die Freiheit des Alterthums begeisterten, zum Selbstbewußtsein gelangten und daher nach Emancipation von dem Druck des Dogmatismus strebenden Zeitgeist ungleich mehr entsprechen mußte.

Als dann 1453 Constantinopel von den Türken erobert wurde, und in Folge dessen viele griechische Gelehrte mit den literarischen Schätzen Griechenlands flüchteten, fanden sie besonders am Hofe der Mediceer in Florenz die entgegengkommendste Aufnahme, und von nun an blieb es dort nicht mehr bei den Philosophemen Platos; sondern die ganze großartige Cultur Griechenlands wurde der Vergessenheit wieder entzogen, die griechische Götterwelt, der griechische Geist, seine

Ideale wurden wieder belebt, begannen wieder zu herrschen, indem sie hauptsächlich alle intellectuellen Schranken und Banden des Mittelalters niederwarfen und zerbrachen. Ja, die Mediceer suchten endlich durch Uebertragung der schönsten Ueberreste griechischer Kunst nach Florenz, dieses zu einem modernen Athen umzugestalten. Die anregende und befreiende Wirkung blieb nicht aus, und die Geschichte des Humanismus und der Renaissance beweist, wie gesagt, daß auch der Clerus sich den Einflüssen des Griechenthums nicht verschließen konnte, worauf näher einzugehen hier nicht der Ort ist. Freilich blieben auch die Schäden nicht aus. Abgesehen von der christlichen Gläubigkeit, die sehr erschüttert wurde — wenn auch der Schein meist gewahrt blieb — erzeugte auch das Bewußtsein der wiedererlangten Selbstbestimmung, der Vollkraft des freien Menschenthums, im Verein mit der durch das Neue, durch den Einblick in eine unbekannt schöne Welt geweckten freudigen Erregung nicht nur den überschäumenden Uebermuth, sondern auch Zügellosigkeit.

Daß politische Emancipationsbestrebungen mit den intellectuellen und culturellen verbunden waren und mit der Ausbildung der Alterthumsstudien zunahmen, ist leicht begreiflich, es sei nur an Cola di Rienzi und an Stefano Porcario erinnert, die wie Arnold von Brescia die römische Republik wieder herstellen wollten.

Vor Allem aber ist zu beachten, daß durch Erweckung und Belebung des Alterthums auch der Mensch und die Natur wieder in ihre Rechte eingesetzt wurden, die sie unter dem Druck des Papismus und der zahllosen Fesseln der mittelalterlichen Cultur eingebüßt hatten, daß der Mensch und die Natur wieder die Maße aller Dinge wurden, daß Humanismus und Naturalismus die Fundamente der Renaissance waren und in allen ihren Kundgebungen, beson-

bers auch in der bildenden Kunst, nach kräftigem Ausdruck strebten.

Der sich steigern den Wissenschaftlichkeit gegenüber war jedoch der Umstand seit lange hinderlich gewesen, daß das Studienmaterial so kostspielig und schwer zu beschaffen war; als daher endlich 1440 durch Gutenberg die Buchdruckerkunst eingeführt wurde, die nunmehr jedes Individuum in den Stand setzte, sich über Alles, was der Geist der Menschheit zu allen Zeiten geschaffen hatte, ein eignes Urtheil zu bilden und mit Leichtigkeit selbständige wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen, da war der emancipatorischen Richtung des Geistes ein neuer Motor und eine neue Stütze geschaffen, deren Wirkungen bald in den reformatorischen Bestrebungen zu Tage treten sollten.

Wir müssen uns jedoch noch andern Gebieten der Wissenschaft, als den bisher betrachteten, zuwenden, um nach weiteren Erscheinungen der Emancipation des Geistes zu suchen.

Nachdem der Forschungstrieb einmal geweckt war, strebte er auch rasch nach Entfaltung; der dadurch auf dem einen Felde der Wissenschaft erzeugte Fortschritt übertrug sich auch auf andere. Die Aufnahme der medizinischen Studien bedingte die der Naturwissenschaften, der Chemie und der Physik, und bald trat die ernste Forschung der Alchimie und ihrer Sippe entgegen, die sich immer noch zu behaupten suchten, nachdem der Geist der Gebildeten schon lange der Romantik der Kindheit entwachsen war. Mit diesen Zweigen der Wissenschaft war aber durch ihre Vermittler, die Juden, auch die skeptisch-materialistische Denkrichtung, der scharfe Criticismus der arabischen, hauptsächlich aber der jüdischen Naturforscher und Aerzte in die europäische Welt gekommen, um auch dort das Ferment zu bilden, das durch seine Kraft einen Gährungsproceß hervorrief, aus dem der freie Geist der

Forschung hervorging, der rücksichtslos alle Schranken niederwarf, die die Kirche und ihre verachteten Diener ihm entgegenzusetzen versuchten. Daß manche von diesem Geist beseelte Denker dafür mit dem Tode büßen mußten, das bedingte die unfehlbare Macht der Kirche, die es sich schuldig war, nach Kräften das Entstehen gefährlicher Gegner zu verhindern. Der Weg, auf dem die Menschheit von der Knechtschaft des Mittelalters zur modernen Selbständigkeit strebte, konnte nur über Scheiterhaufen führen; sie waren Meilensteine desselben.

Die Medizin konnte zu keinen bedeutenden Resultaten gelangen, so lange sie nicht durch die Anatomie unterstützt wurde, diese aber bedingte die Section der Leichen, der sich die Orthobogie des Mittelalters selbstverständlich widersetzte, und erst Mondino de Luzzi († 1326) wagte in dieser Hinsicht den ersten Schritt auf dem Wege der Emancipation des Geistes vom Willen der Kirche. Aber er fand noch wenige Nachfolger; einem jener Titanen erst, die in sich das Streben und den Geist der Blüteperiode des Humanismus und der Renaissance verkörperten, die, durch den Geist derselben angeregt, das Universum zu erfassen suchten, Leonardo da Vinci (1452—1519), war es vorbehalten, den anatomischen Studien einen neuen und mächtigern Impuls zu geben. Mit seinem Freunde Antonio della Torre zusammen bethätigte er sich auf das eifrigste auch auf diesem Felde der Wissenschaft; ihm war bereits der Kreislauf des Blutes bekannt und seine anatomischen Zeichnungen, seine erst jüngst gefundenen Notizen beweisen, welch genaue Kenntniß er sich schon vom menschlichen Körper erworben hatte. Die Beobachtung der Natur, das empirische Untersuchungsverfahren führten ihn zu den bedeutenden Resultaten, zu denen er auf so vielen Feldern des Wissens seiner Zeit gelangte; sie wurden von nun über-

haupt die Wegweiser für die wissenschaftliche Forschung. Aerzte und Naturforscher, Mathematiker, Physiker und Astronomen wurden von nun an die mächtigsten Stützen und Förderer aller freiheitlichen, reformatorischen Bewegungen; die Naturbetrachtung gelangte durch sie zur Herrschaft und bekämpfte die Unnatur, den Supranaturalismus; die Physik trat der Metaphysik gegenüber. Die Naturphilosophie eines Theophrastus Paracelsus, eines Cardano, Giordano Bruno war die nächste Folge.

Die Erweiterung der Handelsbeziehungen hatte die Ausbildung der Geographie erforderlich gemacht, und die neue Weltanschauung der Araber, die der christlichen Kirchenväter völlig entgegengesetzt war, brach sich mit Macht Bahn. Die Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde gewann immer mehr Boden und weckte alsbald die Idee, daß man, zur See nach Westen fahrend, endlich die Länder des Ostens, von denen Marco Polo und andere Reisende berichtet hatten, müßte erreichen können. Die Erinnerung an die Umschiffung Afrikas durch die Phönizier, die mit den Alterthumsstudien aufgetaucht war, gab der Vorstellung Nahrung, daß man auch auf diesem Wege leichter als zu Lande die östlichen Länder erreichen könnte. Die Anwendung des Compaß für die Meerfahrt seit Flavio Gioja (1302) erleichterte die Versuche, die man nun anstellte, jene Ideen zu verwirklichen. Die Herstellung von Landkarten, hauptsächlich aber von Seekarten, war eine weitere Folge dieser Bestrebungen. Die Seefahrten wurden nun immer weiter ausgedehnt, Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurden von Genuesen die Kanarischen und die Madeirainseln entdeckt, Anfang des fünfzehnten begannen die Portugiesen nach Süden vorzudringen, um den Seeweg nach Ostindien zu suchen. Diese Bestrebungen wurden von dem portugiesischen Hofe, besonders von dem unter dem

Namen des Seefahrers bekannten Prinzen Heinrich auf das energischste unterstützt; Schulen zur Förderung der bezüglichen Studien wurden errichtet, und immer kühner drangen die daselbst ausgebildeten Seemänner vor. Die Berechnungen über den Umfang der Erde boten die Grundlagen für die der Entfernung des westlichen Europa vom östlichen Asien und der dazu erforderlichen Zeit, die von den für die Ausführung einer solchen Reise begeisterten Individuen auf wenige Wochen reducirt wurde, und nach langjährigen Bemühungen fand der Genuese Christoph Columbus bei der spanischen Königin Isabella die nöthige Unterstützung, um im Jahre 1492 jene Reise zu unternehmen, die der erstaunten europäischen eine neue Welt erschloß, die allerdings Columbus bis zu seinem Tode als zu Asien gehörig betrachtete.

Leider waren es nicht humanistisch gebildete Männer, sondern grausame, engherzige orthodoxe Spanier, die Amerika eroberten und jene mächtigen eigenartigen Culturen zerstörten, die die Eingebornen dort geschaffen hatten. Weil die Kirchenväter die Existenz von Antipoden leugneten, so durften die strenggläubigen Spanier jene Menschen natürlich nicht für existenzberechtigt und für „Menschen“ halten; den Jesuiten war es vorbehalten, dort als Träger des Humanismus aufzutreten und wohlthätig zu wirken, denn vor ihnen war nur einer: Las Casas menschlich genug, für die hochgebildeten Indianer der Infareiche schützend einzutreten.

Diese plötzliche ungeahnte Erweiterung des Gesichtskreises der Europäer wirkte aber trotzdem befreiend und emancipirend auf den Geist derselben ein, wie sie auch der europäischen Welt alsbald eine völlig veränderte Physiognomie gab, wozu allerdings auch die Astronomie und besonders die Entdeckung des Copernicus (1473—1541), daß die Erde sich um die Sonne bewege, das ihrige beitrugen.

Damit ist denn der Kreis der bedeutendsten Motoren geschlossen, die dem Geist der Menschheit die emancipatorische Tendenz verliehen und ihn endlich veranlaßten, seine Fesseln abzuwerfen und lauten Protest gegen seine Bedrücker zu erheben. Diesen Protest und die Folgen, die er hatte, zu schildern, ist die Aufgabe des nächsten Abschnittes. Ehe wir jedoch dazu übergehen, müssen wir noch einen flüchtigen Blick auf die schöne Literatur und die Kunst werfen, um zu untersuchen, ob und wie die emancipatorische Bewegung auch dort zum Ausdruck gelangte.

Das Streben nach Freiheit entspringt der Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen und kann sich in der schönen Literatur nur äußern als die mehr oder weniger satirischen Charakter annehmende Kritik der Umstände und Personen, die im besondern die Unzufriedenheit hervorgerufen haben, und weiter in der Kritik der gesammten zeitgenössischen Gesellschaft. Das Streben nach Selbständigkeit wird sich ferner in der Betonung der Individualität bekunden. Wo nun, wie im Mittelalter, die Opposition sich auch gegen die Unnatur richtete, werden wir in der schönen Literatur, vornehmlich aber in der Kunst, die Reaction dagegen in dem engen Anschluß an die Natur, an die Realität der bestehenden Verhältnisse beobachten können. Prüfen wir von diesen Voraussetzungen ausgehend die Masse der Weltliteratur von ihren Anfängen im Mittelalter bis zur Renaissancezeit, so treten uns die Spuren der Emancipation des Geistes zuerst in der Gestalt von heiterem Spott über die Priester und selbst über die Dogmen in den Anfängen des Dramas entgegen, die wir in den Mirakeln oder Mysterien bis in das elfte Jahrhundert zurückverfolgen können, in welcher Zeit Aufführungen solcher Stücke in Frankreich stattfanden, während das erste englische Mirakelspiel, das die heilige

Katharina zum Gegenstande hatte, im Jahre 1119 stattfand.

Hatten diese Mirakel oder Mysterien von vorn herein, wie bereits bemerkt, etwas herb-volksthümliches, weil sie speziell für das Volk geschaffen waren, so wurde dies Moment, weil es sich als wirkungsvoll erwies, bald der Art betont, daß es die ethische Seite der Dichtungen bei weitem überwog; dies geschah vollends, seitdem sich Theatergesellschaften bildeten, wie die Clercs de la Bazoché (1300) und die Confrérie de la passion (1380) in Paris. Welchen großen Einfluß diese Schauspiele auf gläubige Seelen auszuüben im Stande waren, beweist der Fall, daß Friedrich mit der gebissenen Wange, Markgraf von Meissen und Landgraf von Thüringen, von einer Darstellung des Spiels von den zehn Jungfrauen im Jahre 1322 zu Eisenach innerlich so ergriffen wurde, daß ihn der Schlag rührte und er allmählich hinfiehte. Im Allgemeinen aber dienten die Aufführungen nur zur Belustigung, und die Religion wurde in ihnen oft auf das gröbste verspottet, selbst Gott, Christus und Maria dem Gelächter preisgegeben. Das satirische und kritische Moment trat jedoch erst in den Moralitäten hervor, in denen die Tugenden und Laster, überhaupt vorzugsweise Abstractionen personificirt wurden, und in diesen wie in den englischen Interludes und den deutschen Fastnachtsspielen waren es besonders die Priester, deren Laster auf das schärfste gegeißelt wurden. Bemerkenswerth ist hiebei ferner noch, daß sich in den Mirakeln und Mysterien die ganze Unnatur und Romantik der Legendenichtung breit macht, die Moralitäten aber die Allegorie aufweisen, in den Interludes und Fastnachtsspielen dagegen, abgesehen davon, daß sie zum eigentlichen Drama der Folgezeit hinüberleiten, die Natur und Realität sich geltend machen. Daß der Weg von der Unnatur

durch die Allegorie zur Natur ein durchaus gewöhnlicher ist, beweisen viele Einzelbildungen des Mittelalters, an denen in verschiedenen Zeiten gearbeitet wurde, und solche, die wie der Roman *de la rose* unter dem Einfluß einer solchen Wandlung im Zeitgeist entstanden; das beweist ferner die Geschichte ganzer literarischer Gattungen, wie des Romans, bei dem die Vermittlung zwischen der Unnatur der Ritterromane und dem Realismus des modernen Romans durch den allegorisch satirischen *Don Quijote* des Cervantes hergestellt wurde.

Der Satire und zwar der gegen den Klerus gerichteten hauptsächlich begegnen wir demnächst auch in der *Thierdichtung*, deren erste Spuren bis ca. 500 zurückzuverfolgen sind, die ihren Ursprung im germanischen Geist hatte, zuerst von den Niederländern in höherem Stil bearbeitet wurde und von ihnen zu den Franzosen und Deutschen überging.

Das nächste bedeutende Merkmal der emancipatorischen Geistesrichtung finden wir in den italienischen *Novellendichtungen*. Hier, wieder abgesehen von dem satirisch-kritischen Element, das zahllosen Novellendichtungen anhaftet, ist es vielmehr das Hervortreten der Individualität und der Realität des Lebens, was die Novelle für uns bedeutend macht, und was von Boccaccio dann auf alle seine ausländischen Nachahmer übergeht. Die Novelle entspricht in der Zeit, da der Humanismus sich entfaltet, der Legende früherer Perioden und tritt an ihre Stelle, indem auch sie die Natur für die Unnatur einsetzt und sich Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, also Schritt haltend mit den Alterthumsstudien, zu verbreiten beginnt. Die *Centonovelle* erschienen ca. 1230, auf Boccaccio mit seinem *Decamerone* folgten dann Franco Sacchetti, Ser Giovanni Fiorentino und Andere. In Spanien tritt sie etwas verändert im *Conde Lucanor* des Infanten

Don Juan Manuel (1282—1347) auf; in England in den *Canterbury Tales* von Geoffrey Chaucer (1328—1400); in Deutschland in der Bearbeitung der *Gesta Romanorum* vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und in der gleichzeitigen Uebersetzung des *Dekamerone*; in Frankreich im *Septameron* der Margaretha von Navarra (1492—1559); in Spanien dann wieder, später allerdings, in den schönen Dichtungen von Cervantes.

Die Wirkung des erwachenden Selbstbewußtseins haben wir auf deutschem Boden auch schon in dem Herabsteigen der Poesie vom Adel zu den Bürgern bemerkt; im sechzehnten Jahrhundert giebt sie sich in den zahllosen Volksbüchern zu erkennen, in denen die epischen und Romanstoffe der früheren Perioden für das Volk zugestuft erscheinen; zum Theil, wie in dem *Till Eulenspiegel*, ist auch die Satire auf die Zeitverhältnisse in die Form des Volksbuchs gekleidet, hatten doch manche Schriften der deutschen Satiriker des sechzehnten Jahrhunderts ähnliche Gestalt. Zu den Satiren gehören viele Dichtungen des Florentiner Barbiero Burchiello, dessen „Burchiellesken“ zahllose Nachahmer fanden und in volksthümlicher Weise die Tagesereignisse geißelten. In Spanien ist es der Erzpriester von Hita Juan Ruiz, der die Satire pflegt und sie besonders gegen den Klerus richtet; auch Lopez de Ayala pflegt diese Gattung. Auch in der dramatischen Dichtung Mingo Revulgo (*Herr Volk*) (1472) tritt uns eine scharfe Kritik entgegen; in Frankreich ist es François Rabelais (1483—1553), in Deutschland Sebastian Brant, die ihrer Zeit den Spiegel vorhalten.

Daß neben allen diesen Rundgebungen des zum Selbstbewußtsein erwachenden Geistes die Nachahmung der Alten und dann der Italiener die Dichter beschäftigte, ist ebenso selbstverständlich, wie die Verquickung der romantischen Stoffe

mit antiken Elementen, die uns so deutlich in den Bearbeitungen entgegentritt, die die gleichen epischen Stoffe, z. B. in den Dichtungen von Pulci, Bojardo, Ariosto und Tasso erfuhren.

In der bildenden Kunst endlich tritt die emancipatorische Richtung des Geistes in der Rückkehr zur Natur, in der Befreiung von der Schablone, vom Byzantinismus, von jedem Formenzwang und der grenzenlosen Unnatur der christlich-mittelalterlichen Kunst hervor. Die Vertiefung in die Kunstideale der Griechen, in ihre durchgeistigten Offenbarungsformen des idealen Menschenthums wirkte belebend, gab dem erwachenden Kunstsinne einen neuen Schwung und bildete jene Talente aus, die eine neue Epoche der Kunst eröffneten. Leonardo da Vinci (1452—1519), Michel Angelo (1475—1564), Raffael (1483—1520), Tizian (1477—1576), Correggio (1494—1534) wären die glänzenden Sterne, die der Welt damals aufgingen.

Daß auch der Kunst das satirische Element nicht abging, das beweisen, um nur dies eine zu erwähnen, die in Mönchskutten gekleideten Thiergestalten am Straßburger Münster und an andern Kathedralen; das individuelle Menschenthum aber sehen wir z. B. in seiner heitern wie in seiner ernsten Seite in den Todtentänzen dargestellt, die in großer Zahl im Mittelalter geschaffen wurden.

Auf allen Feldern menschlicher Thätigkeit, bei allen christlichen Culturvölkern zeigt sich somit die emancipatorische Richtung des Geistes in gleicher Weise; untersuchen wir nun, wie er sich weiter entwickelte, wie er im Vollgefühl seiner Kraft die Fesseln brach, die ihn daniederhielten, wie er Protest erhob gegen den unwürdigen Druck, der ihn in seiner freien Entfaltung behinderte, gegen den Gegner, der ihn knechtete.

Der Protest des Geistes.

Es erübrigt nunmehr nur noch, die Emancipation des Geistes auf dem kirchlichen Gebiete zu untersuchen, denn, wie wichtig auch alle andern derartigen Kundgebungen waren, wie hoch auch die neuen Ideale, die die humanistische Renaissancebewegung gegeben, geschätzt werden mögen, sie gewinnen doch alle erst Werth durch ihre Beziehungen zur Religion, zum Glauben und zur Kirche des Mittelalters, wurden durch den Druck der letzteren meist erst hervorgerufen, um sich dann wieder mit aller Energie gegen jene zu richten. Die gesammte materielle und intellectuelle Cultur des Mittelalters stand mit der Kirche in wechselseitigen ursächlichen Beziehungen; nirgends finden wir auch nur einen einzigen Factor, der sich in absoluter Selbständigkeit befunden und entwickelt hätte. Die ganze europäische Welt bis in ihre kleinsten Theilchen und Elemente stand unter dem Bann der christlichen Idee und ob sie sich dieser und den von ihr gegründeten Institutionen gegenüber nun begünstigend, negirend oder indifferent verhielt, unter allen Umständen war sie in gewissem Sinne doch immer durch jene bedingt. In so fern als die Kirche von vorn herein den Grundsatz aufgestellt hatte, daß das Wissen dem Glauben schädlich sei, und als sie dem entsprechend verfuhr, in so fern als sie die Culturen des Alterthums zu

vernichten bemüht war, konnte sich in den christlichen Ländern eine neue materielle und geistige Cultur nur in Opposition gegen die Kirche entfalten, konnte ein Fortschritt, getragen durch den Individualismus und Humanismus, nicht anders als in stetem Kampf gegen die Kirche, ihre Dogmen, ihre Diener, ihren Cult u. stattfinden, mußte sich jede selbständige Geistesregung direkt oder indirekt gegen die Kirche richten. Nur in diesem Sinne und unter dieser Voraussetzung kann man auch von christlicher Cultur sprechen. Es heißt, die ganze Geschichtsentwicklung verkennen, wollte man behaupten, der christliche Glaube als solcher, die historische katholische orthodoxe Kirche als solche hätten die moderne Cultur geschaffen. Wir haben gesehen, wo die Fundamente derselben zu suchen sind und wenn in der Renaissanceperiode hohe Prälaten, ja selbst Päpste von dem Geist des Alterthums erfaßt wurden und die Wissenschaften förderten, so war diese Stimmung doch eine schnell vorübergehende, ein Sieg des zur Selbständigkeit strebenden Zeitgeistes, keineswegs aber die Ursache des geistigen Fortschritts der Welt.

Da derartige Anschauungen, weil durch Schulbücher genährt, allgemein verbreitet sind, dürfte es gut sein, die Sachlage hier wieder in Erinnerung zu bringen und mit wenigen Worten zu präcisiren.

Das zur Kirche entartete Christenthum wollte nur herrschen, und zwar über den Körper und den Geist der ihr unterworfenen Menschheit; dieses Ziel verfolgte sie unter Opferung alles dessen, was demselben widerstrebte. Sie setzte aber an Stelle dessen, was sie vernichtete, nichts, was im Stande gewesen wäre, die Welt zu fördern, denn Beten, Fasten, Beichten, die Cultusvorschriften befolgen, den Klerus erhalten, womöglich ehelos leben — das war es, was die Kirche verlangte und was darüber hinaus ging, das streifte

an Ketzerei; von Culturfactoren ist da wahrlich keine Spur zu finden. Das Denken, die Beschäftigung mit Wissenschaften war verboten, dem Geist wurden durch die Satzungen eines engherzigen, beschränkten kindlichen Wunderglaubens die Grenzen gesteckt, über die er nicht hinausgehen durfte. Jede Spur von Moral schwand. Die Regulatoren derselben waren der Sackel und die Willkühr der Priester, d. h. von Menschen, die mit wenigen Ausnahmen den abscheulichsten Lastern fröhnten und durch ihr Leben die Verachtung und den Unwillen aller derer gegen sich herausforderten, die in sich noch einen Funken von Moral zu bewahren gewußt hatten. Unter der Voraussetzung, daß ein Individuum sich nicht durch Zweifel an der Unfehlbarkeit der Dogmen, durch Verletzung der Cultusvorschriften vergangen hatte und zum Keger geworden war, gab es keines, auch nicht das fürchtbarste Laster, das nicht durch Geld oder andre Kirchenbußen, ja unter Umständen durch das bloße Niederknien vor einem Heiligenbilde schon gesühnt wurde. Der Eid, selbst auf die Hostie, war damals nicht mehr bindend, konnte z. B. von dem großen Feldherrn Ferdinands und Isabellas Gonzalvo de Cordova ungestraft gebrochen werden, wenn er auch angesichts zweier Heere geleistet worden; wie leicht man über den Mord dachte, das zeigt die Geschichte der Päpste hinlänglich. Es ist charakteristisch für jene Zeit und beweist, wie gründlich es der Kirche gelungen war, die Moral zu vernichten, daß selbst damals, als der Humanismus schon in voller Blüte stand, ein Machiavelli seinen „Fürsten“ schreiben konnte, dessen Tendenz zwar patriotisch war, dessen Principien zwar genial sind, die aber jeder höhern Moral entbehren, in jener Zeit jedoch allgemein herrschend waren. Der monarchische Absolutismus war der Zweck, der jedes Mittel heiligte. Jene Zeit war es, welche die Jesuiten erzeugte, deren Morallehren

ebenfalls hinlänglich bekannt sind. Man kann darauf erwidern: das sind die letzten Consequenzen des Humanismus, der die Selbstsucht des Individuums entfesselte, es dahin trieb, seinen Zwecken die Moral zu opfern. Weshalb nahm denn aber die Kirche die Jesuiten in ihren Dienst? Weshalb waren es notorisch gerade die Heere ihrer Bediensteten, die der Sittlichkeit schon im 11. Jahrhundert so ganz entbehrten, daß der Schrei der Entrüstung darüber, der Protest dagegen seit jener Zeit bis in's 16. Jahrhundert hinein gar nicht mehr aufhörte?

Folgte somit die christliche Welt den Geboten und der Leitung der Kirche, so war ein Fortschritt nicht möglich. Dieser konnte daher begreiflicherweise nur von außen her, durch Bekämpfung der Kirche und ihrer Institutionen eintreten, und dieser Kampf mußte gleichzeitig auf allen Feldern der materiellen und der psychischen Cultur geführt werden. Die Bestätigungen hiefür bieten Cultur- und Kirchengeschichte in Tausenden von historischen Thatfachen.

Mit welcher Eifersucht die Kirche überall da, wo sie unbedingt herrschte, alle gegenfeglichen Regungen beobachtete, beweisen die Zustände Spaniens gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. In einem Briefe des Valencianischen Gelehrten Juan Nuñez von 1566 heißt es: „Wenn ich nicht von Euch ermuthigt würde, so gäbe ich meine Studien ganz auf; denn,“ sagt er später, „der Klerus wünscht nicht, daß man sich litterarischen Studien widmet, so viel Gefahr erblickt er darin. Will Jemand einem Satze Cicero's eine Variante hinzufügen, so schließt man daraus, er könnte sich vielleicht auch erdreisten wollen, die heilige Schrift zu corrigiren! Erlaubt sich Jemand, einen der Commentatoren des Aristoteles zu kritisiren, so vermuthet man, er werde auch schlecht über die Doctoren der Kirche sprechen. Alle diese Thorheiten bringen mich außer Fassung und hindern mich, irgend welche

Fortschritte zu machen“. Wagte es vollends Jemand, die Bibel zu lesen, so rief man: „Verbrennt den Ketzer“. Nun, und auf dem Felde der gewerblichen Erfindungen und der wissenschaftlichen Entdeckungen, was war da in den Augen der Kleriker nicht Ketzerei? Jede Spur von freier Bewegung wurde aufgesucht, um vernichtet zu werden. Wie wenig wählerisch man in den Mitteln war, beweist die Inquisitionsgeschichte auf jeder Seite. Wo ist da die Cultur, die die Kirche als solche geschaffen?

Man erwiderte darauf unter Anderm: die Malerei war eine Frucht der Kirche. Wenn man die verzerrten, jeder Spur von Natur entbehrenden Gestalten der kirchlich-orthodoxen Maler des frühen Mittelalters meint, nun ja, die sind allerdings die würdigen Spiegelbilder der Verkümmernng des Geistes, den die Kirche in ihren Dienern zuwege gebracht hatte, sie zeigen die Erstarrung des Dogmas, sie athmen den Moderhauch der Klöster, den unnatürlichen schematischen Byzantinismus. Will man aber die Kunstwerke eines Leonardo da Vinci, eines Michel Angelo, eines Raffael der Kirche zugut schreiben, wie man es so gern thut, so verkennt man doch mehr als billig das Wesen dieser Männer, ihrer Werke und andererseits der katholischen Kirche. Es ist ein großer Unterschied zwischen bewußter wahrer Frömmigkeit und einer durch Offenbarung der Seele des Menschenthums geläuterten Erkenntniß Gottes einerseits, und andererseits dem Scheinglauben und der maschinenmäßigen Erfüllung der Cultusvorschriften eines Indifferenten, eines systematisch Verdummten oder eines schlauen Heuchlers. Man lese Michel Angelo's Gedichte, man vergegenwärtige sich sein Leben und wer wollte dann seine Werke als ein Product des römischen Kirchenglaubens darstellen, wer dürfte wagen, ihn mit jenen Massen von Gläubigen auf eine Stufe zu stellen, deren Geist nicht über

die Schranken hinauszugehen vermochte, die das Dogma ihm setzte. Weil Michel Angelo, Leonardo, Raffael und andre Meister jener Zeit, die das Göttliche in der höchsten Verklärung des Menschlichen zur Darstellung brachten, sich als wahrhaft fromme Seelen bekundeten, nicht aus der katholischen Kirche austraten, sich nicht durch Bethheiligung an den Umrtrieben der Reformatoren zu Kegern stempelten, so durfte die Kirche sie als gläubige Katholiken hinstellen und die gedankenlose Welt wiederholte natürlich wie immer, was ihr mit dem nöthigen Nachdruck vorgesprochen wurde. Das Menschenthum in seiner höchsten Verklärung, der Gottesglaube in seiner vollendetsten Gestalt beseelte jene Männer, nicht der fleingeistige Katholicismus. Die Welt muß ihnen und so vielen andern ähnlich gearteten Künstlern und Gelehrten dankbar sein, daß sie, in sich und durch ihr Gottesbewußtsein befriedigt, sich nicht an den religiösen Zänkereien betheiligten, ihre Kraft dadurch nicht beeinträchtigten, wohl erkennend, daß auch ein neuer reformirter Glaube, sobald er zur Herrschaft gelangte, in starres engherziges Formenwesen verfallen würde, wie es thatächlich geschah.

Nicht also, weil sie Katholiken waren, sondern obgleich sie es äußerlich noch blieben, schufen jene Männer, getragen von ihrer göttlichen Begeisterung, das Große, das sie der Welt hinterließen; nicht durch das Wesen des orthodoxen christlichen Glaubens waren ihre Leistungen bedingt. Fromm ist endlich nur, wer in sich und durch eignes Nachdenken zur Erkenntniß des Göttlichen gelangt ist und danach lebt; nicht aber ist derjenige, der die heiligen Schriften auswendig kann und die Cultusvorschriften genau befolgt, fromm, weil er diese mechanischen Fertigkeiten besitzt. Die heutige Welt wirft solche Menschen, wie viele der hervorragendsten Individuen der Renaissanceperiode waren, meist mit den In-

differenten wenn nicht mit den Atheisten zusammen, und bekundet dadurch, wie auch sie nur den Schein, nicht das Wesen der Dinge betrachtet und beurtheilt.

Der Culturfortschritt der Welt war also nur unter siegreichem Protest gegen das System der Kirche möglich, wie überhaupt der Fortschritt stets auf den Protest gegen das Bestehende begründet ist. Der Protest als Bedingung des Fortschritts ist demnach so alt wie die Menschheit und wir hätten daher auch die emancipatorischen Bewegungen auf den bisher untersuchten Feldern als Protest bezeichnen dürfen; da die meisten derselben jedoch vorwiegend friedlicher Natur waren, und nur dem lauten polemischen Ausdruck des Unwillens gegen die Kirche Vorschub leisteten, ihm den Boden schufen, so sind sie als die Kundgebungen einer Entwicklungsphase des Geistes zu betrachten, die sich zu der des Protests wie Ursache zu Wirkung verhalten.

Erinnern wir uns hiezu ferner noch, daß wir drei große Perioden in der Entwicklung des menschlichen Geistes unterscheiden können. Die erste ist die des Erwachens und der Aufnahme von Wahrnehmungen, die von außen her eindringen, die zweite ist die der Verarbeitung des Fremden, die dritte die des selbstthätigen Denkens, der Kritik, und dieser letzten gehört der Protest und mit ihr der Fortschritt an. Vieles was dem Geist in der ersten Periode seiner Ausbildung überraschend und neu war, wird ihm alltäglich in der zweiten, mangelhaft und unbrauchbar in der dritten. Die daraus entspringende Unzufriedenheit wird der Motor, der seine Kräfte in Bewegung bringt, sie dadurch steigert und endlich den Fortschritt in Gestalt einer Neuerung zeugt; oft ist freilich das Resultat dieser Bewegung des Geistes eine selbständige Rückkehr zu einfachen, natürlichen Zuständen, Institutionen, Ideen u., die der kritisirende Verstand als die

besseren an Stelle von entarteten und unnatürlichen einzusetzen bemüht ist.

In es nun aber einem Geist wirklich gelungen, das Ziel zu erreichen, das er erstrebte, eine Rennerung zu schaffen, so wird auch diese bald wieder für andre Geister alltäglich und von ihnen endlich unter Protest als veraltet verworfen werden. Für die Menschheit und ihren Geist ergibt sich daraus aber die naturgemäße Nothwendigkeit, daß die Ideale und Institutionen einer Generation den spätern veraltet erscheinen, daß der Protest — getragen durch einige kritische, unzufriedene oder ihre Zeit überragende weitblickende Geister — als Pflänker neben den bestehenden Verhältnissen einherlaufend unaufhörlich den Fortschritt zeugt.

Weshalb aber kann der Protest nie aufhören?

Abgesehen davon, daß etwas für alle Zeiten absolut Vollkommenes und Gültiges innerhalb des Bereichs der menschlichen Leistungsfähigkeit nicht denkbar ist, jedes Product menschlicher Thätigkeit demnach etwas zu wünschen übrig läßt und der Unzufriedenheit Anhalt giebt, bringt auch der Selbsterhaltungstrieb die einzelnen individuellen Willenssphären stets in Berührung, Spannung und Kampf. Der Eigennuß, das Bestreben des Individuums, sich Macht und Geltung zu verschaffen, womöglich über alle andern Wesen zu herrschen, wecken den Protest der letzten; das Beharren auf dem höchsten Punkt, den man erreichen kann, ist endlich aber der Feind, gegen den der Protest immer ankämpfen muß, denn das Beharren zieht in den meisten Fällen die Erstarrung nach sich. So wird jeder Culturfactor der sich nicht mehr fortentwickelt, ein Culturhemmniß, so wird der politische Liberalismus zum Conservatismus, Absolutismus und Despotismus, so wird der Glaube Aberglaube und Zelotismus, so wird eine Religion, die erstarrt, die mit der sie umgebenden Cultur nicht Schritt

hält, zu einem Hinderniß das zu bekämpfen und zu beseitigen, durch eine neue zeitgemäße Religion zu ersetzen, Pflicht für jeden Menschenfreund ist.

Diese Pflicht und die ihr zu Grunde liegende Erkenntniß waren die Ursachen, die seit der Entstehung des Christenthums, hauptsächlich seit der Ausbildung der Kirche, zahllose Proteste gegen die letztere hervorriefen, und das Merkwürdige der meisten derselben ist die außerordentlich conservative, reactionäre Tendenz, die ihnen eigen ist.

Indem wir nun an die im vorhergehenden behandelten emancipatorischen Bewegungen des Geistes anknüpfen, wollen wir im Folgenden die Proteste in ihren hervorragenden Vertretern einer Betrachtung unterziehen und die bisherigen darauf bezüglichen Mittheilungen ergänzen.

Die ersten Veranlassungen zu herben Klagen gaben die Barbareien, die sich die ungebildeten christlichen Vorden den Andersgläubigen und ihren Culturen gegenüber zu Schulden kommen ließen. Diese Klagen aber ertönten aus dem Munde von Kirchenvätern, die von dem Geiste des wahren Christenthums erfüllt waren. Sie gaben auch dem Unwillen über die widerlichen Scenen, welche die auf den Concilen sich bekämpfenden Parteiführer hervorriefen, entsprechenden Ausdruck; Gregor von Nazianz (228—389) z. B. beklagt sich darüber, daß die christlichen Bischöfe durch ihre Zänkereien den Spott der Heiden gegen die Christen hervorriefen; er lehnte daher auch in späterer Zeit ab, an Zusammenkünften der Bischöfe Theil zu nehmen, denn noch nie habe er erlebt, daß etwas Gutes dabei herausgekommen sei, die Uebel wären vielmehr stets vermehrt worden. Die Rohheit, die Nechthaberei, die Herrschsucht sind es, gegen die er sich hauptsächlich wendet. Doch auch die Genußsucht, die fürchtbarste Habgier werden getadelt und schon ein Jahrhundert früher beklagte sich der

heilige Cyprianus über die Verworfenheit der Bischöfe, von denen die Meisten schmutzige Wuchergeschäfte betrieben, nur darauf bedacht wären, Reichthümer aufzuhäufen und vor keinem Betrug, vor keinem geeigneten Mittel, ihr Ziel zu erreichen, zurückschreckten. Noch furchtbarer sind die Bilder der sittlichen Verworfenheit, die kirchliche Schriftsteller uns seit dem vierten Jahrhundert entrollen, der Räubereien und Mordthaten nicht zu gedenken, die den Priestern zugeschrieben wurden. Eben so früh taucht der Protest gegen die Käuflichkeit der Kirchenämter auf, um ebenso wenig wie jene andern Anklagen bis in die Neuzeit zu verstummen. Die Eitelkeit der Kleriker, ihre Genußflucht finden wir schon in den Schriften des heiligen Hieronymus (331—420) gebrandmarkt. Was die Gläubigkeit der Priester anbetrifft, so ließ auch diese schon früh Alles zu wünschen übrig. Später galt das Sprüchwort in allen Landen: „Je näher Rom, desto ferner von Gott,“ und unter dem Einfluß der Renaissance, am Hofe der Medicaischen Päpste durfte man offen von der „Fabel von Jesus“ sprechen.

Alle diese Klagen, Klagen und Proteste richteten sich also nur gegen die Verweltlichung und Verwilberung der Kirche und ihrer Diener. Keinem der Protestirenden fiel es ein, auch nur im Geringsten an dem Christenthum rütteln zu wollen; es waren meist fromme Prälaten, die voll Sorge die Entwicklung der Kirche sahen und diese auf die richtige Bahn zurückzuführen bestrebt waren.

Im Sektenewesen aber nimmt der Protest, obgleich er immer auf christlicher Basis stehen bleibt, schon einen etwas andern Charakter an. Die Erkenntniß der Gefahr, in die die Verweltlichung der Kirche diese brachte, erstreckte sich bald auch weiter auf das Gebiet der Kirchenlehren, und da man sah, wohin die Betonung des Cultus führte, daß das Wesen

der Grundlehren Christi dadurch entstellt wurde, so war eine Reform geboten. Diese aber hatte völlig reactionären Charakter, ging womöglich bis auf die erste Organisation der christlichen Gemeinde zurück und nahm dieselbe zum Vorbild, nur in seltenen Fällen wurden heidnische Anschauungen mit den altchristlichen verbunden. Weshalb aber nahmen die gegen die Verweltlichung der Kirche protestirenden Sekten ihre Zuflucht zum Urchristenthum, weshalb gingen sie nicht, fortschreitend, über die Kirche hinaus, statt zu ihren Fundamenten zurückzukehren? Diese Erscheinung hatte ihren Grund zunächst im Wesen des Christenthums. Der mit der Ausbildung desselben zu der katholischen Kirche Unzufriedene konnte keine eblere Lehre, kein höheres religiöses System erfinden als das humanistische des Christenthums, denn indem Christus auf das Göttliche in der menschlichen Seele hinwies, den immanenten Gott an Stelle des transcendenten setzte, erreichte der theologische Geist die letzte Staffel seiner Entwicklungsfähigkeit. Die humanistische Lehre Christi aber war, indem sie das Individuum auf sich selbst stellte, wiederum zu werthvoll, um von denen, die sie zu erfassen vermochten und einmal erfaßt hatten, so leicht wieder aufgegeben zu werden. Nur die Vernunft hätte einen weiteren Schritt wagen dürfen; von der war aber in jener Zeit keine Rede und der Glaube konnte von dem was er als wahr erkannt nicht wieder lassen; der gläubige Geist konnte sich nicht zur kritischen Vernunft entwickeln, weil die Unwissenheit als Vorschule der Frömmigkeit, die Erwerbung von Wissen dagegen — weil dasselbe nur aus dem Heidenthum hätte geschöpft werden können — den meisten Christen als unheilig galt. In Folge der, der Entstehung des Christenthums vorhergehenden Religionslosigkeit war die Gläubigkeit, die dieses fand, ja eben eine so große, daß es schnell und tief Wurzeln schlagen konnte und

daß es überall da, wo es auftrat, auch unbedingt die Geister beherrschte. Die Unzufriedenen sagten sich daher auch nur selten von der Lehre und dem Geist des Christenthums los, sondern suchten es oft nur in seiner ursprünglichen Reinheit herzustellen. In so fern aber kamen sie in Conflict mit der Kirche, die nun sofort die Inquisition des Glaubens einsetzte, denn jede Abweichung von dem was sie gebot, also natürlich auch die Rückkehr zur reinen Lehre Christi und zur Organisation der ersten christlichen Gemeinden, war in ihren Augen Ketzerei. So begannen denn auch schon seit dem vierten Jahrhundert die Ketzerverbrennungen, seit jener Zeit begannen die Inquisitoren durch ihr verwerfliches unsittliches Spionirsystem die Moral und die Wahrheitsliebe zu untergraben.

Diese ketzerischen d. h. reformatorischen Bestrebungen, diese Proteste gegen die Kirche Roms gingen meist von Gegenden aus, in denen der Arianismus einst Boden gefunden hatte, und erhielten vorzugsweise auch dort Unterstützung. Das Centrum der Bewegung war aber Jahrhunderte hindurch der Süden und Südosten Frankreichs. Unter den verschiedensten Namen traten diese Protestanten auf; wir begegnen ihnen bald unter dem allgemeinen Namen Katharer (vom griechischen katharos = rein), wie sie sich nannten, weil sie das Christenthum reinigen, von den Schäden der Kirche befreien wollten, und dieses Wort ging dann in „Keger“ über; bald treten sie uns als Paulicianer, als Tisserands, als Bogomilen, Bulgaren und unter vielen andern Bezeichnungen entgegen, wobei es selbstverständlich ist, daß Differenzen zwischen den Lehren der einzelnen katharischen Sekten vorhanden waren. Trotz der heftigen Verfolgung, die sie von Seiten der römischen Kirche zu erdulden hatten, waren sie nicht zu unterdrücken, ja sie konnten im Jahre 1167 in Toulouse ein Concil abhalten. Diese Macht verdankten sie aber hauptsäch-

lich der in's Unenbliche wachsenden Willkürherrschaft der Klerisei und des Papstes, welcher letztere endlich als Gott gleichstehend bezeichnet wurde; denn die mit dieser Anmaßung verbundene Ausraubung der Völker und die steigende Unfittlichkeit der Kleriker erregte den Unwillen der Massen auf das höchste und machte sie geneigt, den Lehren der Protestler zu folgen, so daß die Kirche sie nur durch die furchtbarste Blutherrschaft im Gehorsam gegen sich zu halten vermochte. Die Lehren der Katharer fanden aber aus diesen Gründen immerhin viel Boden, auf dem sie gedeihen konnten, und verbreiteten sich über ganz Europa, besonders in slavischen Ländern, in Böhmen, Südpolen und der Bulgarei setzten sie sich so fest, daß in letzterem Lande ein selbständiger Papst eingesetzt werden konnte. Da diese Protestirenden sich meist auf das Wort der heiligen Schrift beriefen, so wurde die Bibel halb ein gefährliches Buch, das als solches nicht in die Hände von Laien, halb auch nicht von Priestern kommen durfte. Endlich wurde von Honorius II. (1124 — 1130) das Lesen der Bibel formell verboten; Honorius der III. (1216 — 1227) mußte das Verbot wiederholen, das Concil von Toulouse (1229) sah sich von neuem dazu gezwungen. Später wurde die Bibel gradezu auf den Index, auf die Liste der ketzerischen Bücher gesetzt, und die Inquisitoren sahn deten in den folgenden Jahrhunderten unaufhörlich nach diesem Buche, weil die Hierarchie sehr wohl begriff, daß ihr in demselben ein mächtiger Feind drohte. Selbst ein so strenggläubiger und absoluter Fürst wie Karl V. durfte es nicht wagen, sich aus eigener Machtvollkommenheit eine Bibel anzuschaffen. Als er nämlich im Kloster San Juste weilte, kam ihm der Wunsch danach; er fragte daher bei dem Großinquisitor von Spanien an, nicht ob man ihm eine lateinische oder spanische, sondern ob man ihm eine französische Uebersetzung der Bibel ge-

währen wollte, denn er wußte, daß er andernfalls eine entschieden abschlägige Antwort erhalten würde, da besonders der Besitz einer spanischen Bibel auf spanischem Boden als die größte Kezerei hätte betrachtet und verfolgt werden müssen. Aber auch das französische Exemplar gewährte man ihm nur als eine ganz besondere Gunst und in Anbetracht seiner notorischen Strenggläubigkeit.

Unter den Sekten, die sich direkt auf die Bibel stützten, sind vorzüglich die Waldenser oder Leonisten aus Lyon hervorzuheben, gegen die auf dem Concil zu Verona (1183) ein Verdammungsurtheil erfolgte. Dieses schüchterte sie indessen nicht nur nicht ein, sondern reizte sie zu heftigerem Protest gegen die Kirche, mit der sie bisher in ein friedliches Verhältniß zu kommen bestrebt gewesen waren. Schon seit Jahrhunderten bezeichnete man den Papst als Antichrist, ja selbst Gerbert that dies, so lange er den päpstlichen Stuhl (als Silvester II., 999) noch nicht bestiegen hatte; nun predigten auch sie wie die ihnen nächstverwandten Albigenser, die in dem Städtchen Albi ihren Ausgangspunkt hatten, gegen den Antichrist, erhoben ihre Stimmen immer lauter gegen den 1119 eingeführten Ablass und die Lehre vom Fegefeuer, diese unerlöschlichen Geldquellen, aus denen der Kirche jährlich ganz enorme Summen zufließen. Selbstverständlich protestirten sie auch gegen alle andern Schäden der Kirche. Das durfte diese nicht so gehen lassen, um so mehr, als die Troubadours, der südfranzösische Adel, die Sache der Waldenser oder Albigenser, denn sie werden vielfach identificirt, unterstützten und ihre Lehren verbreiten halfen. Zunächst wurden Missionen dorthin gesandt — vergebens; als dann der Legat Innocens' III., Peter von Castelnau 1208 im Gebiet von Toulouse ermordet worden, da brach jener fürchtbare Kreuzzug gegen die Albigenser los, der an Grausamkeiten seines Gleichen sucht, und

in dem sich die ganze Verworfenheit der Kirche offenbarte. 20 Jahre, von 1209—1229, wütheten die Mörderschaaren der Kirche in der Provence. Charakteristisch ist, und darum mag hier an sie erinnert werden, jene allbekannte Antwort des päpstlichen Legaten auf die Frage der Soldaten, wen sie von den Gefangenen tödten sollten: „Tödtet sie Alle, der Herr wird die Seinen schon auswählen.“ Daß man die waffenfähigen Männer nicht schonte, daß man die Frauen nicht achtete, ist bei dem Charakter der Priester, die die Heere der Kreuzfahrer leiteten, nur natürlich, daß man aber auch die Kinder schlachtete und die Greise mordete, das beweist die ganze innere Zerrüttung der Kirche und aller ihrer Institutionen auf das schlagendste.

Daß der Unwille über den gänzlichen Verfall des Christenthums in allen Ländern der gleiche war, dafür bieten uns die Literaturen aller europäischen Völker tausend und abertausend Belegstellen. Einige Citate mögen dies bekräftigen.

Der Troubadour Peire Cardinal (c. 1220) dichtet:

Du hirtlich Piassenchor,
 Der stets die Schafe schor,
 Ihr stellet Heil'ge vor,
 Sieht man auf euer Kleid.
 Ihr mahnet mich, ihr seid
 Gleich Mengrin *) erfunden.
 Der schlich zur Hürd', und Leib
 Zu meiden von den Hunden,
 Umnahm ein Bodfell er;
 So trog die Schaf' er schwer,
 So fraß er hin und her,
 Und wüthete gar sehr.

Der Fürsten ganzer Chor,
 Graf, Herzog und Comtor (Comthur),

*) Mengrin ist der Fegrimm oder der Wolf der deutschen Thierdichtung.

Regierten eh bevor.
 Sammt Rittern weit und breit;
 Jetzt wird die Geistlichkeit
 Als Herrscherschaft erfunden.
 Mit Raub und Listigkeit,
 Mit Lug in ihren Munden
 Versünd'gen sie sich schwer,
 Und klagen noch gar sehr,
 Gibt man nicht Alles her;
 Sie seg'n Beutel leer.

Je höher sie empor
 Sich schwingen in dem Chor,
 Wird's ärger als zuvor.
 Je minder Rechtlichkeit,
 So mehr Verworfenheit.
 Je mehr Hohn in den Munden,
 Minder Gelehrsamkeit;
 Die Demuth ist verschwunden.
 Nie kämpfte irgend wer
 Selbst gegen Gott so sehr
 Als dieses Pfaffenheer
 Seit alten Zeiten her.

2c.

Zum Schluß heißt es:

Wer euch hört, Pfaffen, der
 Ist aller Weisheit leer,
 Gefeht hat er gar sehr;
 Schlecht'res giebt's nimmermehr.

(Kannegießer.)

Der Troubadour Guillem Figueiras (c. 1250) spricht
 folgendermaßen:

Auf, ein Straßgedicht
 Will ich an jetzt verfassen,
 Nicht thu' ich Verzicht
 Ich kann es nicht mehr lassen.
 Zwar entgeht mir's nicht,
 Daß mich die Feinde hassen,

Wenn geflissentlich
 Ich ob Trug und Schlich
 Rom, verklage dich;
 Die grasseste der Grassen
 Bist Du sicherlich.

Nimmer runder's mich,
 Daß Bahn die Welt beschritten,
 Rom, da längst durch dich
 Elend und Noth wir litten,
 Alles Heil entwich,
 Verdienst und eble Sitten.
 Rom, du böshast Flug,
 Quell von allem Lug. 2c.

Rom der Rachen dein
 Giert Schwacher Fleisch zu essen,
 Zerrt sie grusthinein,
 Wann du es hast gegessen.
 Dir hast du zur Pein
 Des Herrn Gebot vergessen.
 Seib vermalebeit,
 Daß ihr, stets bereit,
 Sünd' um Geld verzeiht!
 Dein Thun war frechvermessen
 Rom, zu aller Zeit.

Rom, wir sind dir gram,
 Weil wir es dir verdanken,
 Daß dahin es kam,
 Daß in den Pfuhl versanken
 Durch den Ablassgram
 Die Adels Herrn in Franken
 Sammt der Stadt Paris;
 Und sein Leben ließ
 Ludwig über dies,
 Weil ihn deiner Predigt Zanken
 Aus dem Lande stieß. *) 2c.

*) Ludwig VIII. starb auf dem Kreuzzug gegen die Albigenser.

Statt im Paradies
 Thronst Du im Höllengaden
 Fern vom Himmelslicht.
 Rom, dein Speer ersicht!
 Das mußten Viele spüren.
 Dein entlarvt Gesicht
 Weiß krummen Weg zu führen.

Schließeß du zum Licht,
 O Rom, doch alle Thüren.
 Wer bei Tag und Nacht,
 Dich zum Führer macht,
 Hat sich schlecht bedacht;
 Der Teufel wird ihn führen
 In den Höllenschacht. x.

(Kannegießer.)

In viel herberen Worten und Anklagen ergehen sich noch die Troubadours jener Zeit; das Vorhergehende gehört noch zu den gelinden Protesten. Zum Beweis, daß aber nicht etwa unter dem Einfluß des Abigenserkriegs solche Lieder geschaffen wurden, mögen einige Citate aus den Dichtungen • Walthers von der Vogelweide (c. 1200) folgen:

Der Stuhl zu Rom ist wieder jetzt so wohl besetzt,
 Wie er durch Gerbert war, der ihn durch Zauberei verlezet.
 Der hat gegeben nur der Höl' sein eigen Leben,
 Doch dieser will sich ihr mit aller Christenheit ergeben.
 Was ruft man nicht auf ihn herab des Himmels Strafen
 Und fraget Gott, wie lang' er wolle schlafen?
 Sie hintertreiben seine Werk' und fälschen seine Wort':
 Sein Kämmerer veruntreut seinen Himmelshort,
 Sein Mittler raubet hier und mordet dort,
 Sein Hirte ward zu einem Wolf ihm unter seinen Schafen.

(Pannier.)

Die Christen lebten nie in solchem Wahn fürwahr!
 Die sie da lehren sollten, sind selbst guter Sinne baar.
 Zu viel es wäre, thät' ein dummer Laie das:
 Sie sünd'gen ohne Scheu, drum heget Gott zu ihnen Haß.

Uns weisen sie zu Gott und fahren selbst zur Hölle:
 Sie sagen, wer nur ihrem Wort' folg' schnelle
 Und nicht dem Werk, der ginge sicherlich zum Himmel ein. 2c.
 (Pannier.)

Seht doch, wie christlich uns der Papst in Rom verlächet,
 Wenn er es seinen Welschen sagt, wie er's bei uns gemacht.

Was er da sagt, er hätt' es besser nie gedacht:

„Ich hab' zwei Alemannen unter eine Kron' gebracht,

Damit das Reich sie schwer mit Krieg und Brand belasten.

Indessen füll' ich meine Opferkasten.

Ich führe sie zum Opferstod und all ihr Gut wird mein,

Ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein.

Drum eßt nur, Pfaffen, Hühner, trinket Wein

Und laßt die dummen deutschen Laien — fasten.“

(Pannier.)

Klagen wie diese sind nichts Außergewöhnliches; sie klingen uns seit der Mitte des 12. Jahrhunderts aus den Liedern der Minnesänger entgegen, und selbst ein frommer, zum Mysticismus neigender Dichter wie Gottfried von Straßburg stimmt in den Protest ein, der dann später bei den Meistersängern und den Satirikern der Humanistenzeit und der Reformationsperiode immer wuchtiger und lauter wird, um in den Dichtungen eines Sebastian Brant, Thomas Murner, Hans Sachs, Joh. Fischart, und hauptsächlich in den Streitschriften Ulrich's von Hutten und den Briefen gegen die Dunkelmänner, gestützt auf die höchste sittliche Entrüstung, sich bis auf's Aeußerste zu steigern. Aus den Werken der Genannten wie aus den Canterbury Tales von Chaucer, aus Villon und Rabelais, aus Juan Ruiz, Ayala und den andern spanischen Satirikern, aus den Gebichten des Portugiesen Alvaro de Brito Pestanha, (gest. 1491) Citate anzuführen, ist nicht möglich; nur aus dem Werke eines Italieners, aus Dante's göttlicher Komödie sei ein Citat erlaubt um damit die Ansichten zu charakterisiren, die er, die Gebildeten seiner

Zeit, ja ganz Italien hegten. Ins Empyreum, den Wohnsitz der Seligen gelangt, spricht unter Andern Petrus zu Dante die folgenden Worte (27. Gesang des Paradieses):

„Wenn ich mich verfärbe,
 Erstaune drob nicht; denn sobald ich spreche
 Wirst Du sie alle sich verfärben sehen.
 Er, der auf Erden meines Stuhls sich anmaßt,
 Ja meines Stuhls, ja meines Stuhls, der lebzig
 Ist vor dem Angesicht des Sohnes Gottes,
 Hat meine Ruhstatt zur Kloak' entweiht,
 Voll Bluts und Stants, mit welchem der Berruchte,
 Der hier herabfiel, brunten wird gesühnet.“
 Mit jener Farbe, mit der früh und abends
 Genüberstehend Sol die Wolken färbet,
 Sah ich den ganzen Himmel jetzt besprengt zc.

Nachdem die Erregung wieder gewichen ist, fährt Petrus in seiner Rede fort und sagt unter anderem:

„Auch war es unsre Absicht nicht, daß unsern
 Nachfolgern sitzen möcht' ein Theil zur Rechten
 Des Christenvolkes und ein Theil zur Linken;
 Noch daß die Schlüssel, die gewährt mir worden,
 Auf einer Fahne, die zum Kampf sich gegen
 Getauft' entfalt', als Zeichen sei'n zu finden;
 Noch daß mein Bild auf Siegeln stehen möge
 An seilen, trügerischen Freiheitsbriesen,
 Darob ich oft erröth' und Funken sprühe.
 In Hirtentleibern sind raubgier'ge Wölfe
 Dort unten jetzt zu schaun auf allen Weiden zc.

(Philaletēs.)

Man kann wohl kaum kräftiger protestiren gegen den Verfall der Kirche, als es Dante hier wie an so vielen andern Stellen seiner Dichtung gethan.

Wenn nun aber doch so Viele von solchem Unwillen gegen die Kirche erfüllt waren, weshalb erhoben sie sich nicht, weshalb nicht die gesammten christlichen Völker, um die Kirche zu bekämpfen, um sie zu reformiren? Dazu war das Neg,

das diese über die Christenheit geworfen, zu sorgfältig gesponnen, zu dicht und zu fest; dazu waren die Wächter, die sie überall verbreitet hatte, durch Gewährung eines Antheils an ihrem Raub zu sicher für ihre Sache gewonnen, als daß sie nicht sofort jede Bewegung in ihrem Bereich erstickten; dazu war der Geist der Massen von ihr zu sehr abgestumpft worden, als daß diese aus ihrer Lethargie so leicht hätten erweckt werden können, nachdem einmal der Raufsch der romantischen Kreuzzugsperiode vorüber und die Ermattung eingetreten war; dazu erwies sich die Politik der Päpste als zu schlau und berechnet, als weit überlegen der weltlichen Mächte, mit denen die Kirche nach ihrem Willen verfuhr; denn unaufhörlich nährte sie den Zwiespalt unter den Fürsten und Völkern, um diese zu entkräften, die Blicke derselben von sich selbst abzulenken und endlich selbst die Früchte davon zu ernten. Die Kämpfe, die sie anzettelte oder schürte, nahmen eben die ganze christliche Menschheit in Anspruch, die Bürger waren froh, wenn sie sich den Gewerben zuwenden konnten, verhielten sich indifferent — so konnte die Kirche denn schalten und walten wie es ihr beliebte.

Weshalb aber, wenn sie doch so absolute unfehlbare Macht besaß, vernichtete sie nicht alle Männer, die so kühn wie Dante ihr entgegenzutreten wagten? Die Inquisitoren, die Diener der Kirche, ließen es an Eifer wahrlich nicht fehlen, an allen Ecken und Enden der Welt brannten Scheiterhaufen: sind doch im Laufe der Jahrhunderte des Mittelalters mehrere Millionen Christen der Kirche zum Opfer gefallen! Die Büchercensur war eine sehr strenge, die Zahl der von der Kirche gestatteten Werke sehr klein. Ueberdies war aber, so lange der Buchdruck nicht erfunden, so lange die Zahl derer, die lesen konnten, den Bevölkerungsmassen gegenüber völlig verschwand, nicht viel von Dichtungen zu befürchten, die

schließlich doch verhalten. Ferner belustigte sich die Geistlichkeit selbst an der Darstellung der Laster ihrer Glieder. Die Mönche verbreiteten gern Scandalgeschichten über die Prälaten und umgekehrt. Als dann aber der Buchdruck erschien, da hatte der Protest inzwischen einen andern Charakter angenommen, war ernster geworden, indem er sich gegen die Lehren der Kirche, statt gegen die Aeußerlichkeiten derselben richtete; da ließen die Inquisitoren, selbst in Spanien, die Satire gegen die Kleriker, die Proteste gegen die Verweltlichung ziemlich unbeachtet und griffen nur energisch ein, sobald die Lehren der Kirche angetastet wurden.

Doch verhielten sich die erleuchteten und gebildeten Prälaten dem einmüthigen und mit jedem Tage sich steigern- den Protest gegenüber nicht gleichgültig, besonders seitdem der Geist überall, zum Leben erweckt, sich gegen den Druck der Kirche erhob, auf allen Gebieten der Cultur das Streben nach Selbständigkeit bemerkbar und dem Protest der „Rezer“ von allen Seiten Vorschub geleistet und kräftige Unterstützung zu Theil wurde. Innere Reformen der Kirche wurden also versucht. Wenn dieselben scheiterten, wenn sie die Verhältnisse zum Theil verschlimmerten, so war dies nur natürlich, denn die Kirche hätte sich zunächst von ihrer Selbstsucht befreien müssen, das hätte jedoch so viel geheißen, als sich aller materiellen Vortheile und Privilegien entäußern. Dazu gehört aber eine enorme moralische Kraft, sich zu entschließen, dem Wohlleben, dem Reichthum, den sinnlichen Genüssen freiwillig zu entsagen, die bequeme Unthätigkeit und Beschaulichkeit durch kräftige Arbeit zu ersetzen. Das sind wohl einzelne Individuen im Stande — abgesehen von solchen, deren Nerven und Gehirn zerrüttet, die von der Krankheit mystischer Asefe erfaßt, oder die durch äußere Lebensumstände dazu gezwungen sind und nun den Zwang zum Martyrium machen —

nicht aber ein Institut, das sich aus Hunderttausenden von Menschen zusammensetzte, die ihm nur ihre Kräfte liehen im Hinblick auf den ihnen daraus erwachsenden materiellen Wohlstand, die keine andre Regung als die der Habgier und Herrschgier kannten.

Die Gefahr für die Kirche wohl erkennend, versuchte der gewaltige Cluniacensische Mönch Hildebrand als Cardinal und später als Papst Gregor VII. (1073—1085) eine innere Reform. Wohin führte diese aber? Zu der ins Wahnsinnige sich steigern den Herrschbegierde des Papstthums. Wohl schärfte er den Klerikern wieder die für sie geschaffenen Vorschriften und ihre Gelübde ein, was half das aber, da er selbst doch der Kirche die Wege zur absolutistischen Weltherrschaft wies und dadurch den Ehrgeiz, die Willkür erhöhte, der Selbstsucht neue Nahrung gab.

Unter Innocenz' III. Herrschaft (1198—1216) erreichte das Papstthum seine größte Machtentfaltung, aber auch dieser Papst erkannte, daß eine Reform Noth that, weil der Städtegeist, weil die Wissenschaften, das Studium des Alterthums nicht mehr zu bannen waren. Philipp II. hätte es vielleicht vermocht, denn wie er am 16. Februar 1568 mit kaltem Blut das Todesurtheil aller Niederländer d. h. von drei Millionen Menschen unterzeichnete, weil er lieber wollte, daß „die Ruhe des Kirchhofs als ein Keger in seinem Reiche walte“, so hätte er vielleicht auch das Todesurtheil des größten Theiles der christlichen Menschheit unterzeichnet und seine Ausführung durchgesetzt. Innocenz III. aber hatte im Albigenserkreuzzug die Keger kennen gelernt, wußte, daß für einen todten viele neue Kämpfer eintraten, daß das Morben nicht half, weil es nicht radical genug durchgeführt werden konnte; so genehmigte er denn die beiden großen Bettelorden der Dominikaner und der Franciskaner, die zwar in sich ebenfalls ge-

wissermaßen den Protest gegen die Verweltlichung der Kirche und der andern Orden verkörperten, gleichzeitig aber auch die verkehrte Welt zum Kirchenglauben zurückführen wollten. Von Honorius III. 1216 und 1223 von neuem bestätigt, durchzogen sie nun als Bettler die Welt, und da sie im Gegensatz zu aller übrigen Geistlichkeit streng, einfach und im Allgemeinen sittlich lebten, da sie die Forderung des Zeitgeistes anerkannten, das Bildungsbedürfnis nicht blind bekämpften, sondern sich selbst wissenschaftlich beschäftigten, in ihrer Bildung gleichen Schritt mit den Humanisten zu halten suchten, so gelangten sie schnell zu hohem Ansehn. Und da sie ferner Schulen gründeten, volkstümlich und in den Nationalsprachen predigten, so gewannen sie auch auf die Volksmassen einen ungeheuren Einfluß und erreichten im Allgemeinen, was sie wollten: den mächtig emporstrebenden Geist wieder unter den Damm des Kirchenglaubens zu zwingen. Die Dominikaner waren in dieser Hinsicht die thätigsten und ihre Macht wurde beinahe unumschränkt, seit ihnen (1232) die Inquisition förmlich übertragen worden war. Ihr reges aufrichtiges Interesse für die Sache des Christenthums veranlaßte die Dominikaner wie die Franciskaner, — aus deren Reihen in der Folge übrigens viele der höchsten Würdenträger und manche Päpste hervorgingen — zuweilen der Kirche ganz entschieden zu opponiren.

Die folgenden Jahrhunderte weisen von Zeit zu Zeit immer die Bemühungen der Curie auf, eine Reform der Kirche herbeizuführen, große Reformconcile wurden abgehalten — ohne wesentlichen Erfolg jedoch, weil der ganze innerlich morsche Bau hätte vernichtet und von Grund aus neu errichtet werden müssen. Als das wirksamste Mittel, den Protesten gegenüber, erwies sich jedoch immer die Inquisition, und diese wurde denn auch in bekannter furchtbarer Weise in Thätigkeit erhalten. Mit ihrer Hilfe und seitdem Innocenz IV. (1252)

die Bulle erlassen, durch die Zeugen auch vermittlels der Folter zu Aussagen gezwungen werden konnten, war es möglich, durch die Werkzeuge und die Mittel, die ihr zur Verfügung standen, Alles zu erzwingen, was sie wollte.

Auch die Philosophie machte der Kirche viel zu schaffen, denn seitdem sie christlichen Boden betreten hatte, wurde der Geist derer, die sich mit ihr abgaben, unter ihrer Schulung zum Nachdenken angespornt, gekräftigt, und die erwachende Vernunft mußte dadurch bald mit den Lehren der Kirche in Conflict kommen. Schon Rhabanus Maurus (776—856) wagte es, auf mehreren Kirchenversammlungen, in denen er als Erzbischof von Mainz den Vorsitz führte, Grundlehren der Kirche, besonders die des Augustinus von der Gnadenwahl und die von der Transsubstantiation zu bekämpfen. Die von neuplatonischen Elementen durchsetzte Lehre des Scotus Erigena, (gest. 877) nahm völlig pantheistischen Charakter an, und sein Buch über die Eintheilung der Natur wurde daher später als ketzerisch verbrannt. Pantheismus wie Neuplatonismus fanden aber viele Anhänger während des ganzen Mittelalters, und die Kirche war beständig veranlaßt, sie zu bekämpfen, weil sie gegen ihren starren Dogmatismus protestirten. Ja einzelne Sekten, wie die der Brüder und Schwestern vom freien Geist, sagten sich ganz von der Kirche los, lehrten, daß Gott Alles sei was existire, daß daher auch der Mensch mit Gott eins sei, und wenn er zur Erkenntniß dieser Einheit gelangt, nicht sündigen könne, mithin auch keinem Gesetz, am wenigsten aber denen der Kirche untergeordnet sei. Diese und ihr verwandte Sekten waren weithin, besonders in den Niederlanden, verbreitet und wurden wegen ihrer Lehren heftig verfolgt, ohne jedoch völlig vernichtet zu werden, da der Pantheismus, weil auch durch die Mystik getragen und durch die ganze zur Selbständigkeit strebende Richtung des Zeit-

geistes unterstützt, überall Entgegenkommen fand. Wir dürfen sagen, daß der Pantheismus im Bunde mit der durch Roger Bacon (gest. 1294) geweckten empirischen Naturbetrachtung viel zur Entwicklung des Geistes im Mittelalter beitrug, sein emancipatorisches Streben kräftig unterstützte, ihm half, sich von dem erstickenden Druck des kirchlichen Dogmatismus zu befreien. Wohl ist es richtig, daß Sätze, wie der des Amalrich von Bene (c. 1200): „Jeder Fromme ist ein Christus, in dem Gott Mensch wird“, und „der Geist, der als Gott in uns waltet, kann nicht sündigen“ rohe Naturen zur Ausschweifung führen konnten, um dagegen aber in ernstern Individuen den Geist zu selbstthätigem Denken anzuspornen und so, wie wir es bei den Mystikern, einem Eckhardt, Tauler, Suso, Thomas von Kempen u. A. sehen, tiefsinnige, weitsichtige, erhabene Ideen zu wecken. Denn die Mystik strebte dahin, das Wissen mit dem Glauben zu vereinbaren, blieb also auf dem Boden des Christenthums stehen, protestirte aber gegen den Buchstabencult des Scholasticismus und des Dogmatismus, strebte nach idealem Aufschwung, suchte den Geist selbständig und frei zu machen, und arbeitete somit auch der Reformation vor. Roscellin wurde auf dem Concil zu Soissons (1092) verdammt, weil seine Lehre zum Polytheismus führte, weil er die Dreieinheit in drei Einheiten auflöste. Abälard erschütterte durch seine freigeistigen Lehren das Dogmengebäude auf die empfindlichste Weise, und von ihm heißt es im Bericht über das Concil von Sens (1140), vor das er berufen worden: „Er macht den ganzen Christenglauben leer durch den Versuch, die Natur Gottes mit der menschlichen Vernunft zu begreifen. Er steigt hinauf in den Himmel und hinab in die Hölle. Nichts entgeht ihm weder in der Höhe droben noch in der Tiefe drunten. Seine Zweige breiten sich aus über die ganze Erde. Er rühmt sich, in Rom selbst, ja im Collegium der Cardinäle

Jünger zu besitzen. Er zieht den ganzen Erdboden nach sich. Es ist demnach an der Zeit, ihn durch apostolische Gewalt zum Schweigen zu bringen.“

Auch Albert der Große (1193—1280) und viele andre scholastische Philosophen, denen es fern lag, thatsächlich die christliche Lehre erschüttern zu wollen, kamen in den Ruf der Kezerei, weil ihre Lehren sich theilweise gegen die der Kirche richteten. Dieser Protest war nicht absichtlich, war nicht böse gemeint, aber er war vorhanden, und überdies trug die Scholastik trotz des sie im Allgemeinen beherrschenden Schematismus, trotz ihres Denzzwanges, ihrer dogmatischen Strengegläubigkeit und ihrer Geistesleere doch durch die Spitzfindigkeit ihrer Dialektik viel dazu bei, den Geist der Menschheit zu schulen und zu entwickeln, ihn zur Selbstthätigkeit anzuleiten, indem sie ihm das Mittel zu seiner Bildung zeigte.

Unabhängig von den bisher gekennzeichneten Bestrebungen, sehen wir noch manche andre, der emancipatorischen Tendenz des Zeitgeistes entsprechende und gewissermaßen durch ihn hervorgerufene sich geltend machen. So treten im 12. Jahrhundert die Schwesterschaften der Beghinen oder Beguinen oder Begutten auf, deren Ursprung bisher nicht sicher ermittelt worden ist. Ohne durch ein Klostergelübde gebunden zu sein, bildeten sie freie Vereinigungen, zeichneten sich durch Frömmigkeit und Sittenstrenge vor den Nonnen aus, und widmeten sich der Armen- und Krankenpflege sowie der Erziehung. Nach ihrem Vorbild entstanden dann später die Brüdergemeinden der Begharden. Wesentlich höheres Ansehn als letztere genossen jedoch die Lollharden und die Fraticelli, vor Allen aber die Brüder des gemeinsamen Lebens, die ebenfalls ohne Klosterregel lebten, gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Holland zuerst auftraten, die Organisation der ersten Christengemeinden zum Muster nahmen, und besonders den

Schulunterricht, die Verbreitung von Bildung zu ihrer Aufgabe machten. Auch diese Brüderschaft entstand unter bewußtem Protest gegen die Entartung der Kirche, ohne sich natürlich von ihr zu trennen, im Gegentheil, es sind aus ihr manche hohe und einflußreiche Prälaten hervorgegangen, wie der Cardinal Nicolaus Cusa, der auf dem Concil zu Basel (1431—1443) zusammen mit dem nachmaligen Papst Pius II. (1458—1464), Aeneas Sylvius Piccolomini Zweifel gegen die Echtheit der Constantinischen Schenkungsurkunde laut werden ließ — auf die die weltliche Macht des Papstthums gegründet worden — und die dann Laurentius Vallä (1440) wirklich als unecht erwiesen hat. Die Brüder des gemeinsamen Lebens waren es besonders, die Luther die Wege bahnten und die, wie z. B. Joh. Wessel (1489 gest.) mit seinem „allgemeinen Priestertum der vernünftigen Natur“ den Boden unterminirten, auf dem die Kirche und der starre Dogmatismus standen. Sie trugen somit ebenfalls viel zur endlichen Befreiung des Geistes der christlichen Menschheit von dem Joch der Kirche bei.

Auch viele Einzelindividuen sehen wir seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts kühn gegen die Kirche protestiren und meist dafür mit ihrem Leben büßen. So Peter de Bruëys der 1124 in Languedoc verbrannt wurde, weil er viele Cultusvorschriften, hauptsächlich aber die Kindertaufe und Transsubstantiation verwarf. An Arnold von Brescia (gest. 1155) an Dolcino, um 1300 verbrannt, sei erinnert.

Endlich müssen wir noch eines jener asketischen Auswüchse gedenken, an denen das Mittelalter so reich war, der Flagellanten oder Geißelbrüder nämlich, die 1260 von Perugia ausgehend, die Welt durchschwärmten, durch ihre Betteleien brandschakten und durch ihre widerlichen öffentlichen Bußübungen in Unwillen versetzten. Zwar wurden sie unterdrückt, traten aber 1348 in Folge der großen Pest wieder auf, um

dann wieder vertrieben zu werden. Sie, wie die religiösen „Länger“ die 1374 auftauchten, und wie so viele andre Erscheinungen des Mittelalters, beweisen zu welcher Geistesverirrung das Uebermaß der Gläubigkeit und die fromme Askese die Menschen führen. Aber auch im Auftreten der Flagellanten ist das Moment des Protestes gegen die Verweltlichung der Kirche und ihrer Diener nicht zu verkennen.

Abgesehen von dem ununterbrochenen Kampf zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht, war die erstere aber zu wiederholten Malen auch noch zu besonderem Protest gegen die Annahmen der letztern gezwungen. Die Kirche hielt dann freilich nicht lange mit ihrer Antwort zurück, sondern belegte die Länder der betreffenden Fürsten mit dem Bann, der dieselben furchtbar schädigte und sie früher oder später zum Frieden mit der Kirche zwang, aus dem diese dann ungeschwächt hervorging. Doch fanden zuweilen auch Ausnahmen von dieser Regel statt und zwei derselben seien erwähnt.

Bonifaz VIII. (1294—1303) hatte Philipp den Schönen von Frankreich (1285—1314) durch die Eingriffe in seine Politik gereizt, und dieser belegte die französische Geistlichkeit mit einer Steuer; darauf erfolgt eine heftige Epistel des Papstes, in der dieser geltend macht, daß die Fürsten dem Papst untergeben seien in geistlichen und weltlichen Dingen. Wer anders glaube, sei ein Ketzer. Philipp antwortet: „Ich, Philipp, von Gottes Gnaden König von Frankreich, an Bonifacius, angeblichen Papst wenig oder gar keinen Gruß! Laßt Ew. Dummheit lernen, daß Wir in weltlichen Dingen keiner Macht der Erde unterstehen“ u., erläßt das Verbot, den Peterspfennig zu zahlen und verlangt die Einberufung eines Concils, worauf Bonifaz über Frankreich das Interdict verhängt. Der König versammelt nun die Stände, die den Papst der niedersten Verbrechen bezichtigen, und da dieser als

schuldig befunden wird, so läßt Philipp ihn gefangen nehmen. Bonifaz entflieht jedoch, stirbt aber bald im Wahnsinn; Benedict XI. hebt den Bann über Frankreich auf, stirbt aber noch in demselben Jahr, und Philipp erzwingt nun die Wahl von Clemens V. und gleichzeitig die Uebersiedelung der Päpste nach Avignon (1305—1377).

Ein zweiter Protest von Bedeutung war aber die Erklärung des Kurvereins zu Rense 1338, daß die Macht und die Würde des deutschen Kaisers von der Bestätigung des Papstes unabhängig sei.

Erinnert sei auch daran, daß England 1366 dem Papst den Lehnzins verweigerte.

Was halfen aber alle diese Proteste und Oppositionen, was half es, daß zahllose Einzelindividuen eine Reform der Kirche versuchten, was half es, daß der Bürgerstand die Macht der Geistlichkeit zu beschränken strebte — die Kirche blieb unerschüttert! Woran lag das?

Die Bildung war noch nicht tief genug in die Massen eingedrungen. In Italien wohl, von wo die Wissenschaftlichkeit ausgegangen war. Aber auch da verhielten sich die Gebildeten, die Gelehrten, im Allgemeinen in Glaubenssachen indifferent, weil sie die verrotteten Institutionen der Kirche und die Lächerlichkeiten des Cultus kaum ihrer Verachtung, viel weniger der Mühe werth hielten, ihre Kräfte dem Versuch einer Verbesserung der seit Jahrhunderten immer schlimmer werdenden Zustände zuzuwenden. Der Bürgerstand verhielt sich indifferent, weil er seine Zeit besser verwerthen konnte als für fruchtlose Reformen. Wie wir es heute in Italien, Spanien und Portugal sehen, so hatte auch damals die übertriebene Kirchlichkeit den wahren Glauben schon bis auf die letzten Spuren vernichtet. Aus Furcht vor der Inquisition, aus Liebe zum Leben vollzog man gewohnheitsmäßig die

zur Erholung und Belustigung dienenden Kirchgänge, Beichten zc., und das genügte ja der Kirche. In einem romanischen Lande konnte daher in Anbetracht der Oberflächlichkeit der Denkweise eine durchgreifende kirchliche Reform nicht Boden fassen, besonders wenn damit Alles fallen sollte, was die Sinne ergözte. In den germanischen Ländern war jedoch die Bildung, wie gesagt, noch nicht tief genug eingedrungen, und eine Reform mußte vom Volke unterstützt werden, von ihm ausgehen, durch wahre Gläubigkeit getragen sein; die letzte aber war nur von den vorwiegend zur Innerlichkeit neigenden Deutschen zu erwarten, gerade so wie sie es auch gewesen waren, welche die Verbreitung des Christenthums übernommen hatten.

Nun war durch die Alterthumsstudien der Blick der religiösen Protestler auf die Bibel gelenkt worden und eine sorgfältige Textinterpretation war die nächste Folge der philologischen Studien. Der Vergleich der Bibel mit den Kirchenlehren zeigte den großen Unterschied, der zwischen ihnen bestand, und forderte die Unzufriedenen zum Kampfe heraus, zugleich den Weg weisend, auf dem eine Reform versucht werden mußte. Zu dieser Erkenntniß waren freilich schon viele gelangt, die Welt war ja voll von Sektirern, die sich auf die heilige Schrift stützten und das Urchristenthum wieder herstellen wollten. Die Bibel war diesen Millionen aber trotzdem immer noch ein fremdes Buch, sie kannten sie nur durch Tradition, es waren immer nur einige Lehrsätze, auf welche die Gründer neuer Sekten sich stützten. Erst nachdem die Bibel Gemeingut Aller geworden, ihnen in ihren bezüglichen Nationalsprachen verständlich gemacht war, durfte man hoffen, die Menschheit vom Bann der Kirche befreien, sie zum reinen Quell des Glaubens zurückführen zu können. So übersetzte denn John Wiclif (1324—1384) die Bibel in's Englische, und indem er zugleich die äußeren Schäden der Kirche aufdeckte,

bezeichnete er, auf die heilige Schrift gestützt, die Irrlehren, die sie verbreitete. Der Eindruck, den seine Lehren machten, wurde jedoch weniger durch den inneren Gehalt derselben, als vielmehr durch die äußern politischen Folgen getragen, wie durch die 1366 erfolgte Verweigerung des Parlaments, den Peterspfennig zu zahlen; auch veranlaßten politische Rücksichten schon Heinrich IV. (1399—1413) wieder, die Anhänger Wiclef's zu verfolgen, sein Werk zu vernichten. Dies war jedoch nur die Veranlassung, daß die Lollharden, Wiclef's Schüler und Nachfolger, sich nun über den Continent verbreiteten und den dortigen Reformbestrebungen neue Nahrung gaben.

Besonders in Böhmen fanden Wiclef's Lehren fruchtbaren Boden. Dieses Land war von jeher für reformatorische Bestrebungen empfänglich gewesen, und es wäre der Mühe werth, die Ursachen dieser Erscheinung genau zu prüfen. Da die bezüglichen Bewegungen stets von der tschechischen Bevölkerung getragen wurden, so liegt die Annahme nahe, daß es weniger religiöse als vielmehr politische Interessen waren, die die Slaven daselbst veranlaßten, so lebhaften Antheil an den Protesten gegen die Kirche zu nehmen. Außere Ursachen dazu waren vorhanden. Die Sorben, Wenden und andere slavischen Stämme waren in Mitteleuropa den Germanen erlegen; das Christenthum war ihnen von germanischen Missionären aufgedrungen worden und war leicht mit dem Germanenthum zu identificiren; was sich gegen das erstere in Gestalt der Kirche richtete, zielte auch gegen das letztere und war somit in Böhmen volksthümlich. Dies haben wir zu beachten, wenn wir sehen, welche Dimensionen die Kämpfe annahmen, die sich an die reformatorische Bewegung angeschlossen, die Huß (1369—1415) und Hieronymus hervorriefen. Diese beiden nämlich traten für die Lehren Wiclef's ein, machten das Wort der Bibel zur Norm des Glaubens, erkannten nur

Christus, nicht aber den Papst als Oberhaupt der Kirche an und bekämpften, wie Wiclef die äußere Entartung und den Cultus, wie die Irrlehren derselben. Bekannt ist, wie sie auf das Wort des Kaisers Sigismund und des Großinquisitors vertrauend, vor dem Concil zu Constanz (1414—1418) erschienen und dort dann verrätherischer Weise als Ketzer verbrannt wurden. Die Kämpfe der Hussiten und die Folgen der reformatorischen Lehre von Huf für die kirchlichen Verhältnisse Böhmens gehören in das Gebiet der politischen und der Kirchengeschichte, dürfen also hier übergangen werden.

Auch die Niederlande waren von frühen Zeiten her zum Protest gegen die römische Kirche geneigt gewesen, viele „ketzerische“ Sekten hatten dort Boden gefunden oder waren von dort ausgegangen, und der bereits erwähnte Johann Wessel darf als Vorreformer für jene Gegenden gelten.

Unter den Vielen, die in gleicher Weise wie Wiclef, Huf und Wessel an andern Orten der christlichen Welt im 15. Jahrhundert reformirend zu wirken suchten, sei nur noch Girolamo Savonarola (1452—1498) hervorgehoben, der nicht allein gegen die Kirche, sondern auch gegen das Treiben am Hofe der Medici in Florenz, gegen den heidnisch-griechischen Geist, der von demselben ausging, sowie gegen die absolute Monarchie, die an Stelle der Demokratie in Florenz getreten war, zu Felde zog. Der Gewalt seiner Predigt gelang es, die Volksmassen für sich und seine Lehren zu begeistern; seine schwärmerische asketische Geistesrichtung hätte aber nur ein Extrem an Stelle des andern gesetzt, und eine durchgreifende gesunde Reform nicht herbeiführen können. Fielen seinem Eifer gegen die humanistische Richtung der Kunst schon viele kostbare Erzeugnisse der Renaissance zum Opfer, so hätte sein religiöser Fanatismus, wenn er dauernd zur Herrschaft gelangte, den eben zu vollem Selbstbewußtsein erwachten Geist

ebenso wieder in Banden geschlagen, wie es die Gegenreform der Kirche bald darauf in Italien that. Die Kühnheit seines Auftretens machte Savonarola der Kirche gefährlich, und da es Papst Alexander VI. nicht gelang, diese Kraft für die Sache des Papstthums zu gewinnen, so ließ er ihn 1498 verbrennen.

Die Forderung einer Reform der Kirche, der Protest gegen die äußern und innern Schäden, die ihr anhafteten, finden wir also bei allen Völkern. Zwar waren bisher alle bezüglichen Reformversuche fehlgeschlagen, seit 1440, seit der Erfindung der Buchdruckerkunst verging jedoch kein Jahr, ohne nicht dem nach Selbständigkeit ringenden Geist neue Nahrung zu gewähren und ihn dadurch zu immer neuen Versuchen anzuspornen, das Joch abzuschütteln. Die Anregung, die Wiclef gegeben, wirkte dauernd fort, Bibelübersetzungen erschienen in Schweden, in Ungarn, auch neuerdings wieder in England und die Presse verbreitete sie überall hin. Die Humanisten machten die Welt mit dem Alterthum bekannt, weckten das Interesse für das Studium desselben, und für das der alten Sprachen, leiteten den Geist zu selbständigem Urtheilen an. Auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Gewerthätigkeit herrschte das regste Leben; das Bildungsbedürfniß wurde immer größer, der Gesichtskreis immer weiter, es muß in der That, wie Hutten sagte, eine Lust gewesen sein, zu leben. In welcher Form aber auch der erregte Geist nach Ausdruck strebte, wohin er sich auch wenden mochte, überall stieß er auf die hemmenden Schranken des Dogmatismus.

Auch im Herzen der Welt, in Rom, verspürte man das fieberhafte Pulsiren, das die Menschheit erfaßt hatte, der Klerus selbst war davon ergriffen, und die Folge davon war natürlich, daß auch seine Lebenslust erhöht wurde, was wiederum nur auf Kosten der Welt geschehen konnte; sie mußte ja die Mittel hergeben, da die Kirche als solche durch eigne



Thätigkeit nichts erwarb. Ihre Schergen: die Dominikaner, die Inquisition, die Scholastik thaten das Ihre, die keizerlichen Bewegungen unschädlich zu machen — was war da zu fürchten? So gab man sich sorglos den Freuden des Daseins hin, setzte den heitern Griechencult an Stelle des mystischen Katholicismus, und pflegte die Künste. Dazu waren enorme Geldsummen nothwendig, man schickte daher immer größere Schaaren von Ablasskrämern in's Ausland, besonders in das arbeitsame Deutschland, da konnte es denn nicht ausbleiben, daß endlich „dem dummen Deutschen“ die Geduld riß und er durch den Mund Luthers, (1483—1546) protestirte gegen den fremdländischen Vampyr, der ihm und aller Welt das Blut auszog.

Luthers Thätigkeit richtete sich zunächst direct gegen den Ablass, und es lag nicht von vorn herein in seiner Absicht, sich von der Kirche und ihrer Lehre loszusagen. Bald aber nahm der Kampf, den seine Herausforderung 1517 hervorgerufen, große Dimensionen und leidenschaftlichen Charakter an, ging auf das dogmatische Gebiet über und da war denn ein Friede bei der durch feste Ueberzeugung getragenen Energie, mit der Luther seine Angriffe ausführte, nicht mehr möglich. Nachdem er 1520 die päpstliche Bulle, die ihn verdammt, unter dem Beifall eines großen Theiles von Deutschland verbrannt, nachdem er 1521 auf dem Reichstag zu Worms vor dem Reich und dem Kaiser seine Meinung unerschrocken vertheidigt hatte, da war an eine Ueberbrückung der Kluft, die dadurch zwischen ihm und der katholischen Kirche entstanden, nicht mehr zu denken. Mit kühnem Muth, mit bis zum Fanatismus gehendem Starrsinn, mit unerschütterlichem Selbstbewußtsein ging der zum Reformator gewordene Augustinermönch nunmehr auf der Bahn fort, auf die ihn die Verhältnisse gedrängt hatten, eine Irrlehre nach der andern mit vernichtender Wirkung angreifend, die Glaubensschränken der

katholischen Kirche niederwerfend, den auf die Sinne berechneten Cultus zerstörend. Ihm gebührt somit ohne Zweifel das Verdienst, die reformatorische Bewegung in Fluß gebracht zu haben, die für die ganze Gestaltung der Welt von so einschneidender Bedeutung geworden ist.

Aber Luther war als Mensch auch menschlichen Schwächen unterworfen, die für den Ausbau der Reformation insofern gefährlich wurden, als er doch, wenigstens bis c. 1530, die eigentliche Seele der deutschen Reformation war und ihr den Stempel seines Charakters aufdrückte, und insofern als er die Fundamente legte, auf denen dann seine Nachfolger weiter arbeiteten. Nicht Luther, sondern die letzteren sind daher verantwortlich zu machen für die Schäden, die des Reformators That nach sich zog. Die letztere verkleinern zu wollen, weil gerade die Eigenschaften, die Luther zu derselben befähigten, die Schäden zeugten, die dem Geistesleben für Jahrhunderte vererblich wurden, ist eben so thöricht, wie mit dem Sturm rechten, der, während er über großen Länderstrecken die Luft reinigt, hie und da vernichtend wirkt. Für seine Schwächen ist der Mensch nicht verantwortlich, ihnen entgegenzuwirken ist die Aufgabe der Umgebung und der Nachfolger, sie alle selbst zu erkennen, und sie alle mit Erfolg zu bekämpfen, ist nur allmählich möglich, besonders aber nicht inmitten des Schlachtgetümmels, nicht während alle Kräfte, alle Fähigkeiten auf das äußerste angespannt werden. Luther bereute im Alter selbst *Manches*, was er in seinen früheren Jahren gesagt, geschrieben und gethan; *Manches*, denn er war ein Kind seiner Zeit, und er konnte nicht mit den Anschauungen der heutigen sich und sein Werk beurtheilen, gerade so wie viele Maßnahmen und Ansichten der heutigen Zeit, mit denen wir nur rechnen können, sich in Zukunft als unrichtig, ja als verhängnißvoll für das Wohl der Menschheit erweisen werden.

So hatte der eiserne Wille, der unbeugsame Starrsinn, das große Selbstbewußtsein Luthers die religiöse Unduldsamkeit, den strenggläubigen Fanatismus, den Unfehlbarkeitsglauben im Gefolge, die den Geist der der Reformation gewonnenen Menschheit sofort wieder in dogmatische Banden schlugen und jene unseligen Hexenverfolgungen nach sich zogen, die sich an Furchtbarkeit, an Grausamkeit, seelischer Härte in nichts von der Inquisition unterschieden. Wie Luther selbst keine christliche Duldbung besaß, den Begriff der christlichen Liebe nicht praktisch in die That umzusetzen vermochte, so auch nicht der despotische Republikaner, der hartherzige weil buchstabengläubige genfer Theokrat Calvin, der es wagen durfte — und zwar unter dem das Ansehn vieler der ersten Humanisten und Theologen der protestantischen Welt besudelnden Beifall derselben — den spanischen Arzt und edlen Reformator Michael Servet zu verbrennen 1553. Der Zelotismus der englischen Puritaner, der deutschen Pietisten, überhaupt der strenggläubigen Protestanten war die Consequenz der bezeichneten Charaktereigenschaft Luthers, und fällt dem der Katholiken gegenüber um so schwerer in's Gewicht, als die Reformation das Princip der freien geistigen Individualität aufstellte, thatsächlich aber jede freie Regung, jedes Rütteln an der Autorität des Bibelwortes — das jenem Princip entsprechend doch jeder auf seine Weise auslegen darf — zum furchtbarsten Verbrechen stempelte.

Luther war nicht humanistisch gebildet und, hatte er auch Melancthon (1497—1560) zur Seite, der sein Wesen gewissermaßen ergänzte, so war doch dieser wie alle übrigen Humanisten, die die Sache Luthers unterstützten, durch die Wucht des Auftretens des Lehrern zu sehr gebannt, als daß sie wesentlich auf seine Führung in religiösen Dingen Einfluß hätten ausüben können. In mönchischer Weltanschauung groß

geworden, die Vernunft, also das vernünftige Denken, alsbald verachtend und verdammend, weil sie ihn in unbequeme Conflict mit sich selbst, mit seiner Religiosität brachten, entbehrte Luther des weiten freien Blicks der italienischen Humanisten, sah auf Copernicus als einen Narren herab, stand den intellectuellen Fortschritten auf andern wissenschaftlichen Gebieten als dem der Theologie und Philosophie völlig fern, war als Deutscher, als Gefühlsmensch zu sehr geneigt, sich in theoretische Speculationen zu vertiefen und konnte sich als scholastisch gebildeter Theolog von den durch ein Jahrtausend geheiligten religiösen Anschauungen, von vielen Dogmen der katholischen Kirche, von den Lehren des heiligen Augustin, von vielen Gebräuchen, dem Teufels- und Aberglauben früherer Zeiten nicht befreien. Es fehlte ihm an consequentem Denken, oder wenn man lieber will, an der Fähigkeit der consequenten Durchführung seiner Principien. Ein solches Princip war z. B. ohne Zweifel die Freiheit der Individualität, und doch führte er dasselbe praktisch ganz und gar nicht durch. Als die Bauern, die unter tausendjährigem furchtbarem Druck geseufzt hatten, seine Lehren hörten, als das Bewußtsein der Existenzberechtigung ihnen dadurch aufging, da erhoben sie sich, und es ist bekannt, in wie schmählcher Weise Luther bei dem Ausbrechen des Bauernkrieges den unbarmherzigen rücksichtslosen Mord gegen sie predigte. Luther stützte sich ferner auf das Wort der Bibel, das ihm als einzige Norm galt; consequenter Weise hätte er dasselbe in jeder Hinsicht erfüllen, die Lehren Christi alle verwirklichen, der christlichen Gemeinde urchristliche Verfassung geben, entweder den Dogmenbau der Kirche ganz umreißen und das Urchristenthum völlig wiederherstellen, oder sich damit begnügen müssen, die schädlichen Auswüchse der Kirche allein zu beseitigen, die Dogmen unberührt zu lassen — in welchem Fall ihm die ganze katholische Welt Beifall

gezollt hätte; — anstatt alles dessen stellte er in einigen Beziehungen das Wort des Evangeliums als unfehlbar, das Nützen daran als Sünde hin, in andern Beziehungen dagegen ließ er es absolut unbeachtet, nahm vielmehr die Dogmen der Kirche an. Die Folge dieser Inconsequenz mußte jenes Sektenswesen sein, das, schon zu seiner Zeit sich entwickelnd, ungeheure Dimensionen annahm, den Glaubenskampf der Protestanten unter einander und mit den Katholiken erzeugte, jene furchtbaren Bürgerkriege in Deutschland, Frankreich und England hervorrief, die diese Länder um einen großen Theil ihrer Errungenschaften brachten, sie in ihrer Culturentwicklung nicht nur hemmten, sondern besonders Deutschland um ein Jahrhundert und mehr zurückwarfen.

Luther war weder Politiker, noch hatte er ein Verständniß für sociale Fragen und Verhältnisse; er that nichts für die intellectuelle Befreiung der Massen, für ihre wissenschaftliche Ausbildung. Das biblische Wort war Wissen genug, der Religionsunterricht überwucherte von nun an alle andern Disciplinen auch in den Humanistenschulen, und jenes wurde, was früher das Dogma der katholischen Kirche gewesen, eine Schranke für die freie selbständige Weiterentwicklung des Geistes.

Das Ende der deutschen Reformation entsprach aber ganz dem eben gekennzeichneten Charakter: das Resultat des Augsburger Religionsfriedens war der berühmte Satz: *Cujus regio ejus religio* (Wessen Land dessen Religion), wonach die Religion, die die Einwohnerschaft eines Landes haben sollte, von dem Willen und der Wahl des betreffenden Fürsten abhing. Wo ist da die intellectuelle individuelle Freiheit geblieben? Es ist somit eine ungeheure Lüge, eine von den zahllosen, die, weil sie mit großer Unmaßung auftreten und von einigen vermeintlichen Autoritäten propagirt sind, für Wahrheit gehalten und von allen als solche nachgesprochen werden, daß

nämlich die religiöse Reform an sich den Geist der Menschheit befreit, ihm seine Selbstbestimmung wieder gegeben hätte. Die Fortentwicklung des Geistes ging, wie wir sehn werden, im Gegensatz zum Glauben vor sich.

Die Ursachen für die schnelle Verbreitung der Reformation in Deutschland und im Auslande liegen auf der Hand. Der Unwille gegen Rom und seine geistlichen Heere hatte den denkbar höchsten Grad erreicht; die gesteigerte Brandschätzung weckte das nationale Gefühl in allen Ländern; Poesie und Wissenschaft hatten seit Jahrhunderten den Geist der Völker zur Opposition angeregt. Daß Zündstoff in Masse aufgehäuft war, beweist der Umstand, daß die Reformation fast gleichzeitig an verschiedenen Orten ausbrach, nachdem Luther kaum seine Thesen gegen den Ablass veröffentlicht hatte. In Deutschland im Besondern wirkte das unerschrockene Auftreten Luthers mächtig auf die Massen ein, und in dem Aufruhr der Freude und Begeisterung begann das Volk, besonders die Städter, die Reformation meist mit einem Sturm auf die reichen Kirchen und Klöster. Da die Gebäude, die großen Besitzungen der Kirche, nun meist eingezogen und von den Stadtgemeinden und den kleinen Fürsten, in deren Gebiet sie lagen, mit Beschlag belegt wurden, so lag es im Interesse dieser beiden Factoren, die Sache Luthers zu unterstützen. Der letztere war bei dem Schutze, den ihm die Fürsten gewährten, zu Gegendiensten verpflichtet und befürwortete ihre Sache. Die Folge dieser Verhältnisse war freilich die für Deutschland so unselbige Zersplitterung in kleine Fürstenthümer, deren bezügliche Oberhäupter sich unabhängig vom Kaiser machten und die Einheit des deutschen Reiches vernichteten. Was für die deutsche Reform ferner von Bedeutung, war der Umstand, daß Kaiser Karl V. zunächst in Spanien seine Herrschaft sichern mußte, dann durch seine Kämpfe mit Frankreich stark

engagirt war und durch die Politik des Papstes sehr im Schach gehalten, ja in seinen Unternehmungen gehindert wurde, denn der Papst sah mit Furcht die Macht des deutschen Kaisers wachsen. So konnte Karl der reformatorischen Bewegung im Anfang nicht energisch entgegentreten, unterschätzte sie vielleicht auch und sah sich später vor einem innerlich gespaltenen, von den heftigsten Leidenschaften und den eigenmächtigsten Interessen durchwühlten Reiche, mit dem er bei der drohenden Türkengefahr vorsichtig operiren mußte. Luthers verbes Auftreten, sein Deutschthum, der Umstand, daß seine polemischen Schriften meist in deutscher Sprache abgefaßt, somit Jedem zugänglich und verständlich waren, die deutsche Bibelübersetzung — verschafften ihm eine große Popularität, die die Sache der Reform ebenfalls sehr wesentlich förderte.

In der deutschen Schweiz, deren republikanische freie Verfassung der Reform Vorschub leistete, faßte sie schnell Fuß; in Zürich war es Zwingli (1484—1531), der unabhängig von Luther den Kampf gegen Rom begann. In Basel vertraten Capito und Decolampadius die Sache des protestirenden nach Selbständigkeit ringenden Geistes gegenüber dem Kirchengzwang. In Genf hatte seit 1526 die Reformation eine Freistätte gefunden, Wilhelm Farel und Peter Viret arbeiteten dort Johann Calvin (1509—1564) vor, der der Begründer der reformirten Kirche wurde, den Geist, der ihn beseelte, aber in der grausamen Verfolgung der von der seinen abweichenden Lehrmeinung Anderer hinlänglich befundete. Frankreich, wo während des ganzen 15. Jahrhunderts reformatorisch gesinnte Männer, wie Pierre d'Alilly, Ch. Gerson, Nicol. de Clemange, Louis d'Allemand auftraten, von wo so zahllose Ketzerbewegungen ausgegangen waren, erwiderte das Auftreten Luthers durch das Verdammungsurtheil, das die Sorbonne 1521 gegen den deutschen Reformen schleuderte. Das hinderte freilich

nicht, daß die Kegerei, unterstützt durch Margaretha von Navarra, sich über ganz Frankreich verbreitete, und furchtbare Vernichtungskriege gegen sich heraufbeschwor. Diese erhielten ihren würdigen Repräsentanten in dem Blutbade der Bartholomäusnacht (23. bis 24. August 1572), einer That, welche den Papst Gregor XIII. veranlaßte, ein großes Dankfest, öffentliche Processionen zu veranstalten und eine Erinnerungsmedaille schlagen zu lassen. Heinrich IV. erließ dann freilich 1598 das Edict von Nantes, das bis zu seiner Aufhebung (1685) den Hugenotten freie Religionsübung gewährte.

In den Niederlanden hatten die Brüder vom gemeinsamen Leben und die Humanisten, besonders Erasmus von Rotterdam, der Reformation vorgearbeitet, die sich dort schnell verbreitete. Dies veranlaßte Karl V. zum Edict von Worms (1523), durch welches grausame Verfolgungen der Reformirten angeordnet wurden. Man kennt das Geschick der Niederlande unter Philipp II. und ihre Losagung von Spanien (1579); die reformirte Lehre fand dort eine ihrer Hauptstützen.

In England verbreitete sich die Reformation unter ganz besondern Verhältnissen. Heinrich VIII., (1509—1547), der die deutsche Reform heftig bekämpfte, sagte sich, durch persönliche eigennützigte Gründe angetrieben, 1534 von der Kirche Roms los, machte sich zum Oberhaupt der englischen Staatskirche, die jedoch zunächst nicht von der römischen abwich. Sein Vorgehen forderte nun die Lollharden und andre Protestanten zur Thätigkeit heraus, und dort wie in Schottland wurden endlich nach schweren Kämpfen reformirte Glaubensbekenntnisse eingeführt.

In Schweden gelangte 1527, in Dänemark ebenfalls 1527 die protestantische Lehre zur staatlichen Anerkennung; in Böhmen fand sie viele Anhänger, mußte aber nach hundertjährigem Kampfe dem Katholicismus weichen.

Am interessantesten sind die reformatorischen Bewegungen und Bestrebungen in Spanien, dem allerchristlichsten Lande der Welt, dem Augapfel Roms. Es würde zu weit führen, nur die hervorragendsten Daten dieses wenig bekannten Theiles der Reformationsgeschichte anzuführen; so sei denn nur erwähnt, daß protestantische Bewegungen seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in Spanien nachweisbar sind. Es scheint sogar ziemlich erwiesen, daß die mit dem Erzherzog Philipp von Oesterreich vermählte Tochter Ferdinands des Katholischen und Isabellas, Johanna (Juana la loca), nicht wahnsinnig, sondern einmal ein Opfer der selbstfüchtigen Politik Ferdinands und andererseits ihrer protestantischen Neigungen war, und daß sie um dieser letzteren willen auch von ihrem Sohne Karl V. als wahnsinnig behandelt und gefangen gehalten wurde. Es unterliegt ferner kaum mehr einem Zweifel, daß Don Carlos, der Sohn Philipps II., wegen seines protestantischen Glaubens das Opfer seines meuchelmörderischen Vaters wurde. Am räthselhaftesten bleibt jedoch, daß der Protestantismus in Spanien nicht nur unter den höchsten kirchlichen Würdenträgern seine Vertreter und Verbreiter fand, sondern daß die meisten Karl V. persönlich nahe standen, durch ihn als Beichtväter, Historiker u. an seinen Hof berufen waren, besonders aber, daß der Primas von Spanien, der Erzbischof von Toledo, Bartolomé de Carranza, der dem sterbenden Kaiser in San Juste den letzten geistlichen Beistand lieh, bei dieser Gelegenheit Gedanken aussprach, die durchaus lutherisch waren. Dies veranlaßte dann den Großmeister des Calatravaordens, den Herzog von Avila, Carranza der Inquisition zu denunciiren, in Folge dessen ein Proceß angestrengt wurde, der sechzehn Jahre dauerte und mit der Verurtheilung Carranzas zum Widerruf seiner lutherischen Ansichten und entsprechenden Kirchenstrafen endete.

Die protestantischen Gemeinden in Sevilla und Valladolid waren gegen 1559 sehr beträchtlich, in welchem Jahre allein vier Autodafé's in diesen beiden Städten stattfanden. Ganze Klöster, wie das der Hieronymiten: San Jüdro in Sevilla, waren der Reformation gewonnen worden. Von 1560—1570 fanden jährlich große Autodafé's statt, und der Inquisition gelang es in dieser Zeit, äußerlich wenigstens, die „Reherpest“ zu bekämpfen.

Spanier waren es auch, die in Italien, besonders in Neapel, den Protestantismus verbreiteten. Auch vom Hofe von Ferrara aus suchte er Boden in Italien zu gewinnen. Da war es denn an der Zeit, daß auch die römische Curie sich mit der innern Reform beschäftigte. Seit 1522 arbeitete man energisch darauf hin, die Schäden zu beseitigen, die die Kirche um ihr Ansehn gebracht hatten. Neue Orden, die sich diese Aufgaben stellten, entstanden; Paul III. setzte eine Reformcommission ein, die die Ursachen des Verfalls und die Mittel zur Hebung der Kirche studiren sollte. Doch die Ereignisse in Deutschland erbitterten den Papst zu sehr; seit 1541 wurden alle weitem Reformpläne verworfen, — die Reaction triumphirte und erstickte in Italien die intellectuelle Freiheit, die der Humanismus und die Renaissance geschaffen hatten. Die Protestanten flüchteten oder verbargen ihre Ansichten wie früher unter dem Schein frommer Kirchlichkeit. 1543 wurde der Jesuitenorden bestätigt, der seine den Individualismus, die intellectuelle Freiheit, das Selbstbewußtsein vernichtende Thätigkeit begann, 1545 wurde das Tridentiner Concil eröffnet, das den Dogmenbau der Kirche abschloß und als unfehlbar hinstellte. In Italien war der Geist der Neuzeit geboren worden, es selbst konnte aber unter dem dortigen Druck der Gegenreform der Kirche nichts mehr zu seiner Fortentwicklung beitragen; alle seine Regungen wurden eifersüchtig

bewacht, und da sie sich natürlich nur wieder gegen die dogmatischen Fesseln richten konnten, unerbittlich erstickt.

Im Norden wie im Süden sehen wir somit auf den siegreichen Protest des Geistes der christlichen Menschheit die fürchtbarste Reaction folgen, die ihn dort in die Banden des Worts des Evangeliums, hier von neuem in die des Dogmas schlägt, und ihm die Fortentwicklung in jeder Weise erschwert. Wohl ist es richtig, daß alle Momente, die zur Entwicklung des Geistes beigetragen hatten, sich zu der That der deutschen Reformation vereinten, die in der ganzen christlichen Welt Nachfolge fand; es ist richtig, daß alle emancipatorischen und protestirenden Rundgebungen durch sie als den letzten siegreichen und großartigsten Protest gekrönt wurden — das selbständige Denken, die Freiheit des Geistes sind aber auch unter der Hegide des Protestantismus leere Formeln geblieben und große Unwahrheiten. Für die Gemeinden denkt der Pfarrer, und sein Denken wird regulirt durch die oberste Kirchenbehörde.

Die Bedeutung der Reformation für das Geistesleben liegt nur im Siege des in der Reformation verkörperten Protestes gegen den religiösen Druck. Für alle selbständigen Geister wurde dieser Sieg der Impuls, auf der durch den Humanismus angezeigten Bahn fortzuschreiten, sich zu vernünftigem Criticismus zu erheben, die nächste und höchste Staffel, die er erstreben mußte. Bei natürlicher ungestörter Fortentwicklung hätte er damals schon durch den Protest der Reform dieses Ziel erreichen müssen. Die Reaction verhinderte es, und zwei Jahrhunderte mußten vergehen, ehe der Geist sich von dem erneuerten Druck durch den Zweifel, durch das Studium der Natur, durch die Aufklärung, durch den Rationalismus und endlich durch den Materialismus so weit erholtte, daß er zum dritten Mal in der französischen Revo-

lution laut protestiren konnte. Der erste Protest war bescheiden als Humanismus aufgetreten, er hatte dem Geist den Weg zur wissenschaftlichen Freiheit gewiesen; der zweite: die Reformation, gewährte ihm in der Theorie wenigstens die religiöse Selbstbestimmung; der dritte zielte auf die sociale Freiheit, auf die Verwirklichung des idealen wahren Menschenthums ab.

Die Reformation hatte, und das war ein Resultat von größter Wichtigkeit, Rom der Weltherrschaft entsetzt; der Schwerpunkt des Culturlebens, der Fortentwicklung der Cultur war in die protestantischen, vorwiegend in die germanischen Länder verlegt worden. Dies war allerdings nicht die Wirkung der Reformation allein, sondern in erster Linie auch die der Entdeckung Amerikas, wodurch die Länder des westlichen Europa das mercantile Uebergewicht erlangten.

Die Reformation hatte ferner, und dies ist für uns von besondrer Bedeutung, die Theologie von den übrigen Wissenschaften und von der Philosophie getrennt. Damit war eine Spaltung des menschlichen Geistes verbunden: die religiöse Seite desselben blieb unter dem Bann und der Knechtschaft der bezüglichen Religion, der übrige Theil konnte sich auf dem vom Humanismus vorgezeichneten Wege entfalten, wenn er sich von seinem unzertrennlichen religiösen Zwillingsbruder zu emancipiren vermochte, und das geschah erst unter dem Einfluß des englischen und französischen Freidenkertums. Freilich suchte auch dieses immer noch einen Ausgleich zwischen den beiden feindlichen Elementen im menschlichen Geiste: dem des religiösen Glaubens und dem nach klarem Wissen strebenden, anzubahnen, was ebenso fehl schlagen mußte, wie der Versuch der Gegenwart, die moderne Weltanschauung mit jener Gottesvorstellung zu verschmelzen, die für eine Zeit Geltung hatte und ihr entsprach, die von der unfriegen durch Jahrtausende getrennt ist.

Was das religiöse Element des menschlichen Geistes anbetrifft, so war auch dieses durch die Reform keineswegs befriedigt, kam durchaus nicht zur Ruhe; denn, wie die theologischen Zänkereien der Concilien, wie die Sektenspaltung in den ersten Jahrhunderten nach Christus die Lehre des Heilands entstellten, so geschah es nun auch in protestantischen Ländern — denn die katholische Einheit blieb bewahrt — nach der Reformation Luthers mit des letztern Lehre. Das Sektewesen, der theologische Scholasticismus, raubten dem religiösen Protestantismus von vorn herein die Möglichkeit, eine einheitliche Kirche zu gründen.

Durch seine Emancipation und durch seinen Protest war der Geist des Mittelalters zum Geist der Neuzeit erwachsen, dessen Lösung das vernünftigste Denken, wissenschaftliche Untersuchung, absolute Selbständigkeit und Individualismus war, und der deshalb nothwendigerweise die Trennung von dem mehr und mehr isolirten religiösen Geist anstrebte.

In der schönen Literatur giebt sich die Reformation unter den Formen von Kirchenliedern, polemischen, didaktischen, allegorischen, satirischen und gelehrten Dichtungen, in der Flucht des Geistes ins Wunderland der Märchen zu erkennen.

Bibelübersetzungen, theologische und philosophische Werke nahmen jedoch den Geist vorzugsweise in Anspruch.

Der Humanismus hatte ferner die Behandlung des Staatsideals hervorgerufen, und Plato's „Staat“ wurde Veranlassung zur Abfassung ähnlicher Werke, wie des Thomas Morus „Utopia“, wie des Thomas Campanella „Sonnenstaat“, während religiöse Schwärmer, wie die Wiedertäufer, den urchristlichen Gemeinbeorganismus zum Vorbild für die von ihnen erfundenen staatlichen Wahngelbde nahmen.

In der Malerei sehen wir als neue dem Zeitgeist entsprechende Form das Genrebild entstehen, das, dem huma-

nismus huldigend, die Scenen des realen gewöhnlichen Lebens zum Vorwurf nimmt. Dieses wie das gleichzeitig entstehende Landschaftsbild bringen von Holland aus in die Welt ein.

Alle bisher behandelten Entwicklungsphasen des Geistes der Menschheit seit dem Untergang des Alterthums waren international, zeigen sich gleichmäßig in den verschiedenen Ländern der Christenheit. Humanismus und Reformation hatten aber das Streben nach Freiheit der Individualität, in gewissem Sinne wenigstens, mit Erfolg gekrönt, und wir sehen nun für die nächsten zwei Jahrhunderte die einzelnen Nationen ihre eignen Wege gehen. Sie auf diesen zu begleiten, die Entfaltung der nationalen Geister zu vollem blühendem Leben zu beobachten, die charakteristischen Züge zu untersuchen, ist unsere nächste Aufgabe.

Die nationalen Geister.

Wenn wir uns bei dem Mittelalter etwas länger als bei allen andern Perioden der Menschheitsgeschichte aufgehalten haben, so liegt der Grund dafür eben darin, daß diese Zeit für die Entwicklung des Geistes der Menschheit in der That die bei weitem bedeutungsvollste ist, daß in ihr die Ursachen und Fundamente für alle weiteren Erscheinungen des Geisteslebens enthalten sind, daß in ihr die Quellen der mächtigen Strömungen liegen, die das spätere Geistesleben der ganzen Menschheit charakterisiren. Jene Zeit zeigt uns einen Umschwung in der Denkweise der Menschheit, wie wir ihn großartiger und nachdrücklicher in keiner andern Zeit beobachten können. Wollten wir uns über die ganze Bedeutung des Mittelalters für die Geistesentwicklung klar werden, wollten wir, anstatt uns auf die hauptsächlichsten fundamentalen Geistesrichtungen und Ideale zu beschränken, alle Strömungen berücksichtigen, die im mittelalterlichen Geistesleben wahrnehmbar sind, und die Entwicklung aller verfolgen, so würde hierfür allein ein großes Werk nöthig sein.

Vergleichen wir in intellectueller Hinsicht die Periode des Mittelalters mit den nachfolgenden bis auf unsre Tage, so

dürfte es schwer sein, in den letzteren viele neue bedeutende Ideen, Ideale und Strömungen zu finden, die nicht in embryonischem Zustande im Mittelalter oder in früheren Perioden nachzuweisen wären. Obgleich die Masse der Geistesproductionen seit der Reformation allerdings ins Ungeheure wächst, werden wir uns daher doch für die Folgezeit um ebenso viel kürzer fassen können, als die mittelalterliche Periode des Entstehens jener zahllosen grundlegenden Ideen und Institutionen große Auseinandersetzungen veranlaßte, um in dem Chaos von verworrenen, vielgestaltigen und heterogenen Elementen, in ihrer Vermischung und ihrem Kampf mit einander nur die gewichtigsten fundamentalen Strömungen erkennen zu können.

Der durch seine emancipatorischen Bestrebungen und durch seinen Protest auf das höchste angeregte und zu voller Kraft entwickelte Geist suchte nun auf allen Gebieten, die er beherrschte, nach einem seinen Fähigkeiten entsprechenden würdigen Ausdruck, und so sehen wir in allen Culturländern Europas auf die protestirende reformatorische Bewegung eine Periode der Blüte der schönen Literaturen folgen. Auf diesem Felde treten nun auch die Charaktere und die Fähigkeiten der einzelnen nach Selbständigkeit ringenden nationalen Geister am deutlichsten zu Tage. Natürlich ist das Vorhandensein internationaler Strömungen und Schichtungen in der Periode, die zwischen der Einführung des Buchdrucks und der französischen Revolution liegt, keineswegs ausgeschlossen. So war es nur eine natürliche Nothwendigkeit, daß auf die Periode der freiheitlichen Bestrebungen in allen Ländern eine entsprechend starke Reaction folgte, daß der Absolutismus zur Herrschaft gelangte. Ebenso natürlich war es, daß die Wirkungen des Jahrhunderte langen Einflusses der Scholastik und des Zunftwesens auf die Denkweise der

Christlichen Menschheit nicht plötzlich aufgehoben werden konnten. So folgte auf die Scholastik der Akademismus, welcher letztere die Geister nicht weniger knechtete als es jener gethan, mit dem Unterschiede allein, daß der Scholasticismus mit einheitlichem Charakter und als eine einheitliche Macht aufgetreten war, die Machtsphäre der Akademien dagegen über die politischen Grenzen oder die der nationalen Sprachen selten hinausreichte. Die Wirkung war darum aber nicht weniger verhängnißvoll, abgesehen davon, daß das Akademienunwesen, wie in Italien z. B., oft ins Lächerliche ausartete. Der Scholasticismus blieb somit, wenn auch unter andern Namen, nach der Reformation bestehen, und wirkt noch im Schablonenwesen der heutigen Erziehung, in dem Jopf, dem Buchstabencultus, der Pedanterie des heutigen Schulwesens zum Theil fort, erstickt durch seine heutigen Vertreter noch zahllose Geister, die in freier Entfaltung Großes leisten könnten.

Ungeachtet mancher internationaler Strömungen also liegt der Schwerpunkt des intellectuellen Lebens von der Mitte des 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts doch auf dem Gebiete der nationalen Leistungen. Die nationalen Individualitäten sind zum Selbstbewußtsein gelangt, haben sich entwickelt, sind unabhängig von einander geworden, um sich allerdings theilweise bald wieder unter einander zu beeinflussen. Die Einheit, die vorher bestanden hatte, ist durch den siegreichen Protest der deutschen Reformation völlig aufgelöst, und statt ihrer treten uns eine Reihe von selbständigen Einheiten entgegen, die wir freilich wieder in gewisse Gruppen zusammenfassen können. Die Träger des Geistes der Menschheit bleiben, aus den früher angegebenen Gründen, natürlich auch in dieser Periode nur die wenigen großen europäischen Culturvölker, die wir folgendermaßen eintheilen können. Zunächst bleibt zwischen sämtlichen romanischen Völkern ein

Band bestehen, das sie zu einer Gruppe vereinigt: der römisch-katholische Glaube. Ihnen gegenüber stehen die germanischen Völker, welche durch den evangelischen Glauben mit einander in Beziehung und Verbindung gebracht sind. Die romanischen Völker zerfallen wiederum in zwei Abtheilungen: den Italienern, Spaniern und Portugiesen, welche die eine bilden, stehen als Vermittler mit den Germanen die Franzosen gegenüber. Die Germanen dagegen lösen sich auf in die Nordländer, die den orthodoxen Evangelismus in seiner reinsten und natürlichsten Gestalt vertreten und somit in gewissem Sinne den Gegenpol zu den Spaniern, den Vertretern des orthodoxen Katholicismus, bilden; ferner sondern sich ab die zum religiösen Zelotismus neigenden Engländer, die als Insel- und Handelsvolk einen von den continentalen Nationen völlig abweichenden Factor bilden, einen andern Charakter als diese annehmen und sich, durch ihre Isolirung, von ihnen in jeder Beziehung trennen, während die Deutschen, wiederum das Volk der Mitte bildend, auch in vieler Hinsicht die Vermittler den Romanen gegenüber spielen, hierzu auch noch dadurch berufen, daß sie — zu ihrem Unglück — zur Hälfte dem protestantischen, zur Hälfte dem katholischen Glauben anhängen. Die Niederländer sind das Mittelglied zwischen den Engländern und den Deutschen, die Tschechen und die ostdeutschen Mischvölker vermitteln den Verkehr aller genannten Nationen mit den Slaven.

Indem wir die Details übergehen, wollen wir nunmehr das Geistesleben der bedeutendsten der genannten Völker einer kurzen Betrachtung unterziehen, um die intellectuellen Charaktereigenthümlichkeiten derselben, ihre nationalen Grunddispositionen und Grundstimmungen zu ermitteln, und so den Werth eines jeden für die Entwicklung des Geistes der Menschheit bestimmen zu können.

1. Der italienische Geist.

Das christliche Rom hatte die Erbschaft des heidnischen angetreten, strebte zu der Weltherrschaft die jenes so lange besessen hatte; was war natürlicher, als daß auch die Italiener sich als Söhne und Erben der Römer betrachteten, und sobald sie zum Selbstbewußtsein gelangt waren, auch in Sprache und Cultur ihren Vorfahren wieder ähnlich zu werden suchten. Das Latein behielt daher den Volksdialekten gegenüber die Herrschaft, und erschwerte dadurch der nach Selbständigkeit ringenden, von Dante künstlich geschaffenen Nationalsprache die Existenz. Die Zerspitterung, die sich daraus ergab, sollte gefährlich werden für die Entwicklung des italienischen Geisteslebens, auf das sie sich übertrug. Wer Anspruch darauf machte, von den Gelehrten, vom Klerus, überhaupt von den Klassen der Gebildeten verstanden zu werden, war gezwungen, sich des Lateinischen zu bedienen. Das Italienische war als Sprache der niedern Massen somit sehr gering geschätzt wenn nicht verachtet, und die darin abgefaßten Literaturwerke, die Producte der sich entwickelnden italienischen Nationalliteratur konnten, wenn sie nicht durch Persönlichkeiten wie Dante getragen wurden, nicht darauf Anspruch machen, anders denn als leichte untergeordnete Waare betrachtet zu werden, die sich mit den Werken in lateinischer Sprache nicht messen durfte.

Der Entstehung einer nationalen italienischen Literatursprache waren ferner die politischen Verhältnisse der Halbinsel ebenfalls hinderlich. Italien bildete keinen einheitlichen festgegliederten Staat, sondern war ebenso zerspittert wie Deutschland. Zahllose kleine staatliche Einzelorganismen hatten sich dort ausgebildet, die Eifersucht hielt sie alle in gegen-

seitiger Spannung, be stärkte jeden von ihnen in seinem Selbständigkeitsstreben, und die Folge war, daß auch jeder seine eigne Sprache für sich haben wollte, wie er seine eignen Münzen, Maaße und Gewichte, seine eignen Interessen und Ideale besaß.

Wie die Römer nicht selbständig eine schöne Nationalliteratur begründen konnten, so mußte nun auch bei den Italienern, wie wir gesehen haben, die Pflege derselben vom Auslande her angeregt werden; in ihren Anfängen selbst entbehrte also die italienische Literatur schon aller nationalen Grundlagen. Kaum hatte der Nationalgeist nun in dem ihm fremden Boden Wurzel geschlagen, kaum hatte er seine Existenz und Eigenart zum ersten Mal in kräftiger Weise, und zwar in der jungen Nationalsprache bekundet, in Dante, Petrarca und Boccaccio mächtige Vertreter gefunden, so er steht sofort wieder, und zwar in den von den beiden letztgenannten Dichtern angebahnten Alterthumsstudien, ein neues der Entwicklung des nationalen Geistes und der nationalen Sprache gefahrdrohendes Hinderniß. Denn mit dem größten Eifer wandten sich nun gerade die Italiener den Studien der alten Welt, vorzugsweise der römischen Cultur und Literatur zu, weil sie darin eine Kindespflicht ihren römischen Vorfahren gegenüber zu erkennen glaubten. Die Welt, die sich ihnen da eröffnete, der Geist, der ihnen da entgegenwehte und den ihrigen beeinflusste, waren ihnen aber völlig neu und fremd, förderten wohl die wissenschaftlichen Bestrebungen, nicht aber die Entfaltung des modernen italienischen Nationalgeistes. Dieser wie die italienische Sprache mußten daher aus den höheren gesellschaftlichen Sphären, die sie für sich gewonnen hatten, wieder zu dem niedern Volke flüchten, bei ihm Schutz suchen, wenn sie nicht ihre schwer errungene Existenz völlig einbüßen wollten. Improvisatoren, die im

Lande umherzogen und das Volk durch ihre komischen Erzählungen ergötzen, Sacchetti, Giovanni Fiorentino und Andere, die die Verhältnisse des damaligen Lebens in novellistische, dem Volksgeschmack entsprechende Form kleideten, der florentiner Barbier Burchiello und das Heer seiner Nachahmer, die durch Burlesken die Massen belustigten und deren Dichtungen die Vorläufer für den vom aufstrebenden Volksgeist bald darauf geschaffenen Journalismus bildeten — diese sind nunmehr die Träger des Nationalgeistes, aus ihren Productionen müssen wir das spezifisch Nationale und Italienische zu ermitteln suchen, das uns unter der Gestalt burlesker, frivoler Spottfucht, heißen Witzes, entgegentritt. Gleichzeitig zeigt sich ja freilich auch die Nachahmung der als klassisch betrachteten Werke der drei großen Dichter des 14. Jahrhunderts, vorzugsweise allerdings der Sonnette Petrarcas, die ebenso wie seine Canzonen und Sestinen als die unfehlbaren vollendeten Musterbilder lyrischer Dichtung betrachtet, und seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag slavisch und oft genug geistlos nachgeformt wurden. Das die Italiener charakterisirende überaus lebhaftes Sinnenleben fand im Allgemeinen in der krankhaften Petrarchistik seinen schwächlichsten Ausdruck, während es sich in der Volksdichtung in urwüchsigem, derb realistischer Weise, ja zuweilen in abschreckender Rohheit bekundete. Diese Thätigkeit auf dem Felde nationaler italienischer Literatur wurde jedoch an Bedeutung bei weitem übertroffen durch die auf dem Gebiete der Alterthumsstudien und der Nachahmung der römischen Literatur entwickelte, an der die höhern Stände den lebhaftesten Antheil nahmen. Diese Interessen waren erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts geweckt worden und doch konnte der Humanismus schon Mitte des 15. die größten Triumphe feiern.

Die italienische Culturgeschichte bietet eine Reihe von

Vergleichungspunkten mit der römischen; an einen sei hier zunächst erinnert, der von hoher Bedeutung ist. Rom wurde in seiner ganzen Cultur von Etrurien her beeinflusst, das Gebiet des alten Etrurien war es auch, von wo für Italien eine neue Cultur, neue Anregung, hauptsächlich auch eine nationale Literatur ausging. Denn das auf etruskischem Boden gelegene Florenz wandte sich zwar sehr früh den humanistischen Studien zu, wurde dann der Heerd der Renaissance und des Humanismus, die sich von dort aus über die ganze Welt verbreiteten, Florenz war aber im 14. und 15. Jahrhundert auch die bedeutendste Pflegetätte der volksthümlichen Nationalliteratur in italienischer Sprache. Auch die ersten Kunstproducte der Frührenaissance erwuchsen in dem Bereich jener altrömischen Landschaft und lassen nicht undeutlich manche Züge des altetruskischen Typus erkennen.

Vergleichen wir die Römer weiter in literarischer Hinsicht mit den Italienern, so finden wir bei den letztern schon in ihren ersten Productionen den kritisch-satirischen Geist wieder, der durch die Kirche unaufhörlich wach gehalten und genährt, durch den Individualismus immer mehr gekräftigt wurde. Die Römer hatten auf dem Gebiete des Rechts das Bedeutendste geleistet, dessen sie fähig waren; erinnern wir uns aus den vorhergehenden Kapiteln, daß auch im Mittelalter auf italienischem Boden das Studium des Rechts zuerst wieder mit Energie aufgenommen wurde. Die Römer bildeten ferner selbständig eine Art von Volksdrama aus: Die Atellanen; auch diese treten uns in Italien, wo die Neigung für theatralische Vorstellungen — ebenfalls ein Erbtheil der Römer der Kaiserzeit — sehr groß war, in der Gestalt der *Commedia dell' arte* entgegen. Das höhere Drama und das Epos der Römer waren auf Nachahmung

der griechischen Dichtungen begründet, reflectirten dieselben; die gleiche Erscheinung werden wir sogleich bei den Italienern beobachten, mit dem Unterschiede nur, daß diese sich im Allgemeinen auf die Nachahmung der römischen Productionen beschränkten. Endlich durften wir den Römern eine gewisse Originalität auf dem Gebiete der Geschichtsforschung zugestehen, — die Italiener waren die ersten in christlichen Landen, die die chronikartige annalistische Geschichtsschreibung durch eine wissenschaftliche erfolgreich ersetzten.

Es erhellt daraus eine große Abhängigkeit des italienischen vom römischen Nationalgeist, und diese ließe sich in vielen Einzelheiten noch deutlich nachweisen; es erhellt ferner ein sehr starkes Uebergewicht der römisch-italischen ethnischen Factoren den germanischen gegenüber, die sich mit ihnen vermischt, aber die Grunddisposition des italischen Typus nicht wesentlich beeinflussen können. Diese psychische Grundstimmung wurde nun durch den Humanismus bedeutend gekräftigt; dazu kam die praktische nüchterne Geistesrichtung des aufstrebenden Bürgerthums; so war es denn natürlich, daß der italienische Nationalgeist sich der Romantik mit allen ihren krankhaften Auswüchsen, dem Ritterthum und der überschwenglichen, mit idealem Schein umgebenen Minne gegenüber sehr abweisend verhielt. Der romantische Geist aber war es wiederum, der die ganze übrige christliche Welt beherrschte und im frühen Mittelalter die einzigen literarisch verwendbaren Stoffe gewährte. Die Lage, in die der italienische Geist durch alle diese Umstände und alle früher berührten Hemmnisse gelangte, war sonach eine äußerst gezwungene, für ihn unnatürliche, und die Folge davon war, daß er nicht leicht Großartiges, Originales, für alle Zeiten Bedeutungsvolles zu schaffen vermochte. Der Boden, auf dem er sich entfalten sollte, war zum Theil völlig verbraucht und daher

kaum mehr fruchtbar, zum Theil ein durchaus fremdartiger, seinem innersten Wesen sehr wenig entsprechender. Auf dem Gebiete der Wissenschaften aber konnte der italienische Nationalgeist auch nur ein im ganzen kümmerliches Leben fristen, denn seine Tendenz mußte und konnte nur eine protestirende sein; kaum war er jedoch auf dem Punkte angelangt, sich frei und prächtig zu entfalten, so wurde ihm durch die Stüchluft der von der Kirche und ihren Institutionen ausgehenden gegenreformatorischen Strömung die Fähigkeit, sich fortzuentwickeln, geraubt. —

Neben der *Commedia dell' arte*, die, dem Bedürfniß des Volksgeistes entsprechend, sehr roher Natur war, wurden wie in allen andern Ländern die Mysterien und Moralitäten gepflegt, die ungeachtet des äußern Glanzes ihrer Inszenirung an innerem Werth wohl nicht viel von den *Commedia dell' arte* abgewichen sein werden.

So war es um das Geistesleben bestellt, als um die Mitte des 15. Jahrhunderts in dem Enkel des großen Cosmo von Medici, in Lorenzo dem Prächtigen ein Geist erschien, der mit Bewußtsein einen Ausgleich zwischen den beiden getrennten Zweigen der italienischen Literatur und eine Verschmelzung der beiden Geistesrichtungen, die sie vertraten, erstrebte. Humanistisch gebildet, vermochte Lorenzo mit den ersten Gelehrten seines Hofes Schritt zu halten und zu disputiren; sein Geist war aber kräftig genug, sich vor dem Verfallen in gelehrte Bedanterie und Kleingeisterei zu bewahren. Die Beschäftigung mit den Künsten und der Literatur des Alterthums, besonders des griechischen, hatte seine Seele erschlossen, empfänglich gemacht für die höchsten Ideale, hatte ihr die Harmonie des Griechenthums verliehen und das ihre dazu beigetragen, die hohen Fähigkeiten des jungen Fürsten in jeder Hinsicht auf das herrlichste zu entwickeln, ohne

doch den Italiener, den lebenslustigen, zu Spott und Witz geneigten Florentiner in ihm zu ersticken.

Das Streben Lorenzo's nach Ausgleichung der Gegensätze im italienischen Geistesleben, nach Harmonie charakterisirt das Zeitalter, dem die Mediceer ihren Namen leihen mußten; es ist eines der schönsten Resultate des Einflusses des neubelebten Geistes des griechischen Alterthums. Lorenzo selbst fand neben seinen ernstesten Staatsgeschäften, neben seinen sorgfältigen Kunststudien auch Zeit, seine Bestrebungen hinsichtlich der Nationalliteratur durch die That zu bekunden, indem er sich selbst viel mit der Dichtkunst beschäftigte und eine große Reihe von Productionen hinterlassen hat, die seine dichterische Begabung im vortheilhaftesten Lichte zeigen. Als begeistertster Verehrer des griechischen Alterthums und seines Naturalismus wurde er besonders von Liebe zur Natur erfaßt, und zu seinen schönsten Dichtungen gehören diejenigen idyllischen Charaktere. Diese Neigung zur Pflege der Idylle, die nach dem Vorgang des Fürsten am Hofe Lorenzo's Mode wurde, sollte bedeutungsvoll für die Entwicklung des Geistes der Menschheit werden, denn alsbald sehen wir in Sannazar's *Arkadia*, in Tasso's *Aminta*, in Guarini's *Pastor fido* die Idylle auf das novellistische, dramatische und epische Gebiet übergehen und nun in allen möglichen Schattirungen, hauptsächlich als Schäferdichtung, ihren Siegeslauf durch die ganze europäische d. h. die Weltliteratur nehmen, um dann allmählich und ganz naturgemäß krankhafter Entartung zu verfallen und, nachdem sie in diesem Zustand viel Unheil angerichtet hat, endlich abzusterben.

Lorenzo wollte die italienische Volksdichtung heben und veredeln, deshalb stimmte er auch in ihren Ton ein und dichtete in der Weise, wie es das Volk liebte und auch selbst dichtete. Auch die dramatische Poesie suchte er zu fördern; zu

diesem Zweck wandte er sich zunächst dem Ausbau der Mysterien zu. Es entsprach aber die aus dem kirchlichen Cultus hervorgegangene Form dem Geist jener Zeit nicht mehr, der mit dem wahren Glauben längst gebrochen, sich vielmehr dem griechischen Natur- und Schönheitscultus zugewandt hatte. So bildete denn Lorenzo die Fastnachtsspiele in künstlerischer Weise aus, arrangirte öffentliche Aufzüge und Festlichkeiten, die durch den äußeren Glanz auf die Sinne, durch den volksthümlichen Ton der dazu geschaffenen Dichtungen auf den Geist der Massen einwirkten und den Geschmack derselben hoben und läuterten. Trotzdem blieb das Vorurtheil der höher gebildeten gegen den Gebrauch der italienischen Sprache für den Zweck höherer Dichtung immer bestehen. Der Freund Lorenzo's: Poliziano, der mit seinem italienisch abgefaßten Orfeo die Grundlage für das höhere Drama legte, betrachtete diese Dichtung nur als eine bedeutungslose Augenblickschöpfung und war nur mit Mühe dazu zu bewegen, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ein einheitliches Nationalbewußtsein, eine einheitliche Sprache waren eben in Italien nicht zu erzielen, und derselbe Schriftsteller war oft ein anderer, wenn er in lateinischer, ein anderer, wenn er in italienischer Sprache dichtete; wenn man sich aber schon der letztern bedienen mußte, so wollte man ihr doch wenigstens durch Anwendung des lateinischen Stils höhere Würde verleihen. Wie man sich also bemühte, die modernen Stoffe in antike Literaturformen zu pressen, so bestrebte man sich auch, die italienische Sprache unter den Zwang der lateinischen Syntax zu stellen.

Das Drama ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern als Consequenz und gewissermassen als Spiegelbild der Kämpfe aller nationalen Factoren unter einander, als Merkmal des zu vollster Lebenskraft und Blüte gelangten Nationalgeistes

aufgetreten, und das Zeitalter Lorenzo's liegt mitten in der Kampfperiode der Neuzeit und ihres Geistes mit dem Mittelalter und seinem Geist. So hätte das Drama sich denn in jener Zeit großartig entfalten können und müssen; davon zeigt sich jedoch keine Spur, und daraus erhellt, wie aus zahllosen andern Umständen, wie wenig naturgemäßig die Entwicklung des italienischen Nationalgeistes vor sich ging. Der Grund hierfür liegt auf der Hand: die Italiener waren ein Mischvolk, in dem ein uralter ausgelebter entarteter ethnischer Factor gestaltend und charakterisirend gewirkt hatte; sie waren unaufhörlich und von allen Seiten her fremden Einflüssen ausgesetzt, die sich, bei dem Mangel einer sichern nationalen Grundlage, den Bestrebungen des italienischen Nationalgeistes gegenüber immer geltend machen konnten.

Die religiöse Indifferenz, der Mangel fester ethischer Principien, die Oberflächlichkeit der italienischen Anschauungs- und Denkweise, die daraus erwachsende Unfähigkeit psychologisch feiner Charakterisirung und naturgetreuer Darstellung seelischer Kämpfe, die Neigung zur Aeußerlichkeit und Sinnlichkeit — dies sind die hauptsächlichsten Gründe, weshalb der italienische Geist sich nicht zu hohen selbständigen Leistungen auf dem Felde der Tragödie, überhaupt der höchsten Gattungen dramatischer Poesie erheben konnte. Dazu kam, daß die slavische Nachahmung der römischen Dramatiker, die falschverstandenen dramatischen Regeln des Aristoteles die selbständige Entwicklung des Dramas von vorn herein verhinderten. Plautus und Terenz waren die Muster für die Komödie, die dem Seneca zugeschriebenen Dichtungen die Vorbilder für die Tragödie. Zunächst bediente man sich bei der Schöpfung neuer Dramen sogar vorzugsweise der lateinischen Sprache, und jener 1472 am Hofe der Gonzaga in Mantua aufgeführte Orfeo des Poliziano war das erste

bedeutende Drama in italienischer Sprache. Wo nun, wie in den Dichtungen Macchiavelli's, Pietro Aretino's, Bibbianas u. A. die Inszenirung und Charakterisirung sich zu einer gewissen Höhe aufschwangen, finden wir eine Leichtfertigkeit, die ihres Gleichen sucht und nicht im Stande ist, uns ein warmes Interesse für den Gegenstand abzugewinnen. Die Intrigue ist ebenfalls in manchen Stücken der genannten Dichter sehr beachtenswerth, wiegt jedoch nicht die grenzenlose Unsittlichkeit, den gänzlichen Mangel an Ethik auf, die wir in ihnen wahrnehmen.

Trotzdem ging das italienische Drama der Renaissanceperiode nach Frankreich hinüber, wo jene Klassik sich ausbildete, die bis auf Lessing hin die dramatische Dichtung der romanischen Völker und also auch der Italiener auf das grausamste knechtete. Erst mit Alfieri und Goldoni erhob sich das Drama der letztern zu einer gewissen Selbständigkeit.

Die Alterthumsstudien hatten auch die Didaktik des Alterthums dem Geist der mediceischen Zeit nahe gerückt; die Folge davon war, daß man mit großem Eifer auch dieses Feld cultivirte, das wiederum ein dem italienischen Geist fremdes war. Vergil's *Georgica* galt hier als vollendetes Vorbild, das zu erreichen, sich viele Dichter abmühten.

Die Zeit Lorenzo's sah nun endlich noch eine andere Gattung sich erheben, die, Mode werdend, ebenfalls eifrig gepflegt wurde: das Epos, das als romantisch bezeichnet wird, weil es in der christlich-ritterlichen Romantik des frühen Mittelalters wurzelte, aus ihrem Geist hervorgegangen war und von ihm beseelt wurde. Das Wort romantisch sagt uns nun sofort, daß die Stoffe, die sich der epischen Bearbeitung darboten, dem italienischen Geist fremd waren, und es gehört kein großer Scharfblick dazu, um die durch die Verbindung des modernen Zeitgeistes mit den romantischen Stoffen

erzeugten inneren Widersprüche in diesen sogenannten Epen, und um das Wesen derselben, die bald in großer Masse geschaffen wurden, zu erkennen. Auch in anderer Hinsicht entbehrte das Epos von vorn herein jeder nationalen Grundlage: keine nationale Religion, also keine nationale Heldensage und daher kein nationales Epos. Die nationale Geschichte bot wohl Stoff, aber indem dieser nicht benutzt wurde, zeigte der italienische Geist seine geringe Befähigung für die Pflege der höheren epischen Poesie. Das sogenannte heroische Epos weist ja allerdings eine Reihe von Versuchen auf, die nach dieser Richtung hin gemacht wurden; so sei an des Trissino *Italia liberata da' Goti*, an Oliviero's *Alamanna* erinnert; die meisten derselben entbehren aber jeder Spur von Lebenskraft, sie sind mühsame, in der Form vielleicht sogar vollendete Kunstproducte, deren Gelehrsamkeit und Reflexion jedoch nicht den Mangel plastischer Darstellung, kräftiger Charakterisirung ersetzen. Dies sind Fehler, die allen italienischen Epen trotz ihrer partiellen Schönheiten, trotz ihrer meisterhaften, ja unübertrefflichen Episoden anhaften. Auch Tasso's *Befreites Jerusalem* ist davon nicht frei; Tasso war ein zu strenggläubiger Dogmatiker und ein zu lyrisch angelegter Dichter, als daß er ein echtes Epos hätte schaffen können, das sich mit den direct aus dem Volksbewußtsein und Nationalgeist erwachsenen Epen der Inder, Griechen und Germanen zu messen im Stande war.

Die epischen Stoffe, die zur Bearbeitung gelangten, waren der französischen *Fabliaux*- und *Chronik*-Dichtung entnommen. Schon dieser Ursprung, dann aber auch die ersten Werke dieser epischen Gattung, die wir in der italienischen Literatur antreffen, weisen auf den nahen Zusammenhang des italienischen Epos mit der *Novelle* hin. Ein tieferer Einblick in die ersten epischen Versuche ergiebt denn auch,

daß wir es weniger mit zu einem Ganzen, zu innerlich und äußerlich abgerundeten Epen, als vielmehr mit novellistischen Schöpfungen zu thun haben, deren Unterschied gegenüber der Novelle lediglich darin besteht, daß in dieser eine einzelne Fabel, ein einzelnes Erlebnis behandelt ist, daß dagegen die ersteren eine größere Anzahl von gleichartigen und auf den gleichen Stoff und Helden bezüglichen Novellen und Fabeln zu einer Silberreihe zusammenzogen, die nun durch epische Abtheilung den Schein und die Form von epischen Dichtungen annahmen, ohne doch viel mehr als Novellensammlungen, Rahmen dichtungen zu sein, in denen, zum Unterschied von den orientalischen, Rahmen und Inhalt mit einander in Beziehung gebracht waren.

Das Werk, aus dem die ersten epischen Dichtungen hervorgingen, waren die 1491 zum ersten Mal gedruckten *Roali di Francia*, die eine gewaltige Masse von romantischen Stoffen des fränkischen Sagenkreises enthalten, daher zahllosen Bearbeitern unerschöpfliches und unendlich dehnbares Material gewährten. Die *Roali di Francia* machen den Eindruck und haben den Charakter einer Chronikdichtung, fügen sich auch zum Theil auf die *Turpin's* und weichen in der Einfachheit und Naivetät ihres Stils und ihrer Darstellungsweise sehr wesentlich zu ihrem Vortheil von den an Ungeheuerlichkeiten aller Art strotzenden Ritterromanen und romantischen Epen ab, denen sie als Quelle dienten. Ihren französischen Ursprung bekunden sie ferner darin, daß ihr Inhalt zu den fränkischen und französischen Königen in Beziehung gebracht ist; ihre Grundidee aber ist die Verbreitung des Christenthums und die zum Zweck der Verherrlichung derselben erdichteten Kämpfe.

Während nun dieses Werk selbst als Volksbuch Verbreitung fand, griff Luigi Pulci, ein Freund Lorenzo's, einen Theil

des Stoffes desselben heraus, indem er den Riesen Morgante und den christlichen Helden Rinaldo zum Mittelpunkt einer dichterischen Bearbeitung machte, deren Charakter, und das ist für uns das Bemerkenswerthe, durch die getreue Spiegelung der Denkweise jener Zeit, schon bedeutend von dem des Originals abweicht, dem Pulci im Uebrigen ziemlich genau folgte. Die Art der Improvisatoren beibehaltend, die dem Volke derartige Novellen und Fabliaux vorzutragen pflegten, indem er unter anderm jeden Abschnitt mit einem Gebet eröffnet, behandelt Pulci seinen Stoff in parodistischer Manier, wie sie seiner Zeit eigen war. An Stelle der frommen Gläubigkeit ist der Spott, die Satire getreten, denen nichts mehr heilig ist; der moderne Humanismus, der gelehrte Klassicismus möchten sich zugleich zur Geltung bringen; die antiken, die romantischen und die modernsten Anschauungen sind daher in Pulci's Morgante, wie in allen späteren Epen in wunderbarer Weise mit einander verquickt. Der Stoff forderte übrigens zur Anwendung der parodistischen Manier heraus, denn die Zeit, in der er inhaltlich und intellectuell wurzelte, die Romantik der Ritterzeit, war längst vorüber, besonders in dem humanistischen Florenz, das der ganzen christlichen Welt an Bildung weit vorgeeilt war und an solchen Gegenständen nur in sofern Interesse finden konnte, als sie belustigten. Zwar hatte Lorenzo im Jahre 1468 ein Turnier veranstaltet und in gewissem Sinne die Romantik früherer Zeiten wieder zu beleben versucht, doch keineswegs etwa in der Absicht, das Christenthum damit zu glorificiren oder vielleicht die Idee der Kreuzzüge wieder zu wecken.

Das Beispiel, das Pulci in Florenz gegeben hatte, fand bald in Ferrara am Hofe der auf den Ruhm der Medicei neidischen Este's Nachahmung, und dies um so mehr, als die mediceische Macht sank, als Florenz der Entartung anheim-

fiel. So unternahm es dort Matteo Maria Bojardo, (c. 1430—1494), der sich durch Uebersetzung mancher lateinischer und griechischer Werke ein Verdienst erworben, auch durch ein Drama bekannt gemacht hat, die Rolandsſage in einem sehr groß angelegten, unvollendet gebliebenen Epos: Orlando innamorato (der verliebte Roland) zu behandeln, das Lodovico Ariosto (1474—1533) dann in seinem rasenden Roland fortsetzte, von denen das letztere ohne Zweifel das ungleich bedeutendere ist und viele außerordentliche Schönheiten enthält. Während Bojardo nun im Allgemeinen mit ernstem Sinn und mit dem Streben nach gründlicher Vertiefung in den romantischen Stoff, ja mit Begeisterung für denselben, an seine Aufgabe herantrat, dem Geist seiner Zeit in scharfer Individualisirung seiner Selben Rechnung trug, sich bemühte, sein Werk zu einem einheitlichen epischen Ganzen durchzuführen, behandelte Ariost, eine großartig angelegte Dichternatur, seinen Stoff in genialer humoristischer Weise, trug, wie Pulci es gethan, dem Zeitgeist Rechnung, der in erster Linie belustigt sein sollte. Die Bearbeitung, die Bojardo's verliebter Roland dann durch Francesco Verni (1490—1536) erfuhr, bietet in ihrer Sprache und äußeren Gestalt wiederum in so fern ein interessantes Studienobject, als wir in ihr bereits deutlich die Wandlung wahrnehmen, die der nationale Geist in jener Zeit durchmachte: die reflectirende, in Abstraktionen, geistreichen und gesuchten Schlagwörtern und Ideenverbindungen sich gefallende Richtung macht sich geltend, die sich dann in Mamanni's und Bernardo Tasso's Werken in erhöhtem Maße bekundet, und endlich in der Künstelei, dem Schwulst, der leeren Phrase, dem übertriebenen Formencult, der gelehrten antikisirenden Denkweise der auf die Blütheperiode der italienischen Literatur folgenden Zeit in abschreckender Weise entartet.

Nicht wenig trug dazu die Gegenreform der Kirche bei, die auch die schöngeistige Thätigkeit durch den schweren Druck, den sie auf den nationalen Geist ausübte, zur Verkümmern verurtheilte. Ihr verhängnißvoller Einfluß zeigt sich am deutlichsten in dem Leben und theilweise in der Dichtung Torquato Tasso's (1544—1595). Die Zweifel, die des empfindsamen Dichters Gemüth quälten, seinen Geist endlich zerrütteten, die innere Haltlosigkeit, die sein Leben bekundet, sind die getreuen Spiegelbilder der Wirkung, die der furchtbare erneuerte Druck erzeugte, den die Kirche auf den Geist des italienischen Volkes ausübte.

Für das Hauptwerk seines Lebens, „Das befreite Jerusalem“, nahm Tasso nicht nur den Vergil zum Vorbild, sondern übersezte ihn und Ovid sogar stellenweise, arbeitete im übrigen aber nach einer Theorie, die er aus dem Studium der alten Epiker selbst abstrahirt hatte. Von hohen nationalen Idealen und von fanatischer Gläubigkeit erfüllt, wollte er durch sein Werk die Idee der Kreuzzüge, die es zu verherrlichen bestimmt war, wieder beleben; darin zeigt sich schon das Krankhafte seines Geistes. Die subjective sentimentale Grundstimmung machte ihn wenig geeignet für die epische Dichtung; die lyrischen Partien seines befreiten Jerusalem gehören denn auch zu dem schönsten, das dieses Epos in so reichem Maße aufzuweisen hat; als Ganzes aber kann diese Dichtung nicht Anspruch darauf machen, den homerischen Epen etwa gleichgestellt zu werden, was vielfach geschehen ist.

Schließlich müssen wir noch einer dem Wesen der Italiener ganz besonders entsprechenden Gattung erwähnen, die sich aus dem Drama entwickelte: die Verbindung dramatischer Dichtung mit der Musik, die Oper, die von Italien aus bald in alle Welt übertragen wurde, weil sie an den Kämpfen,

die in allen christlichen Ländern durch den Protest des Geistes wachgerufen worden waren, wenig Antheil nahm; daher konnte sie sich denn auch in Italien in der Zeit des auf Tasso folgenden gänzlichen Verfalls der Nationalliteratur zu voller Pracht entfalten.

Damit haben wir die literarischen Gebiete, auf denen der italienische Geist sich bethätigte, erschöpft. Die Unterstützung und Anregung, die er durch mächtige Fürstenhäuser, durch den Aufschwung der Wissenschaften und Künste erhielt, hatten ihn auch befähigt, auf dem Felde der schönen Literatur glänzende Blüten zu zeugen. Es folgte darauf unter dem Einfluß des Drucks der Kirche die völlige Erschlaffung, die sich in der Künstelei und Unnatur des Marinismus, in slavischer Nachahmung der italienischen, der alten und der französischen Klassiker, schließlich auch der spanischen bekundete, bis endlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Aufschwung bemerkbar wird. Getragen durch das Drama, das in Alfieri und Goldoni seine bedeutendsten Vertreter findet, durch die Satire und die patriotische Lyrik, beeinflusst durch die von Frankreich ausgehende Aufklärung, gelangt der nationale Geist zu neuem Bewußtsein, Leben und Streben; durch die Beschäftigung mit den Erzeugnissen englischen und deutschen Geistes, hauptsächlich durch die deutsche Romantik wird er in diesem Jahrhundert in seiner Kräftigung und Entwicklung gefördert und erlangt so endlich auch eine gewisse Selbstständigkeit, deren er bei seinem steten Anlehnen an die Geistesarbeit des Auslandes bisher fast gänzlich entbehrt hatte. Der Charakter des italienischen Geistes, seine Grunddisposition, seine Ausdrucksformen waren und sind aber dieselben geblieben, die wir zur Zeit seiner Blüte bemerkten.

Was die Welt auf dem Gebiete der Poesie Italien verdankt, das ist hauptsächlich eine Anzahl von poetischen Formen

und Versmaßen. Das Sonnett besonders, die Terzine Dante's, die achtzeilige epische Stanze, selbst der reimlose dramatische Vers (der verso sciolto) sind italienischen Ursprungs, und dies ist charakteristisch. Der Geist der Italiener war immer vorwiegend auf das Aeußerliche, auf die Form gerichtet, war immer auf subjective Empfindung basirt, stets zum Humor aufgelegt, neigte immer zur Sinnlichkeit und im Ganzen zur Oberflächlichkeit, ohne der Fähigkeit, sich in einen Gegenstand zu vertiefen, darum zu entbehren, es ging ihm nur jener hohe Grad gleichmäßiger Objectivität ab, der für die Pflege der höchsten Gattungen der dramatischen und epischen Dichtkunst erforderlich ist. Die Lyrik war und ist ein Spezialgebiet der Italiener, dies zeigt sich auch in ihrer Oper, überhaupt in der italienischen Musik.

Die Leistungen der Italiener auf dem Felde der Wissenschaften wurden zu allen Zeiten im höchsten Grade durch den Druck der Kirche und des Glaubens beeinträchtigt. Trotzdem ging die Naturphilosophie, zum Theil auch die Empirie von Italien aus, freilich wurden ihre Träger meist Märtyrer.

Die Kunst der spätern Zeit zehrte an den Errungenschaften der Blüteperiode der Renaissancezeit; die Schöpfungen derselben dienten der Folgezeit als maßgebende Vorbilder. Der Formen- und Farbencultus, der daneben getrieben wurde, war dem Geist der Schöpfungen, ihrem inneren Werth und Gehalt nur zu oft verderblich. Auch hier also sehen wir den Formalismus, der sich auf Kosten des Inhalts breit macht.

2. Der spanische Geist.

Die Iberische Halbinsel war durch ihre geographische Lage dem Anschein nach mehr als ein andres Land Europas in den Stand gesetzt, sich unabhängig zu erhalten in politischer, wie in kultureller und besonders in intellectueller

Sinſicht. Trogdem giebt es wenige Länder, die fremder Invaſion und fremden Einflüſſen in ſo hohem Maße ausgeſetzt geweſen ſind, wie gerade die ſüdweſtliche Halbinſel Europas. Ihr Metallreichthum, ihre außerordentliche Fruchtbarkeit hatte ſchon in ſehr früher Zeiten die Phönizier und andere ſemitische Stämme zur Colonifation aufgefordert; dieſen folgten die Griechen und die Erben der Phönizier: die Karthager. Durch alle dieſe Fremdlinge wurde die keltiberiſche Urbevölkerung Iberiens von den Küſten fortgebrängt und mußte in den Gebirgsgegenden Zuflucht ſuchen. Dann folgten die Kämpfe der Römer mit den Karthagern auf ſpaniſchem Boden, und die der erſtern, nachdem ſie die leßtern beſiegt hatten, mit den andern Völkern, die die Halbinſel bewohnten. Jahrhunderte waren ſelbſt für die Römer nothwendig, um jene zähen, für ihre Unabhängigkeit kein Opfer ſcheuenden Stämme der Eingeborenen zu unterjochen. Caſar ſchon mußte erfahren, was Napoleon I. erfuhr, daß ſeine großartige Taktik dem Guerrillakriege der Spanier nicht gewachſen war. Nachdem die Römer endlich jene Ländergebiete ihrer Botmäßigkeit unterworfen, die einheimiſche Cultur durch den Romanismus erſetzt, die Romanifirung ſo gründlich vollzogen hatten, daß die Spanier die Sprache, den Geiſt, den Charakter der Römer annahmen, ſich mit dieſen auf allen Gebieten der Cultur meſſen konnten, da dauerte es nicht lange, bis das römiſche Reich in ſich zuſammenſtürzte und die Beute der germaniſchen Horden wurde. Von Nordoſten nach Südweſten ziehend, kamen jene Wanderſtämme auch bald nach der Iberiſchen Halbinſel, deren Bevölkerung nicht im Stande war, ſie erfolgreich abzuwehren. Die Vandalen, die Sueven, die Gothen gründeten dort nach einander mächtige Reiche, um dann wieder fremden andern Eroberern weichen zu müſſen. Die Parteiung im Weſtgothenreiche, ja in der

Königsfamilie selbst, nahm nämlich zu Anfang des 8. Jahrhunderts solche Dimensionen an, daß die eine der Factionen sich gezwungen sah, zu ihrer Hilfe die Araber herbeizurufen, die damals bereits den ganzen Norden von Afrika erobert hatten und die diese Gelegenheit gern ergriffen, sich in dem fruchtbaren Lande dauernd niederzulassen. Die Folge davon waren die mehr als 750 Jahre dauernden Kriege zwischen den katholischen Spaniern und den islamitischen Völkern. Alle diese ethnischen Factoren, die im Laufe zweier Jahrtausende den spanischen Boden betreten und sich dort für längere oder kürzere Zeit niedergelassen hatten, beeinflussten auch in mehr oder weniger hohem Grade die Gesamtkultur der Pyrenäenhalbinsel. Im Süden waren es besonders die Araber, im Norden die Gothen, die dem romanisirten Lande den Stempel ihrer Eigenart aufdrückten und die Wirkungen davon haben sich bis heute dort erhalten. Nirgends treten dem Reisenden auf europäischem Boden die politischen und kulturellen Wandlungen, die die Länder durchgemacht haben, in so deutlichen Spuren entgegen wie in Spanien. Daß die einzelnen ethnischen Factoren, die die spanische Stammbevölkerung beeinflussten, dies auch in intellectueller Hinsicht thaten, ist, wengleich selten unzweifelhaft nachweisbar, doch sehr natürlich. Gewisse typische Züge im Charakter des Spaniers lassen denn auch deutlich ihren fremden Ursprung erkennen. Das bekannte Rassengesetz der Westgothen, wonach die Verbindung eines germanischen mit einem iberischen Individuum sträflich und entehrend war, spiegelt eine gewisse aristokratische Unbulbsamkeit, die wir im germanischen Typus stark ausgeprägt finden, und die in der sprichwörtlichen Grandezza und dem Stolz der Spanier wiederkehren. Die religiöse Strenggläubigkeit der Gothen wurde in Folge der Kämpfe der Christlichen Spanier gegen die Mauren bis zu jenem

Grade von Fanatismus entwickelt, der eines der verhängnißvollsten Merkmale des nationalen spanischen Charakters wurde. Die romanische Sinnlichkeit vereinte sich mit der germanischen Innerlichkeit zu dem Mysticismus, den wir speziell in der spanischen Kirche stark ausgebildet finden. Als eigentlichen Erzieher des spanischen Volkes und Bildner seines Nationalcharakters müssen wir freilich immer jene Existenzkämpfe zwischen den Spaniern und Mauren gelten lassen; sie erweckten den schönen Zug der unerschütterlichen Vaterlandsliebe, die der Spanier nie verleugnet und für die ihm kein Opfer zu groß dünkt; sie erzeugten den Heldenmuth, die Unermülichkeit und Ausdauer im Kampf, die dem Spanier im Allgemeinen eigen sind; sie waren allerdings auch theilweise die Ursache der Grausamkeit, des völligen Mangels an Mitleid, die, unterstützt und gekräftigt durch die fanatische Strenggläubigkeit und Unduldsamkeit, leider ebenfalls Grundzüge des spanischen Wesens bilden; sie waren es endlich auch, die, im Verein mit dem Grundprincip des strengen Dogmatismus, die Opposition der Spanier gegen das Eindringen arabischer Wissenschaftlichkeit hervorriefen. Denn die Spanier allein verschlossen sich standhaft gegen die Anregung und Bildung, die vom Süden ihres Landes ausgingen; das geringe Wissen, dessen Erwerbung ihnen die Kirche und später das heilige Offiz gewährte, mußte zum größten Theil zu ihnen von Italien und Frankreich importirt werden, denn es gab unter ihnen wenige Individuen, die sich zur Toleranz und zu dem Wissensdrang eines Alfons X. aufschwingen konnten. Der völlige Mangel irgendwelcher nennenswerther Leistungen des spanischen Geistes auf dem Felde der Wissenschaften — mit einzigem Ausfluß der Theologie und der Kirchengeschichte — ist mit Vorliebe ebenfalls jenen Kämpfen zugeschrieben worden. Denn, sagt man, diese absorbirten

alle Kräfte und alle Zeit so sehr, daß für die Pflege der Wissenschaften keine mehr übrig blieben. Die Unhaltbarkeit eines solchen wie des andern Arguments, daß der spanische Geist überhaupt für wissenschaftliche Studien nicht disponirt ist, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. Daß vielmehr diese Erscheinungen lediglich die Folge des ertödtenden Drucks des starren Dogmatismus sind, beweist der spanische Geist in diesem Jahrhundert, seit er angefangen hat, sich in der Schule der französischen Aufklärung, des englischen Materialismus und des deutschen Kriticismus von jenem Joch zu befreien.

Die Ausbildung einer nationalen Sprache war in Spanien nicht mit so großen Schwierigkeiten verknüpft wie in Italien, obgleich das Latein als Kirchensprache immerhin einen großen Einfluß auf die höheren Stände ausübte. Freilich waren ebenso wie in der Bevölkerung die nationalen Urelemente so völlig unterdrückt worden, daß sie sich nicht Geltung verschaffen konnten; nur in den Basken und ihrer Sprache erblickt man die spärlichen Ueberreste der frühesten Bevölkerung und ihrer Ausdrucksweise.

Aus dem Latein gestaltete sich unter dem Einfluß der germanischen und anderer Sprachen das Romanzo oder Romance, das etwa bis zum 12. Jahrhundert die gemeinsame Sprache der Südfranzosen, der christlichen Spanier und der Norditaliener war; von jener Zeit an bilden sich dann die einzelnen Dialekte allmählich zu selbständigen Sprachen aus.

Wesentlich früher als den italienischen und abweichend von diesem auch auf völlig nationaler Basis sehen wir den nationalen Geist der Spanier in nationaler Sprache in der schönen Literatur zum Ausdruck gelangen; auch die Form, in der das geschieht, ist von vorn herein eine ausgeprägt nationale: die Romanze. In einfacher echt volkstümlicher

Weise, weil direkt aus dem Volksbewußtsein hervorgegangen, behandeln die Romanzen, deren epischer Grundcharakter auf das germanische Element in der Bevölkerung hinweist, hauptsächlich die christlichen Helden, die sich in den Kämpfen gegen die Mauren von der Zeit Karls des Großen an ausgezeichnet haben. Vorzugsweise jedoch ist es die Gestalt des Cid, wie Rodrigo Diaz de Bivar genannt wurde, die diesen kleinen epischen Gedichten, die sich sehr wohl als Rhapsodien bezeichnen lassen, zum Gegenstand dienen mußten. Alle historischen Ereignisse von Bedeutung werden in diesen durch ihre Einfachheit und Naturwüchsigkeit anziehenden Volksdichtungen behandelt, die somit im Grunde historischen Charakter haben und gewissermaßen die damals mangelnde Geschichtsschreibung ersetzten.

Bald trat an Stelle der Volksdichtung jedoch die aus ihr hervorgegangene Kunstdichtung, die die Romanzenform, die bis auf den heutigen Tag charakteristisch für Spanien geblieben ist, zunächst beibehielt und dieselben Stoffe bearbeitete; so entstand nun 1150 das „Poema del Cid“, in dem die Volksromanzen über diesen, die Nation in sich symbolisierenden Volkshelden zu einer Art von Einheit verbunden wurden.

Der Nationalgeist und seine Ideale sind in dieser ersten Periode der schönen Literatur der Spanier schon völlig ausgeprägt. Patriotismus, strenge Gläubigkeit und die auf diese gegründete wunderbare Moral, die den Andersgläubigen gegenüber jeden Treubruch, die überhaupt jedes Verbrechen sanctionirt, wenn nur die äußere Form der Kirchlichkeit gewahrt ist, bilden in jenen ersten Schöpfungen des spanischen Geistes wie in denen dieses Jahrhunderts die charakteristischen Merkmale.

Der Spanier glühender Haß gegen die Mauren, das ausge-

prägte bewußte Streben, sich gegen die Einflüsse dieser von ihnen verachteten Rasse, die sie in ihrem nationalen stolzen Glauben, das erste Volk der Welt zu sein, kaum als existenzberechtigt anerkannten, hermetisch zu verschließen, waren doch nicht im Stande, dies völlig zu erreichen. Die Beziehungen zwischen ihnen und ihren Todfeinden waren zu mannigfache, die Vermittlung der arabisch gebildeten Juden eine zu nothwendige, als daß nicht eine große Anzahl von arabischen Wörtern sich in ihrer Sprache eingebürgert, die heitern Volkslieder der Araber, ihre Musik und manches Andre sich Eingang im christlichen Spanien verschafft hätten. So wurde denn nicht nur die lyrische Dichtung der Spanier von der der Araber — oft freilich erst durch Vermittlung der provenzalischen — beeinflusst, sondern sie nahm auch manche Formen derselben an, und es würde sich unzweifelhaft nachweisen lassen, daß viele arabische Dichtungen geradezu überetzt und nur in christliches Gewand gehüllt wurden, wenn nicht der Vandalismus der christlichen Eroberer maurischer Provinzen, wenn nicht besonders die Inquisitoren Ferdinands des Katholischen und Isabellas die literarischen Schätze der Mauren in so schmähliger Weise und so gründlich vernichtet hätten, daß die Ueberreste derselben außerordentlich spärlich sind. Selbst viele Romanzen, das ist aus ihrem Wesen nachweisbar, sind maurischen Ursprungs.

Seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts, seitdem durch den Albigenserkreuzzug die provenzalische Lyrik vernichtet worden und die Troubadours sich an die Höfe der provenzalischen Fürsten verwandten spanischen geflüchtet hatten, seit an den Höfen von Navarra, Toledo und Barcelona der heitere Geist der Provence sich wieder zu entfalten suchte, wurde die spanische Poesie von der provenzalischen stark beeinflusst. Gleichzeitig drang wie in allen christlichen Landen

auch die nordfranzösische Epik und die christliche Legendendichtung in Spanien ein, zu denen sich dann bald noch die Novelle und das Vorbild ihrer Behandlung in den Novellen Boccaccios gesellte. Alfons X. aber pflegte den Prosaстиl und die Wissenschaften, und die Kirche forderte die Satire des Erzpriesters von Gita heraus. Auch die didaktische Dichtung fand in dem aller Bildung entbehrenden strenggläubigen Spanien Anklang und Pflege. Diese fremden Einflüsse, besonders aber die Ausbildung der Fabliaux, der fränkischen und orientalischen Sagen zu romanartigen Erzählungen gaben der Literatur des 14. Jahrhunderts einen von dem der Volksromanzendichtung schon stark abweichenden Charakter: Der krankhafte Romantismus fängt an, sich auf Kosten der einfachen dramatisch belebten natürlichen und naiven Ausdrucksweise der Romanzen Geltung zu verschaffen und diese seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts völlig zu verdrängen. Die Ueberschwänglichkeit, die conventionelle Phrase und die gezwungene unnatürliche Empfindungsweise der entarteten provenzalischen Lyrik kommen nun zur Geltung; die Beziehungen zu Italien verhelfen auch der Dichtweise Petrarcas und seiner Nachahmer in Spanien zu Ansehen und eine geschraubte Kunstlyrik ist auch dort die Folge. Eine Menge von Cancioneros, die im 15. Jahrhundert entstehen, und von denen die bedeutendsten der von Baena (c. 1450) und später das allgemeine Liederbuch von Hernando de Castillo (1511) sind, liefern den Beweis von der ungeheuern Masse von Liederdichtern, die, der Moderichtung des 15. Jahrhunderts folgend, sich der lyrischen Dichterei befleißigten. Die italienischen Dichtformen wurden adoptirt und die Werke der italienischen Klassiker nachgeahmt. Damit lernte man aber auch die Vorbilder dieser, die Schriftsteller des Alterthums kennen, und es konnte nicht ausbleiben, daß trotz der

finstern Geistesnacht, die die Klerisei in Spanien zu erhalten bemüht war, auch hier der nationale Geist in einzelnen Individuen wenigstens zur Emancipation strebte, die sich sowohl in dem erwachenden Selbstbewußtsein der niedern Gesellschaftsklassen gegen die höheren, in dem particularistischen Streben der Provinzen gegen Centralisirung der Macht und in der eifersüchtigen Wahrung der politischen uralten Freiheiten gegen den Absolutismus der Fürsten bekundet. So sehen wir z. B. in „Mingo Rebulgo“ (Herr Volk) den Volksgeist sich gegen das Treiben der hohen Gesellschaft richten. Diese um 1472 entstandene Dichtung hat jedoch noch eine andere höhere Bedeutung, insofern als sie den Anfang der dramatischen Dichtung markirt.

Die Neigung zum Drama zeigte der spanische Geist schon in den frühesten Romanzen und die Verhältnisse Spaniens waren ganz dazu angethan, diesen Charakterzug zu entwickeln. Ueberraschend ist es dabei aber, daß die Ausbildung des Dramas in diesem Lande eine andre war, als in allen andern und zwar weicht sie gerade darin ab, daß ihr mehr als anderswo die religiöse Grundlage fehlt, daß die Mirakel und Mysterien dort verhältnißmäßig wenig gepflegt wurden. Diese Erscheinung erklärt sich aber dadurch, daß der kirchliche Cultus nirgends so dramatisch ausgebildet war, als in Spanien, daß die Kirchenfeste dort die Mirakelspiele völlig ersetzten. Anstatt dessen wurden die Ereignisse des socialen Lebens, wurden geschichtliche Vorgänge Gegenstände dramatischer Bearbeitung. Seit Anfang des 16. Jahrhunderts, als die Schäferdichtung ihren Weg nach Spanien gefunden hatte, wurde dann das Drama in ihren Dienst gestellt. Daneben wurden die niedern Gattungen der Komödie gepflegt, wozu die *Saynetes* gehören, welche Scenen des socialen Lebens in roher Weise zur Darstellung brachten.

Die Nachahmung der Italiener und der Alten nahm im 16. Jahrhundert noch größere Dimensionen an als zuvor, und mit Hilfe der Allegorese wurden die wunderbarsten Verbindungen antiker und moderner, heidnischer und christlicher Stoffe geschaffen. Daneben entwickelte sich aber besonders der Roman, der in Spanien die Stelle des Epos in Italien ersetzte und im Charakter viel Aehnlichkeit mit letzterem aufweist. War er nach dem Muster des Amadis de Gaula, der wohl auf bretonischen Ursprung zurückzuführen ist, zuerst in der Gestalt des Ritterromans aufgetreten, so nahm auch er nun schäferischen Charakter an und artete bald so weit aus, daß staatliche Verbote gegen ihn erlassen werden mußten, und daß er an Unnatur und Fabelsüchtigkeit wohl Alles übertraf, was der europäische Geist je darin geleistet hat.

Inzwischen hatte die Welt durch den Buchdruck, die Entdeckung Amerikas und die andern epochemachenden Ereignisse von 1440 bis 1500 eine andere Physiognomie erhalten und Spanien hatte nicht nur das Verdienst gehabt, Christoph Columbus die Mittel zur Ausführung seines Reiseplanes zu gewähren, sondern es genoß auch alle Vortheile von des Genuesen Entdeckung, es gelangte, nachdem es kaum den Erbfeind auf spanischem Boden besiegt, mit der Eroberung Granadas (1492) die Macht der Araber gebrochen hatte, auch in den Besitz unendlich ausgebehnter reicher Ländereien, wie sie bis dahin kein Volk besessen hatte. Die naturgemäße Folge davon waren die Steigerung des nationalen Stolzes und Selbstbewußtseins zum denkbar höchsten Grade und eine ungewöhnliche Anregung aller physischen und psychischen Kräfte. Der Buchdruck wirkte trotz Inquisition und Klerus auch selbst auf den spanischen Nationalgeist befreiend ein und erzeugte in vielen wahrhaft gläubigen Seelen jene emancipatorische und protestirende Tendenz, deren wir früher gedacht haben, und die in so furcht-

barer Weise unterdrückt wurde, daß dem Nationalgeist jede Bethätigung auf dem Felde der Wissenschaften verschlossen, ihm somit nur gestattet wurde, sich nach der Seite der Phantastie, also auf dem Gebiete der Dichtung, zu entwickeln. Indem die durch den nationalen Aufschwung gesteigerte Thätigkeit und Anregung, die erhöhte Kraft und die entwickelteren Fähigkeiten des nationalen Geistes auf das eine Feld beschränkt und concentrirt wurden, mußte er auf diesem um so Bedeutenderes zu leisten im Stande sein, und wirklich sehen wir ihn nun in dem Jahrhundert von ca. 1600 bis ca. 1700 sich in der schönen Literatur prächtig entfalten und in Leistungen von höchster Bedeutung bekunden, ehe er unter dem Druck der Kirche gänzlich verkümmerte.

Zunächst gab sich das Selbstbewußtsein des spanischen Geistes in dem besonders von Christoval de Castillejo (1490 — 1556) getragenen Bestreben zu erkennen, sich von dem Auslande, hauptsächlich von den italienischen Vorbildern, zu befreien und sich wieder national zu entwickeln. Doch erst Hurtado de Mendoza (1503—1575) gelang es, durch eine neue Dichtungsgattung, durch den Schelmenroman, in dem der selbstbewußte Individualismus und das niedere Volk in seine Rechte eintreten, den italienischen Einfluß abzuschwächen und gleichzeitig den Schäferroman zu verdrängen. Aber damit war die Herrschaft der Italiener auf dem Gebiete der Lyrik, überhaupt der poetischen Literatur noch immer nicht gebrochen. Das Epos, für dessen Ausbildung jene von Abenteurersucht beherrschte Zeit, jene der poetischen Ausschmückung so viel Anhalt bietenden Entdeckungsfahrten außerordentlich geeignet waren, wurde, natürlich aber auch nach italienischem Muster, zwar eifrig gepflegt, konnte sich jedoch zu keiner Bedeutung erheben; das einzige erwähnenswerthe Epos ist die die Eroberung Araucos in Südamerika behandelnde „Araucana“ von Ercilla (c. 1595).

Das Bestreben, die nationale Dichtung auf die Höhe der italienischen zu bringen, ihre Formen und ihre Sprache künstlerisch auszubilden, führte Luis de Gongora (1561—1627) gerade in dasselbe Extrem, in das sein italienischer Zeitgenosse Marini verfallen war. Er schuf den *ostilo culto*, den feinen, gebildeten Stil, dessen schwierige Perioden, dessen Ziererei, Schwulst und Unnatur zwar eine große Kunstfertigkeit bekunden, der höchsten Weihe der Musen jedoch völlig entbehren. Der *Culturismus*, den die Anhänger und Nachahmer Gongoras ausbildeten, markirt gerade so wie der *Marinismus* in Italien den gänzlichen Verfall der Lyrik, die nun dem Drama Platz machte, während die Prosa unter der Hand vieler bedeutender Historiker, die jene Zeit entstehen sah, ihre höchste Vollendung erreichte.

Am Eingang in die Blüteperiode der schönen Literatur, überhaupt des Geisteslebens der Spanier — denn dieses konnte, wie wir gesehen haben, eben nur nach dieser einen Richtung seine Existenz bekunden — tritt uns in Miguel de Cervantes *Saavedra* (1547—1616) ein Genie ersten Ranges entgegen, dessen Werke epochemachend für Spanien, ja für die Weltliteratur werden sollten. Schon auf dem Gebiete des Dramas muß er, so weit wir aus den geringen Ueberresten seiner bezüglichen Schöpfungen schließen können, nicht Unbedeutendes geleistet haben, ungleich nachdrücklicher und einflußreicher wurde jedoch sein Wirken auf dem Felde des Romans. Ritter-, Schäfer- und Schelmenroman waren zu seiner Zeit zwar völlig entartet, ihre Macht und ihr Einfluß auf die Massen aber noch sehr groß und schädigend; so war es denn eine verdienstliche Aufgabe, diese Art von Schriftstellerei zu bekämpfen und zu vernichten. Cervantes schlug hierfür einen Weg ein, der sich bald als der richtige erweisen sollte: er parodirte die Manier der Ritterromane, schuf in

seinem „Don Quijote“ ein Spiegelbild ihrer Verzerrtheit und Abgeschmacktheit, das nicht verfehlte, sie dem Spott der spanischen Nation preiszugeben, dieser die Werthlosigkeit solcher Dichtungen zum Bewußtsein zu bringen. Doch das Werk des Cervantes vernichtete nicht nur eine entartete Gattung von Dichtwerken, sondern bot in sich auch einen höchst bedeutenden Ersatz, indem er dem krankhaften Idealismus der altersschwachen Romantik, die in Don Quijote verkörpert war, den gesunden Realismus der damaligen Zeit gegenüberstellte, und in seinem parodirenden Mitterroman zugleich das Ur- und Vorbild der charakteristischen Literaturform der Neuzeit, des *socialen Romans* schuf. Mit seinen Novellen aber legte er den Grund zur modernen Novellistik, die von der alten italienischen in wesentlichen Punkten abweicht. Der Schwerpunkt der Leistungen des Cervantes lag auf dem Gebiete der prosaischen Dichtkunst, auf dem dramatischen konnte er sich mit seinem jüngern Nebenbuhler Felix Lope de Vega Carpio (1562—1635) nicht messen, der ihn bald überflügelte und in seiner Leistungsfähigkeit wohl unerreicht dasteht, denn ungefähr 2000 dramatische Dichtungen werden ihm zugeschrieben, und er hat sich in allen Gattungen der Poesie versucht. Er und Pedro Calderon de la Barca (1600—1681) bezeichnen den Gipfelpunkt des spanischen Geisteslebens.

Was die Leistungen dieser beiden großen Dramatiker auszeichnet, ist in erster Linie der durchaus nationale Charakter derselben. Die Nachahmung der Italiener hatte auch zu der der alten Dramatiker geführt, alle diese Versuche waren jedoch nicht für die Dauer lebensfähig gewesen, Lope und Calderon dagegen blieben unter allen Umständen Spanier, basirten auch die Dramen, in denen sie die antike Götter- und Menschenwelt zum Gegenstand nahmen, ebenso wie alle andern auf die nationale spanische Anschauungsweise, auf die

nationalen Ideale, gaben nur dem nationalen Geist Ausdruck und deshalb war der Erfolg ihrer Schöpfungen ein ganz außerordentlicher. Sehr viel trug dazu natürlich auch die ungewöhnliche Begabung bei, die diese beiden Männer für das Drama besaßen. Die Erfindungsgabe, die besonders Lope zeigt, die Geschicklichkeit in der Architektur des Dramas, in der Intrigue, in der Verwicklung der leitenden Fäden ist bei beiden Dichtern erstaunlich; die Schönheiten, die ihre Dramen bei der großen Zahl von hochbedeutenden Leistungen bieten, sind entsprechend groß; aber neben den vielen Vorzügen, die diese Dichtungen unzweifelhaft besitzen, enthalten sie, weil sie eben durchaus national spanisch sind und die spanische Denkweise getreu spiegeln, sehr Vieles, was für die heutige Zeit kaum mehr genießbar ist. Darin liegt eben der große Unterschied zwischen dem spanischen Drama und dem der Griechen, Shakespeares und Molières; diese letztern sind unvergänglich, weil sie das echt Menschliche, wie es sich hier zu allen Zeiten ausgesprochen hat und aussprechen wird, in idealer Darstellung behandeln; in Lopes und Calderons Dichtungen dagegen ist es nicht das absolute Menschenthum, sondern das Spanierthum, das uns entgegentritt. Im Rahmen ihrer Zeit und ihrer nationalen Welt betrachtet, sind diese beiden Dichter wahre Wundergestalten und von unerreichbarer Größe; im Rahmen der Weltliteratur schwindet ihre Bedeutung sehr zusammen; und an ihre Ethik vollends darf man den Maßstab einer rein humanistischen gar nicht anlegen, wenn man nicht jeden Augenblick durch die abschreckendsten Grundsätze verletzt sein will. Wir dürfen ihnen aus ihren Fehlern kein Verbrechen machen, denn in einer Zeit lebend, in welcher Thron und Altar gleichmäßig absolutistisch herrschten und den Geist der Nation auf das schmachlichste geknechtet hatten, konnten sie als hohe strenggläubige Prälaten

— Lope war obendrein Familiar der Inquisition — als echte Spanier nicht anders denken, als wir es aus ihren Dichtungen ersehen. Aber die moderne Welt kann eben für die spanischen Begriffe von Ehre und Liebe kein Verständniß haben und sie nicht billigen; sie kann eine Moral nicht anerkennen, die jedes Verbrechen billigt, wenn nur der Schein der Gläubigkeit gewahrt ist; sie kann die blinde blutgierige Glaubenswuth, die hartherzige Unbulsamkeit, die beschränkte Weltanschauung weder mit den Grundsätzen des wahren Christenthums noch mit denen des modernen Humanismus vereinbaren.

Nachdem das Drama einmal Mode geworden, war es natürlich, daß jene beiden großen Dichter zahllose Nachahmer fanden, doch nur wenige waren befähigt, auch nur annähernd bedeutende Dichtungen zu schaffen. Tirso de Molina, Marcon, Quevedo und Moreto dürfen als die hervorragendsten unter ihnen bezeichnet werden.

„Die böse blutige Saat der Inquisition, des religiösen und staatlichen Absolutismus trug nun ihre Früchte. Wie durch die Vertreibung der Mauren und Juden die Bodencultur und Gewerbtätigkeit vernichtet, der Verfall des Landes herbeigeführt worden war, so wurde auch der Geist durch den schweren Druck endlich so entkräftet, daß er selbst auf dem Gebiet der Poesie nichts Neues mehr zu schaffen vermochte; Nachahmung der Klassiker war das einzige, wozu die geschwächte Kraft ausreichte.“ (Diercks, die schöne Literatur der Spanier.)

Die Besitzergreifung des spanischen Thrones durch Philipp V., den Enkel Ludwig XIV., und das damit verbundene Eindringen französischer Cultur in Spanien hatte zur Folge, daß während des 18. Jahrhunderts die französische Literatur, die so lange aus dem reichen Quell der

spanischen geschöpft hatte, diese beherrschte und eine Nachahmungsliteratur hervorrief, die traurig gegen die der vorherrschenden Blüteperiode absticht. Versuche einzelner Schriftsteller, den französischen Geschmack zu bekämpfen, den nationalen Geist wieder zu erwecken, waren vergebens, erst zu Anfang dieses Jahrhunderts gelang es einigen in der Schule moderner Aufklärung gebildeten Patrioten, diesen traurigen Zustand zu beseitigen. Die zahllosen Bürgerkriege und Revolutionen waren aber der Entwicklung des zu neuem Leben und zu Selbstbewußtsein erwachten Geistes nicht förderlich, und erst in den letzten Jahrzehnten hat er seine Selbstständigkeit wiedererlangt und zwar unter dem Einfluß der Ideale der französischen, englischen und deutschen Aufklärung. Jetzt endlich beginnt er auch auf dem Gebiete der Wissenschaften nachzuholen, was er unter dem hemmenden Druck der Kirche bisher versäumt hatte, und strebt nun, mit den Geistern anderer Nationen Schritt zu halten.

Die Künste wurden in sehr hohem Grade von Italien und den Niederlanden her beeinflusst, haben daher wenig Originelles und Bedeutendes aufzuweisen. Die Malerei aber spiegelt doch deutlich den Grundzug der Spanier: ihre Gläubigkeit, gleichzeitig freilich auch den Zwang, den die Kirche auf den Geist ausübte, indem sie ihm die Fesseln eines starren Conventionalismus auferlegte und seine freie Entfaltung damit verhinderte. Nur in Zurbaran, Velasquez und Murillo ist eine gewisse Selbstständigkeit zu bemerken, letzterer giebt neben der innigen, wahren Gläubigkeit, die aus seinen religiösen Bildern spricht, auch einen starken realistischen Zug zu erkennen. In der Architektur gingen die wunderbarsten Stile aus der Mischung des gothischen, des arabischen und desjenigen der Renaissance hervor; hier erstarrten die Formen und Massen bald in dem sogenannten klassischen Stil, der in dem,

den finstern Fanatismus und Despotismus Philipps II. repräsentirenden Escorial seinen hauptsächlichsten Vertreter hat — dort geben sie im Plateresco ein getreues Spiegelbild der Ueberschwenglichkeit der spanischen Romantik.

Obgleich die wahre Religiosität in Spanien unter dem Zwang der Kirche schon früh einem gewohnheitsmäßigen rein äußerlichen Formencultus wich, so müssen wir doch, wenn wir die Summe ziehen, den zum Mysticismus neigenden, schwärmerischen, ja fanatischen Glauben als charakteristischen Grundzug des spanischen Geistes ansehen. Die literarischen Formen aber, in denen dieser einen bedeutenden Einfluß auf die andern nationalen Geister und auf den der Menschheit ausübte, waren:

Die Romanze, das Drama und der Roman.

3. Der portugiesische Geist.

Obgleich demselben Boden entsprossen, aus der Verbindung von gleichen Elementen ursprünglich hervorgegangen, weichen die Portugiesen in ihrer Natur, in ihrem Charakter, daher auch in ihrer gesammten Cultur und besonders in ihrem Geistesleben sehr stark von ihren Nachbarn, den Spaniern, ab; zu allen Zeiten hat auch ein großer Gegensatz, wenn nicht Haß, zwischen diesen beiden Völkern bestanden, die die iberische Halbinsel bewohnen. Die Schicksale, die die Westküste derselben erlitten, sind im Allgemeinen die gleichen gewesen, denen der übrige Theil Iberiens ausgesetzt war; ebenso ist auch Lusitanien, das spätere Portugal, im Ganzen denselben allgemeinen internationalen Strömungen unterworfen gewesen, wie alle andern christlichen Länder und Völker. Bedingte aber schon die geographische Lage der Westküste Iberiens Charakterzüge, die von denen der Spanier

wesentlich abweichen mußten, so wurden dieselben durch die staatliche Absonderung des Westens und den dadurch entstehenden Gegensatz noch mehr ausgebildet, so daß alsbald jedes Land und jedes Volk zu einem selbständigen Organismus wurde.

Die Portugiesen waren als Küstenvolk von vornherein andern Einflüssen unterworfen, als die Träger des spanischen Nationalcharacters, die Castilianer, und wie das Verhältnis ihrer Sprachen zu einander einerseits die Erfahrung bestätigt, daß die Sprachen der Bergbewohner und Binnenländer im Allgemeinen wesentlich charaktervoller, kräftiger, die der Küstbewohner gleicher Nationalität weicher, vocalischer sind, so giebt es uns andererseits auch ein Spiegelbild der Charaktere und der Grundstimmungen dieser beiden iberischen Völker: Die Spanier zeigen im Allgemeinen einen kräftigen, energischen, männlichen, ja rauhen, die Portugiesen einen lyrisch, ja sentimental gestimmten, schwächlichen, anschniegenden, weiblichen Charakter; die Spanier sind vorwiegend selbständig, productiv, die Portugiesen vorwiegend receptiv, daher allen äußern Einflüssen in ungleich höherm Maße unterworfen als jene.

Zur Differenzirung ihrer Sprachen trug nun freilich noch die Völkermischung insofern bei, als mit der Gründung des Königreichs Portugal (1139) durch ein französisches Herrscherhaus große Massen von Franzosen dorthin übersiedelten und bei ihrer Machtstellung die Sprache Lusitaniens, die mit der der spanischen Provinz Galizien völlig identisch war, allmählich sehr stark umgestalteten. Damit ist auch gewissermaßen schon das Geschick des portugiesischen Geisteslebens bezeichnet; denn, dürfen wir auch ohne Zweifel die Existenz einer Volksdichtung im westlichen Iberien voraussetzen, so wurde dem portugiesischen Nationalgeist doch bei

seiner Geburt, der Gründung des portugiesischen Königreichs durch Alfonso Henrique von Burgund, schon ein fremdländischer Stempel aufgedrückt und der Weg, auf dem er sich entfalten konnte, gewiesen. Die Franzosen brachten ihre völlig ausgebildete hohe Cultur und Literatur mit; der Hof wurde der Träger der portugiesischen Geistescultur, deren Grundlage die provenzalische Troubadourpoesie mit ihren Ideen, Stoffen und Formen bildete. Die frühesten Denkmäler des portugiesischen Geisteslebens, die bis ins 12. Jahrhundert hinaufreichen, entbehren somit bereits jeder Spur von Selbständigkeit, sind in jeder Hinsicht provenzalisch und nur in galizisch-portugiesischer Sprache abgefaßt. Die fremde Kunstpoesie, deren lyrischer Grundcharakter dem Wesen der Lusitanier durch und durch entsprach, ließ dem portugiesischen Geist also gar keine Gelegenheit, sich volksthümlich, naturgemäß und eigenartig zu entwickeln; von Dichtungen, die den historischen epischen Romanzen der Spanier entsprächen, finden sich kaum bemerkbare Spuren, die wénigen aber weisen theils auf vorportugiesischen, theils auf naiven volksthümlichen Ursprung hin. Die vorwiegend elegische, sentimentale Geistesrichtung ist eigentlich das einzige Charakteristische in diesen ersten Dichtungen der Portugiesen.

Der Hof war jedoch nicht allein die Pflegestätte des Geisteslebens der Portugiesen, sondern die Könige, z. B. Dionys (1279—1325), der für Portugal war, was Alfons X. für Spanien, gingen selbst mit gutem Beispiel voran; überhaupt ist zu bemerken, daß die portugiesischen Herrscher zu allen Zeiten eifrige Pfleger der Künste, der Literatur und der Wissenschaften gewesen sind.

Im 14. Jahrhundert nun, als der portugiesische Geist einen Anlauf nehmen wollte, sich selbständig zu entwickeln, nationale Färbung anzunehmen, begann der spanische Ein-

fluß sich Geltung zu verschaffen. Eine Anzahl spanischer Schriftsteller, unter ihnen auch König Alfons X., dichteten damals mit Vorliebe in galizischer Sprache, so haben sich von dem letztgenannten König eine Menge geistlicher Lieder in jener, von dem portugiesischen immer noch wenig abweichenden Sprache erhalten; umgekehrt dichteten auch die Portugiesen, wie Macias, in spanischer Sprache. So war es natürlich, daß auch die Formen und Versmaße der spanischen Dichtung in Portugal Eingang fanden, und zwar war es, wiederum dem lyrisch-sentimentalen Charakter der Portugiesen entsprechend, die Schäferpoesie, die bei ihnen großen Anklang und entsprechende Pflege fand. Daneben aber erhielten sich, wie das aus dem 1516 erschienenen großen Liederbuch von Garcia de Resende hervorgeht, die lyrischen provenzalischen Dichtweisen bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts in ungeschwächter Kraft.

Außer der lyrischen Poesie war mit den Provenzalen jedoch auch das Interesse für die Fabliaux- und Romanliteratur der Nord- und Südfranzosen nach Portugal übertragen worden, und die jüngst stark beanstandete Annahme, daß das Urbild des Ritterromans: der „Amadis de Gaula“ von dem Portugiesen Vasco de Lobeira Anfang des 14. Jahrhunderts ausgearbeitet und dann in die spanische Literatur übernommen, durch sie in die ganze Christenheit eingeführt worden sei, behält somit immer noch vielen Grund für ihre Richtigkeit; nur versteht es sich von selbst, daß der Stoff dieses Romans nicht in Portugal erfunden wurde; er weist vielmehr, wie die der meisten andern Ritterromane, auf nordfranzösische oder vielleicht auf englische Quellen zurück. Jedenfalls fand diese Gattung in Portugal ebenso großen Anklang wie in Spanien, wo der Amadis schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts allbekannt war und dort jene Fluth von

Ritterromanen erzeugte, die wir in dem *Auto de fé* derselben, im *Don Quijote* so treffend charakterisirt finden.

Der Einfluß der spanischen Literatur sollte nun bald weitere gewichtige Folgen haben. Erinnern wir uns, daß zu jener Zeit die Spanier eifrig in die Schule der Italiener gingen, diese aber in die der Römer, wie die Letztern in die der Griechen gegangen waren. So konnte es nicht ausbleiben, daß die Portugiesen durch den spanischen Einfluß auch dem der Italiener und der Alten ausgesetzt wurden und gerade so wie die Spanier in slavische Nachahmung derselben verfielen, während doch dem portugiesischen Nationalgeist gerade damals durch die ungeheuren Entdeckungsfahrten, die die Portugiesen selbst eingeleitet hatten, außerordentliche Anregung gewährt und die günstigste Gelegenheit geboten wurde, sich selbstständig zu machen. Erst gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts wurden durch Gil Vicente und Sáa de Miranda, die theils portugiesisch, theils spanisch dichteten, der nationale portugiesische Geist zur Selbstständigkeit angeleitet. Gil Vicente legte auch den Grund zur dramatischen Dichtung, ohne jedoch bedeutende Resultate erzielen zu können und ohne tüchtige Nachfolger zu finden. Gleichzeitig cultivirte Montemayor den Schäferroman, der dem nationalen Geschmack mehr als das Drama entsprach. Allerdings frankte das Letztere, weil es das italienische und das römische Drama zum Vorbild hatte, von vornherein an den Gebrechen, die diesen anhafteten und wenn auch Antonio Ferreira, der Begründer der nationalen Tragödie, mit seiner *Jués de Castro* einen vaterländischen und im portugiesischen Volke außerordentlich beliebten Stoff wählte, so kam doch auch er nicht über den Bannkreis des italienischen Renaissance-drama, nicht über Seneca, Terenz und Plautus hinaus. Es fehlte eben allen Productionen des portugiesischen Nationalgeistes die Grund-

bedingung für einen durchschlagenden und einflußreichen Erfolg: die vollsthümlische nationale Selbständigkeit.

Da trat Luis de Camoes (1525—1580) auf und erweckte zum ersten, leider auch zum letzten Mal den portugiesischen Geist zum Selbstbewußtsein. In seinem Epos „A Lusiada“ zeigt er sich nicht allein als den größten Dichter seines Volkes, sondern auch als einen begeisterten Patrioten, der die längst erkannte Bestimmung der Portugiesen für die Seeherrschaft und die an ihre Entdeckungsfahrten sich anschließenden Großthaten durch die Poesie verklärte. Zwar konnte auch Camoes sich nicht von fremden Einflüssen befreien; wie er im Ganzen in der Composition Vergil folgte, wie er die epische Stanze der Italiener annahm, so verband er auch die griechisch-römische Götterwelt mit der christlich-katholischen Weltanschauung in naivster, um nicht zu sagen willkürlichster Weise. Die Allegorese ist ihm dazu in einem Grade behülflich, der seine hohe Begabung deutlich zu erkennen giebt. So sei erinnert an Vasco de Gamas Vermählung mit der griechischen Meeresgöttin Thetis, wodurch Camoes in geschicktester Weise auf die Bestimmung seines Volkes als eines schiffahrttreibenden hinwies. Daneben ist er nicht nur tief empfindender Lyriker, sondern auch ein vortrefflicher Naturmaler, der besonders das Lebenselement der Portugiesen: das Meer mit allen seinen Erscheinungen und in allen seinen Zuständen getreu zu schildern versteht. Durch Erzählung aller bedeutenden historischen Ereignisse wurde die Lusiada ferner noch mehr als eine Dichtung, sie wurde eine Chronik, die in jeder Stanze die Mahnung an das Volk verkörpert, sich der Vorfahren und ihrer Heldenthaten würdig zu zeigen. Seine Prophezeiung, daß es dann die Welt Herrschaft erwerben würde, sollte er jedoch selbst noch als eine nichtige erkennen; denn auf die großartige Erhebung der Nation unter Emanuel dem Großen und Johann III.

folgte ein jäher Verfall, der durch den unglücklichen Ausgang der romantischen Kreuzfahrt König Sebastians nach Marokko in der Niederlage bei Alcazar (1578) besiegelt wurde. Philipp II. hatte nur auf solche Gelegenheit gewartet, um sich des Landes zu bemächtigen, das ihm als ein integrierender Theil der spanischen Monarchie erschien; er eroberte 1580 Portugal, das nun bis 1640 unter spanischer Herrschaft blieb.

In Camoes und seiner *Lusiada* erschöpfte sich unter diesen Umständen der Nationalgeist vollkommen, der nun wieder in der Nachahmung der Spanier Befriedigung fand und nicht die Kraft zu selbständigem Streben besaß; ja er erniedrigte sich so weit, daß er zum Theil selbst in spanischer Sprache Ausdruck suchte. Spanien aber war damals von der dramatischen Dichtung und dann vom Gongorismus beherrscht; diesen letztern finden wir denn auch mit allen seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten in der portugiesischen Nationalliteratur wieder, während das Drama sich geradezu fast ausschließlich der spanischen Sprache bediente, in der es in Portugal überhaupt allein die Bühne beherrschte. Gleichzeitig thaten die Inquisition, die 1536, und die Jesuiten, die 1540 ihren Einzug in das Land gehalten hatten, das ihrige, jede freie humanistische Regung des Nationalgeistes im Keim zu ersticken.

Diese Zustände blieben so bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts bestehen. Da kam von neuem, wiederum durch Spanien vermittelt, der französische Einfluß zu voller Geltung. Der Graf von Ericeyra Xavier Menezes übersezte die *art poétique* des Boileau in das Portugiesische, und wie man 1741 auch die französische Akademie durch Gründung der portugiesischen nachahmte, so wurde in jeder Hinsicht Frankreich zum Muster genommen, so wurde auch die sogenannte *Klassik* der Franzosen das Vorbild des portugiesischen Geistes,

bis Bombal, indem er die mittelalterlichen Schranken und die Macht der Kirche durchbrach, ihn auch wieder von neuem anregte. Seine Versuche, sich zu emancipiren, scheiterten aber bald wieder, denn kaum war in Boccage ein bedeutender Dichter entstanden, als ein Heer von Nachfolgern dieses unter dem Namen Elmano schreibenden Schriftstellers die genialen Freiheiten, die er sich erlaubt hatte, übertrieb und in dem so entstehenden Elmanismus einen dem Marinismus und Gongorismus leider sehr würdigen Genossen schuf. Erst unter dem Einwirken der französischen Revolution, des englischen und deutschen Geistes, gelang es dem portugiesischen Nationalgeist im Laufe dieses Jahrhunderts, sich zu selbständigem Streben zu ermannen.

Auf dem Gebiete der Geschichte und Geographie hat Portugal manche tüchtige Arbeiten aufzuweisen, im Ganzen aber vermochte der portugiesische Nationalgeist nicht auf wissenschaftlichem Felde bis zu diesem Jahrhundert, ja bis zu den letzten Jahrzehnten Leistungen zu erzielen, die auf die Entwicklung des Geistes der Menschheit gestaltend eingewirkt hätten. Der emanuelitische Kunststil ist gleichfalls auf Portugal beschränkt geblieben und ist dem spanischen Plateresco sehr verwandt.

An Fruchtbarkeit, an bedeutenden Leistungen läßt sich somit der portugiesische Nationalgeist keinem der andern europäischen Culturvölker als concurrenzfähig zur Seite stellen, denn er war zu allen Zeiten fast nur receptiv gewesen. Bei der Rolle, die Portugal in der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit spielte, durften wir jedoch den Geist, der es beseele, nicht übergehen. Was die Welt Portugal zu verdanken hat, ist die Anregung zu den Entdeckungsfahrten, die dort zuerst in großem Maßstabe und mit bedeutendem Erfolg in Angriff genommen wurden. Das Seeritterthum und seine

Verherrlichung in der Heldendichtung des Camoes gingen von dort aus; ob der Ritterroman, ist fraglich.

4. Der gallische Geist.

Weshalb gallisch und nicht französisch? Weshalb nachher britisch und nicht englisch? fragt vielleicht Mancher. Wenngleich die Gründe für die Anwendung dieser Worte aus dem Inhalt der folgenden Seiten von selbst erhellen, so mag doch der hauptsächlichste hier seinen Platz finden: Die Grundzüge des französischen, wie des englischen Geistes und Wesens finden sich bereits in klarer Ausprägung in den frühesten Kundgebungen derselben. Doch sind die Begriffe gallisch und britisch nicht in enger philologischer Bedeutung gebraucht, sondern im Allgemeinen auch als identisch mit französisch einerseits, mit englisch, ja selbst mit amerikanisch, soweit es sich um gemeinsame angelsächsische und britische Grundlagen handelt, andererseits. Haben uns die bisherigen Betrachtungen über das Geistesleben der Völker und der Welt schon belehrt, daß die Charaktere der modernen Nationen das Ergebnis von nach Jahrhunderten zählenden Entwicklungen sind, daß die nationalen Eigenthümlichkeiten meist schon mit den nationalen Individuen geboren werden, so bestätigen dies vorzüglich auch die beiden Kulturvölker, zu deren Geistesleben wir nunmehr übergehen. Die Folge einer solchen Erkenntniß sollte sein, daß wir uns klar werden, daß der Franzose so wenig wie der Engländer, der Deutsche, der Spanier, der Indianer und der Papua für seinen Charakter und seine Eigenart verantwortlich ist, daß wir kein Recht haben, ihn um derselben willen zu tadeln, sondern uns nur bestreben dürfen, sie zu verstehen, ihnen gegenüber Toleranz zu üben und demgemäß mit ihnen als etwas völlig Berechtigtem und Natürlichem zu rechnen. Wie selten geschieht das!

Auch das französische Volk repräsentirt keinen reinen Stamm, sondern ist ein Produkt einer Mischung von ziemlich verschiedenartigen ethnischen Factoren. Die Grundbevölkerung Galliens war keltisch, dazu kam von Süden her das iberisch-baskische Element, ferner von der phokäischen Colonie Massilia (Marseille) das griechische, zu schweigen von den Ueberresten älterer Bevölkerungen.

Schon in den punischen Kriegen spielte Massilia eine bedeutende Rolle und sein Einfluß auf das gesammte Gallien muß sehr groß gewesen sein; dafür spricht z. B. der von Cäsar berichtete Umstand, daß die keltischen Druiden sich der griechischen Schrift bedienten. So ließen sich noch viele andere Belege dafür beibringen, daß Massilia nicht unwesentlich zur Verbreitung von geistiger Bildung in Gallien beigetragen hat. Die großen Nachwirkungen seines Einflusses vermögen wir selbst bis heute zu verfolgen und die Bedeutung der Provence im Mittelalter, der Charakter der Bevölkerung jener Gebiete weisen ebenfalls auf jene alte griechische Colonie zurück.

In den römischen Bürgerkriegen wurde die Lage Massilias jedoch schwieriger, und nachdem es in die politischen Kämpfe hereingezogen, war es auch bald um seine Selbstständigkeit gekommen. Römischer Geist und römische Bildung gewannen nun überhaupt die Ueberhand in Gallien, und da die Römer es verstanden, mit dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht der Kelten geschickt zu rechnen, so dauerte es nicht lange, bis das Keltische als Volkssprache völlig verschwunden, die lateinische Sprache an seine Stelle getreten war. Die ungewöhnliche rhetorische Begabung der Gallier unterstützte diesen Prozeß und bald waren gallische Schriftsteller und Advokaten in Rom wegen der Eleganz des Stils, der Klarheit der Ausdrucksweise und ihrer rhetorischen Gewandtheit hoch geschätzt. Nehmen wir hiezu nun noch die Berichte, die Cäsar und

andre Schriftsteller Roms über den Charakter der Kelten geben. Da wird außer dem „argute loqui“ (der geistreichen, feinen Redeweise) die „levitas gallica“ (gallische Unbeständigkeit), ihre Beweglichkeit, ihr Leichtsinns, ihre Lust an Vergnügungen, an Prunk und Abwechslung, ihre Eitelkeit und Prahlerei hervorgehoben.

Wie wenig fehlt da, um das Charakterbild des modernen Franzosen zu vervollständigen?

Mit dem Zusammensturz des römischen Reiches wurden auch die Verhältnisse in Gallien andere. Das Land wurde von germanischen Stämmen heimgesucht und von diesen bald unterworfen. Und da die letztern den Kriegerstand, den höchsten in jener Zeit bildeten, so führten sie auch ihre Ausdrücke, die sich auf den Krieg, auf den Staat und das Recht bezogen, in die keltisch-römische Sprache Galliens ein, wenngleich sie als die verschwindende Minorität nicht im Allgemeinen ihre Sprache zu der herrschenden machen konnten. So entstand durch das Zusammenwirken aller dieser Sprachenelemente aus der von der römischen Soldateska überall verbreiteten römischen Volkssprache das Romanische, das in den verschiedenen Ländern zu nationaler Selbständigkeit gelangte.

Bei dieser Sprachmischung, die auch in Gallien eine Reihe von Dialecten ergab, die sich bedeutend von einander unterschieden, blieb es natürlich nicht. Der Norden und Osten Galliens, wo die germanischen Elemente viel stärker vertreten waren, nahm andern Charakter an als der letztere und fand in der epischen Dichtung völlig naturgemäßen Ausdruck, während der Süden ebenso naturgemäß zur Lyrik inclinirte, die der durch das herrliche Klima erzeugten heitern Lebenslust entsprach, und für die die Mauren die Formen gewährt hatten.

Während mehrerer Jahrhunderte war Gallien also in

zwei Gebiete getrennt, in denen Geister herrschten, die im Grunde gänzlich verschieden von einander waren. Allmählich aber sehen wir einen Ausgleich erzielt: die Mitte des Landes wirkt als Vermittler, besonders seitdem Hugo Capet Paris zum Centrum Galliens gemacht hat. Auch die Normannen die zu Anfang des 10. Jahrhunderts nach Gallien kamen, und das Ihre zur Gestaltung der Sprache, des Geistes, der Cultur Frankreichs beitrugen, unterstützten durch ihre Beweglichkeit die mittleren Provinzen in der Erfüllung der Aufgabe, die sie unbewußt übernommen hatten. Die Produktionen des gallischen Südens und Nordens wurden in der königlichen Residenz Paris ausgetauscht, und die centrale Lage der letztern zwischen allen Ländern der Christenheit sollte ihr Uebergewicht zu einem kosmopolitischen und dauernden machen. Ziemlich gleich weit von Italien und von England, von den germanischen Ländern und von Spanien, besaß Paris alle Voraussetzungen für eine weltgeschichtliche Bedeutung. Das Centralisationsystem Frankreichs war daher aber auch nicht ein künstliches Produkt, sondern eine ganz naturgemäße Erscheinung. Der Prozeß der Verbindung aller Gegensätze, die auf französischem Boden bestanden, in dem Schmelztiegel Paris, nahm freilich einige Jahrhunderte in Anspruch und wurde erst um 1300 im Allgemeinen beendet.

Vergegenwärtigen wir uns die Rolle, die Gallien bis zu dieser Zeit in intellectueller Hinsicht gespielt hat.

Schon von der Augusteischen Periode an war Gallien die Schule für formvollendete Sprache; Bordeaux, Lyon und Autun waren damals und in den nächsten Jahrhunderten besonders berühmt wegen ihrer Pflege der Grammatik und Rhetorik. Gallien wurde die früheste ausländische Stütze der römischen Kirche, deren Dogmen sich dann von dort aus in alle Welt verbreiteten. Auf gallischem Boden entstand

das Lehnswesen, dessen Ideen das ganze Mittelalter beherrschten und das dann auch dort zuerst wieder energisch bekämpft und vernichtet wurde. Von dort verbreitete sich das Ritterthum und seine Romantik. Die Provence gab der christlichen Welt die Vorbilder lyrischer Dichtung; der Norden Frankreichs verfaß sie mit epischen Stoffen, die, aus ganz Europa dorthin zusammenströmend, dem Zeitgeschmack, der Mode entsprechend verarbeitet wurden. Der Aufruf zu den Kreuzzügen ging von Frankreich aus; die Idee derselben wurde gerade durch die Gallier auf das Kräftigste gestützt. Frankreich wurde die Heimath der gothischen Baukunst; die nordfranzösische Sprache wurde durch die Normannen die Geschäftssprache für alle Welt, während das Provenzalische die Dichtersprache, die Hofsprache wurde. Von Paris ging die orthodoxe Scholastik, von Südfrankreich der Rezergeist aus. In Frankreich bildete sich das christliche mittelalterliche Theater zuerst aus, die ersten kunstgerechten Mysterien, von denen wir Kunde haben, wurden dort aufgeführt.

Faßt man dies Alles zusammen — und wie viel Details ließen sich noch hinzufügen! — so muß man gestehen, daß von Gallien fast alle intellectuelle Anregung während des Mittelalters ausgegangen ist, daß bei weitem die meisten epochemachenden Culturfactoren dort entstanden. Schon damals gab Frankreich immer den Ton an, wie es das seitdem bis zu diesem Jahrhundert gethan hat; es bestimmte und zwar durch Paris die Mode und die Geschmacksrichtung. Zwei Seelen, zwei Geistesrichtungen verbanden sich dort immer zu einem Gedanken, und dieser Gedanke war immer der Reflex des allgemeinen Zeitgeistes, weil die beiden Seelen, die des Nordens und die des Südens immer in direkten Beziehungen zu den leitenden Factoren der christlichen Welt standen. Das Produkt dieser Verbindung: der Pariser Geist,

war aber wiederum im Ganzen das Sublimat des Gallischen Geistes, der Art, daß also die provincialen Eigenthümlichkeiten des Nordens und Südens in Paris sich absonderten und dem rein Gallischen wichen. Daher weisen denn auch die Anfänge der eigentlichen französischen Literatur die Merkmale des psychischen Typus der Gallier auf, bis fremdländische Einflüsse sich Geltung verschafften. Die Einheitlichkeit der christlichen Welt des Mittelalters war nun wiederum für die schnelle und weite Verbreitung der von Paris ausgehenden Anregungen und Ideen sehr geeignet. Mit Leichtigkeit erfaßte der gallische Geist die Tendenzen des Zeitgeistes, und kam ihnen durch seine eigenen Schöpfungen entgegen.

Rom war und blieb das Herz; Paris der Kopf, dem die Gedanken entsprangen; die Germanen der Arm der Christenheit, die Kraft, die sie bewegte.

Was aber befähigte Paris, diese große Rolle zu spielen? Rom war durch die Verfolgung seiner theologischen und theokratischen Probleme zu sehr beschäftigt; die deutschen Kaiserhöfe durch die Staatsideale zu sehr in Anspruch genommen; Paris dagegen konnte sich mit verhältnißmäßig ungestörter Ruhe der Culturarbeit hingeben, für die ihr von allen Enden der Welt das Material zugetragen wurde. Denn der Glanz des Pariser Hofes, das Genußleben daselbst, zog Viele an; überdies war Paris für Jahrhunderte die centrale wissenschaftliche Bildungsstätte, der Herd der Scholastik und dorthin strömten somit Alle, die sich bilden wollten, und diese verbreiteten dann in alle Welt, was sie dort gelernt hatten. Schon unter den ersten Capetingern macht sich der cosmopolitische Charakter der französischen Hauptstadt bemerkbar. Dies Alles darf uns aber freilich nicht Täuschungen über die socialen Culturzustände preisgeben; bekannt ist z. B., daß Paris bis zum 13. Jahrhundert kein Straßenpflaster besaß.

Was die Charaktereigenschaften des gallischen Geistes anbetrifft, so finden wir neben denen, die uns die römischen Schriftsteller überliefert haben, in erster Linie in der lyrischen Poesie der Provenzalen, wie in ihrer ganzen Cultur, den Zug aufbrausender Leidenschaftlichkeit, die aber von geringer Dauer ist — man denke z. B. an Bertram de Born; ferner einen stark polemischen, der den Kampf um seiner selbst willen, aus Eitelkeit, hauptsächlich aber auch aus Eigensinn und anmaßender Rechthaberei durchführt, und ihn oft um der unbedeutendsten Dinge willen und von der Leidenschaft geblendet, beginnt. In der letzten Periode der provenzalischen Literatur sehen wir die Rhetorik sich zu voller Pracht entfalten: der Formencultus, die hohle schwülftige Phrase, die Effecthascherei und alle ihre andern Merkmale sind da bis ins Extrem ausgebildet.

Auch die Scholastik gewährt uns oft das Bild der vollendetsten Rhetorik, auch in ihr giebt sich der Geistesreichtum zu erkennen, dessen die Alten erwähnten, zugleich eine Dialektik von außerordentlicher Schärfe und Schlagfertigkeit, daneben aber auch eine Pedanterie, ein Autoritätencultus, die stark an den germanischen Geist erinnern. Vor allem aber macht sich auch der Formalismus breit; in Ermangelung der vernünftigen Logik finden wir sophistische Spielereien, die oft den ungeübten Geist blenden, in Wirklichkeit aber absolut inhaltsleer sind. Diese Behandlung des Nichts, seine Einkleidung in die schillerndsten Gestalten, wie sie die moderne Journalistik oft üben muß, hat ihr vollendetes Vorbild in der in philosophischen Schematismus gehüllten Scholastik. Der Schematismus, der Formencult, der starre Regelzwang und der damit verbundene Autoritätscultus sind aber typisch geworden; wir finden sie wieder in den Grundsätzen der Pleiade, in Malherbe, in der französischen Akademie, in Voi-

leau; im Regel- und Formenzwang der Klassik und selbst — der scheinbaren Regellosigkeit zum Trotz — in der Romantik dieses Jahrhunderts. Der gallische Geist stürzte sich immer mit Eifer auf die Verwirklichung eines plötzlich aufblitzenden Gedankens, verfolgte dies Ziel blindlings und ruhte nicht eher, als bis er sich unzerreißbare Fesseln geschaffen, die ihn für Jahrhunderte in seiner freien Entwicklung aufhielten, ihn endlich zu ersticken drohten und dadurch erst bewogen, einem neuen Ideal mit gleicher Ueberstürzung nachzujagen. Es ist schwer mit der sonst zu Tage tretenden Leichtigkeit der Auffassung, wie sie dem gallischen Geist immer eigen war und ist, diese Eigenthümlichkeiten zu vereinbaren, die das gallische Geistesleben so häufig aufweist; und beleuchtet man obendrein die Hindernisse, die der gallische Geist sich selbst schuf, genauer, so findet man nur zu oft, daß ihnen Irrthümer und Verkehrtheiten zu Grunde lagen. Denn man kann wohl kaum leugnen, daß die Scholastik, das Precieusenthum, die Klassik und selbst die Romantik, in ihren extremen Erscheinungen, der Natur, dem gesunden Menschenverstand in's Gesicht schlugen, in ihren Grundlagen aber zuweilen selbst von Voraussetzungen ausgehen, die mit dem absolut Wahren, Natürlichen und Menschlichen wenig gemein haben. Diese letzteren treten — und das spricht für die ursprüngliche gesunde Kraft des gallischen Geistes — immer nur dann hervor, wenn er selbst zu ungeschminktem natürlichem Ausdruck gelangt: in der volksthümlichen Dichtung, in den von heitrer Lebenslust erfüllten, von echt gallischem Humor gewürzten, gesanglichen Dichtungen des Volkes, ferner in denen eines Villon, eines Béranger und aller, die ausnahmsweise die conventionellen Formen der Modeichtung durchbrochen haben.

Wo ist aber die Ursache für diesen pedantischen Schematismus, diesen Formenzwang, und diesen Conventionalismus

zu suchen? Wir können sie nur im Cultus der socialen Idee, in der Autorität, die die „Gesellschaft“ auf die Gestaltung des Geisteslebens ausübte, erkennen. Hätte Ronsard nicht den Beifall des Hofes und der „Gesellschaft“ gefunden, hätte Jodelle's erstes klassisches Stück diesen Kreisen nicht gefallen, so wäre die Klassik, die sie begründeten, vielleicht nie zur Geltung gelangt. Ihre Ideen gefielen aber, weil sie dem Zeitgeschmack, der Denkrichtung des Jahrhunderts entsprachen; die Glieder der Pleiade wurden in Folge dessen Autoritäten, deren Macht unumschränkt wurde. So war es mit Boileau, so mit Victor Hugo, so mit Zola. Und die gleiche Erscheinung wiederholt sich natürlich auf allen Feldern der Cultur.

Wie wir in der Scholastik Gedankentiefe vermissen, so in der provenzalischen, dann überhaupt in der höfischen Kunstlyrik Gemüthstiefe, die sich wiederum auch nur da bekundet, wo die Natur des gallischen Geistes zur Geltung gelangt.

Daran schließt sich die Frage über die Religiosität der Gallier oder Franzosen. Prüfen wir da genauer, so ergiebt sich, daß wir eigentlich nur den Satz Heinrichs IV., der Thron sei wohl eine Messe werth, zu verallgemeinern haben; auch hinsichtlich der Religion herrscht die Aeußerlichkeit, der Formalismus. Aber, wird man erwidern, der strenge Theologismus der Sorbonne! Calvin! die Hugenottenverfolgungen! Wie vertragen sich diese Wahrzeichen einer mächtigen katholischen wie protestantischen Gläubigkeit mit dem vorhergehenden Ausspruch?

Was Shakespeare im Julius Cäsar so unübertrefflich dargestellt hat: die Lenkbarkeit des Volks durch überlegene berechnende Geister, ist ganz besonders auf die Franzosen anzuwenden. Sie sind leicht für etwas zu enthusiasmiten, wenn man sie dafür nur interessiren kann. Der heitere,

prunkende, die Sinne fesselnde katholische Cultus mußte aber den Massen des Volkes, weil seinem Wesen entsprechend, zusagen. Der Titel des französischen Königs als des allerchristlichsten schmeichelte dem Volke, und es folgte der doppelten Autorität des Papstes und des Königs willig. Aber das gute Einvernehmen zwischen diesen beiden bestand immer nur so lange, als es den Interessen des französischen Hofes entsprach; der gallische Geist vollends, wo er in seiner Natürlichkeit hervortritt, zeigt niemals eine tief religiöse Tendenz, und wo diese sich wirklich bekundet, ist sie protestantischen Charakters, äußert sich in der Satire, in einer scharfen Kritik der Kirche und ihrer Diener. Die Geistesrichtung ferner, die uns im 18. Jahrhundert der Aufklärung begegnet, macht sich nicht in der Troubadurpoesie, in den Thierdichtungen, in den Mysterien und Farcen allein bemerkbar, sondern auch im Roman de la rose, in den ersten Memoirenschriftstellern oder Chronisten Villehardouin, Joinville zc., in Rabelais, in Molière, Regnier und in vielen Andern, auch in der höfischen Lyrik ist der atheistische Zug schon vielfach bemerkt worden. Wahrhafte Strenggläubigkeit finden wir nur bei den Sektirern, bei den Waldensern, Albigensern, später bei den Hugenotten; und weil die Kirche die Oberflächlichkeit der französischen Religiosität sehr wohl kannte, so that sie Alles was in ihrer Macht stand, um sich den Hof — und damit das Gros der Nation — zu erhalten und durch diese die protestantischen Bewegungen zu ersticken. Der Epicureismus, die leichte praktische Lebensphilosophie, die den äußern Erfolg als Ideal hinstellt, die heitere spottfüchtige Laune des echten Franzosen vertragen sich ebensowenig mit tiefer Religiosität wie mit innigem Gefühlsleben, höchstens trat die Frömmigkeit als Frömmerei bei einzelnen Individuen in ihre Rechte, nachdem die Schale der Freuden

des Lebens geleert und die Ernüchterung dem Rausch gefolgt war.

In Wirklichkeit entsprach auch keine Religion dem gallischen Geist und Charakter vorzüglicher, als die römisch-katholische, die das Individuum in der Befriedigung seiner Wünsche nicht hinderte, in ihrer leichten Verzeihung der Sünden sehr bequem war und sich in ihrem Wesen völlig mit dem der Scholastik deckte: dieselbe Neuperlichkeit, dieselbe Betonung der Form, dieselbe hohle Rhetorik und casuistische Spitzfindigkeit, dieselbe Sophistik. Welche Aehnlichkeit zwischen ihnen und dem Rococostil! Man könnte den Catholicismus das Rococco unter den Religionen nennen.

Die Eifersucht der Kirche, sich Frankreich nicht entgehen zu lassen, die strenge Zucht die sie — bei aller Nachsicht mit den Sünden der formell Gläubigen — dem Wissen gegenüber übte, hatte den gänzlichen Verfall der Wissenschaften in jener kritischen Periode des 16. und 17. Jahrhunderts in Frankreich zur Folge, wodurch alle Geisteskräfte der Pflege der Belletristik zugewandt wurden, und dies ist einer der Gründe für die mächtige Entfaltung der französischen Literatur unter der Regierung Louis' XIV. —

Werfen wir nun noch einen Blick auf die weitere Entwicklung des nationalen Geistes, sehen wir, wie er sich selbst aufgab, der Slave des Auslandes wurde.

Nachdem Paris die Führung übernommen, die französische Sprache Selbstständigkeit erlangt hat, gelangt sogleich eine der nationalsten Formen des Ausdrucks, die der Memoiren in den Chroniken von Villehardouin, .Moustes, Joinville, Froissart u. zur Geltung. Diese Form, die wir im Bereich der römischen Literatur am vollendetsten in den Schriften Cäsars vorfinden, ist eine von denjenigen geblieben, deren sich der gallische Geist mit Vorliebe bedient hat. Hier-

bei sei auf die vielen Vergleichungspunkte aufmerksam gemacht, die sich überhaupt zwischen dem römischen und dem gallisch-französischen Geist und zwischen diesen beiden Literaturen bieten. Es war nicht bloßer Zufall, sondern große innerliche Verwandtschaft, die die Franzosen zu Nachahmern der Römer machte, als deren Geisteserben und Nachkommen sie sich darzustellen liebten.

Gleichzeitig hatte das Drama sich in der uns bereits bekannten Weise entwickelt und wurde nur noch durch einige volksthümliche Gattungen, wie das Vaudeville, erweitert.

Damit sind wir aber schon in die Zeit eingetreten, in der staatlicher Absolutismus und Centralisation durch Franz I. zur Herrschaft gelangten. Dieser König unterstützte aber auch in hohem Grade die Einführung des italienischen Geschmacks der Renaissance in Frankreich, offenbar, um auch dadurch den Resten des Lehnswesens, der Romantik, überhaupt dem Geist des Mittelalters noch ein intellectuelles und culturelles Gegengewicht zu schaffen und somit seine absolutistischen Pläne zu unterstützen. Hatte Italien die Anregung zur Schöpfung seiner Literatur und die Formen dazu von Frankreich her erhalten, so gab es nun diese Formen in vollendetster Gestalt zurück: das Sonett, die Canzone fingen an, in Frankreich gepflegt zu werden. In jener Zeit aber begann auch der Protestantismus sich sehr zu regen; Margaretha von Navarra, die Schwester von Franz I., war ihm ganz ergeben und unterstützte die Hugenotten, so viel sie vermochte. Unter solchen Umständen waren einerseits die harmlosen Formen der Schäferdichtung und der Lyrik die geeignetsten, andererseits die satirischen. So kommt also auch bald die italienische Novelle, die Italien ebenfalls als Fabliau früher hauptsächlich von Frankreich her erhalten, wieder dorthin zurück und wird nun zunächst von Marga-

retha von Navarra (1492—1559) in ihrem Septameron nachgeahmt. Durch Marot (1495—1544) werden gleichzeitig die lyrischen Formen übertragen aber von echt gallischem Geist erfüllt, und durch diesen Dichter wird nun die leichte Hofdichtung begründet, die, nachdem Willon's (1431—1482) Lieder verklungen sind, den Volksgeist und die Volksdichtung aus dem Felde schlägt und dauernd die Herrschaft übernimmt.

Fast gleichzeitig mit Calvin (1509—1564) tritt Rabelais (1483—1553) auf, um auch in seiner Weise, wie jener, Protest gegen die Kirche zu erheben, ohne doch aber mit ihr zu brechen, oder in seiner scharfen Kritik ihrer Mißstände ihre Grundfesten zu erschüttern, weil er sich nicht der Gefahr des Scheiterhaufens aussetzen wollte. Sein „Gargantua und Pantagruel“ war indessen mehr als eine Satire gegen die Klerisei und gegen die socialen Auswüchse jener Zeit, sie richtete sich auch mit vernichtender Wirkung gegen die Reste der Romantik, des Ritterwesens. In seinem Werke, das als culturhistorisches nicht als ästhetisches dauernden Werth behalten wird, zeigt sich der gallische Geist in seiner größten Derbheit und realsten Natürlichkeit und wird durch seinen Cynismus abstoßend. Die Bedeutung dieser Dichtung haben wir jedoch noch auf einem andern Felde zu suchen; sie wandte sich gegen die antikisirende Richtung der sogenannten Pleiade der sieben Dichter: Konrad, du Bellay, Baif, Thyart, Belleau, Dorat und Jodelle, die die antiken Formen, das will heißen die römischen, denn die griechischen lagen noch zu fern, zum Muster nahmen, die modernen Stoffe in die alten Gewänder kleiden und formell das Alterthum in der Literatur wieder herstellen wollten. Die Hauptthätigkeit und der Haupteinfluß der Pleiade dauerten von c. 1540—1560. Ihr Streben war die Consequenz der von Franz I. beförderten Nach-

ahmung der Italiener und der von diesen ausgehenden internationalen Renaissancebewegung, fand daher den größten Beifall in der von dieser letztern erfassen „Gesellschaft“ und konnte aus diesem Grunde in so hohem Maße gestaltend auf das Geistesleben Frankreichs einwirken, daß alle entgegengesetzten Bemühungen vergeblich waren. Diese Bewegung hatte übrigens auch ihre gewisse innere Berechtigung, in so fern, als der gallische Geist schon viel früher alle jene Gattungen der Dichtkunst gepflegt hatte, die, allerdings noch künstlicher ausgebildet, zu jener Zeit das Ausland beherrschten, und es war im Grunde nicht unnatürlich, daß er nach einem andern Ausdruck verlangte. Die Art, wie dies geschah, war aber eben das Gefährliche; denn abgesehen davon, daß die Nachahmung der Römer halb eine slavische, rein formale war, nahm man auch viele lateinische und später griechische Worte in die französische Sprache auf, schuf neue latinisierende und gräcisierende, und verfiel bei diesem Streben endlich in die größten Geschmacklosigkeiten, die den Gegnern dieser Richtung willkommenen Anhalt zur Satire boten.

Daneben wurde der Schäferroman cultivirt, nachdem Honoré d'Urfé in seiner „Astrée“, für die er als Vorbild die Diana des Montemayor genommen, ein Muster geschaffen hatte. Dies ist nun auch die Zeit, in der die französische Sprache jenen conventionellen gezierten Charakter annahm, der nur noch der innern Festigung und Geschlossenheit entbehrte, die die sprachlichen Gesetzgeber Malherbe, Boileau und die Akademie ihm verliehen. Die Extreme, in die die Dichter der Pleiade verfielen, veranlaßten nämlich Malherbe (1555—1628) durch philologische und ästhetische Kritik, durch strenge Sprachgesetze dem Verfall der französischen Sprache entgegenzuwirken. Aus dem Kreise von Gleichgesinnten und Schülern, die sich um ihn versammelten, ging dann nach

seinem Tode die Académie française hervor, welche, von Richelieu 1635 begründet, die Aufgabe erhielt, die französische Sprache zu reinigen, die Grammatik zu fixiren und durch ein Wörterbuch den Werth jedes Wortes zu bestimmen. Der Absolutismus ihrer Entstehungszeit und der pedantische Geist Malherbes, der im Wägen der Silben und Buchstaben allerdings Großes geleistet hatte, blieben an diesem Institut haften, über dessen Vortheile und Schäden schon so unendlich viel geschrieben worden ist. Indem die Akademie ihre sprachlichen Aufgaben erfüllte, wirkte sie segensreich, denn sie gab dem Französischen, unter Belassung seiner Anmuth, eine unerschütterliche Sicherheit, die nicht wenig dazu beitrug, es zur Weltsprache zu machen. Die Fähigkeit der Fortentwicklung wurde dem Französischen dadurch aber bis zu diesem Jahrhundert abgeschnitten. Ganz entschieden schädigend wirkte die Akademie jedoch in so fern, als sie sich nicht vor Parteilichkeit, Engherzigkeit und Pedanterie bewahren konnte, als sie eine literarische Koterie bildete, die im Bewußtsein ihrer Unfehlbarkeit sich die größten Ungerechtigkeiten gegen manche der erlauchtesten Geister zu Schulden kommen ließ; schädigend wirkte sie ferner hauptsächlich durch den unerbittlichen anmaßenden Regelzwang ihrer ästhetischen Grundsätze. Wenigstens auf dem Felde der Dichtkunst soll man dem Geist die Freiheit der Entwicklung lassen, wenn man ihn schon auf allen andern durch scholastischen Denk- und Regelzwang einengt.

Das rege Leben in Paris, die Pracht des Hofes waren der Ausbildung des Conventionalismus, — der für das nationale Leben der Franzosen typisch geworden ist — der eleganten Ausdrucksweise, der feinen Lebensart außerordentlich vortheilhaft und die Salons der Hauptstadt waren in dieser Hinsicht tonangebend. In dem Hotel Rambouillet, in dem der Marquise de Sablé, des Cardinals de Retz, der

Mlle. de Scudéry versammelte sich die feine Welt und gemeinsam pflegte man dort die literarischen Interessen. Es konnte freilich nicht ausbleiben, daß die Literatur, die dort entstand, eine leichte, oberflächliche wurde, und dieser Charakter übertrug sich in Folge der absoluten Herrschaft der Salons auf alle Gebiete des intellectuellen Lebens. Die Geschichte bedient sich z. B. in jener Zeit fast ausschließlich der Form der Memoiren. Der Roman, der Briefstil entwickelten sich zu voller Blüte; allerdings gingen auch die Maximen des Duc de la Rochefoucauld aus den Salons hervor, denn die Sentenz, das Epigramm, das geistreiche Aperçu waren jener Zeit völlig entsprechend, in der einerseits ein gleichmäßiger Salon-ton herrschte, in den nur durch epigrammatische Zuspitzung der Gedanken Abwechslung gebracht wurde; in der andererseits eben wieder die „Gesellschaft“ dem feinen Psychologen unendlich ergiebigen Stoff zu satirischen Bemerkungen gewährte; in der endlich die Allmacht einer despotischen Regierung keine andre Form der moralisirenden Kritik und Satire gestattete, als die vieldeutige in conventionelle Form gekleidete epigrammatische Sentenz.

Der Schwerpunkt der literarischen Leistungen lag aber auf dem Felde des Dramas.

Hatte Jodelle und seine nächsten Nachfolger das römische Drama zum Muster genommen, war von ihm schon die Theorie der vermeintlich aristotelischen 3 Einheiten aufgestellt worden, so wagte die folgende Zeit von diesen autoritativen Vorbildern und dieser Regel nicht mehr abzuweichen, die allmählich zum Dogma erhoben und von Corneille und Racine bis in die äußersten Konsequenzen durchgeführt wurde. Hinsichtlich der Stoffe aber benutzte man neben denen, die die Römer, die Griechen, die türkische Geschichte, die Italiener gewährten, hauptsächlich die der Spanier. In Folge der nahen staat-

lichen Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien wurde man in ersterem Lande mit der an Reichhaltigkeit einzig dastehenden spanischen Literatur genauer bekannt und während des ganzen 16. Jahrhunderts beherrschte das spanische Drama fast allein das französische Theater.

Der gallische Geist hatte keine Neigung zur Tragödie, trotzdem wandte man sich gerade ihr zu. Da die französische Tragödie aber im Wesen des französischen Volkes keine Unterstützung hatte, da ihr wahrhaft tragische nationale Konflikte fehlten, so mußte sie sich von vorn herein nachahmend verhalten und das machte sie, gerade so wie die römische Tragödie, rhetorisch, innerlich hohl und haltlos. Die glänzende, correcte äußere Form und Diction, die allerdings an Vollendung ihres Gleichen suchen, können diese Mängel alle nicht aufheben und das Urtheil der Heutzzeit über die klassische Tragödie der Franzosen, vom allgemeinen vergleichenden Gesichtspunkt aus, kann nur ein ungünstiges sein. Es sind keine Menschen mit natürlichen Gefühlen, die da auftreten, sondern Salonpuppen der Zeit Louis XIV., die trotz ihres tragischen Pathos, trotz ihrer antiken Selbstenhaftigkeit immer Franzosen des 17. Jahrhunderts bleiben, deren Reden und Thaten uns nur ausnahmsweise zu erwärmen und zu begeistern vermögen.

Innerhalb des Rahmens der französischen Literatur werden wir den Dichtungen des Pierre Corneille (1606—1684) und Jean Racine (1639—1699), sowie denen Voltaire's unsere höchste Anerkennung nicht versagen können, aber sie sind weder den griechischen Tragödien noch denen Shakespeare's gleichzustellen. Diese französische Klassik war eine von jenen großen Verirrungen, deren die Geschichte des Geistes der Menschheit so viele aufzuweisen hat; und wie so viele andre wurde auch diese epochemachend für die ganze

Welt, ging vermöge des Uebergewichts, das Frankreich in intellectueller wie in politischer Hinsicht während des 17. und 18. Jahrhunderts besaß, in alle Länder über und erzeugte dort eine Nachahmungsliteratur von ungeheurem Umfange und von oft bedauernswerthem Charakter, denn sie bezeichnet eine lange Periode der völligen Erschlaffung und der schmachvollsten Erniedrigung aller nationalen Geister unter den französischen, unter ein Ideal, das erst Lessing als ein auf ein gänzlich schiefes Urtheil gegründetes nachweisen mußte. Spanien besonders, das selbst den größten unter den Klassikern: Corneille und Racine Stoffe hatte hergeben müssen, zeichnete sich in dieser Hinsicht in trauriger Weise aus.

Den letzten Stein, der das Gebäude der Klassik abschloß und krönte, lieferte Malherbes Nachfolger Boileau (1636—1711), indem er in seiner art poétique die Regeln endgültig feststellte, nach denen allein gedichtet werden durfte und die als die absolut unfehlbaren galten.

Anders als mit der Tragödie verhält es sich mit der Komödie. Auch Molière (1622—1673) folgte zuerst den Mustern des Terenz und Plautus und wandte sich dann der spanischen Dramatik zu, aber in ihm brach der gallische Geist sich Bahn, und dies befähigte ihn, jene Komödien zu schaffen, die unerreicht neben den besten griechischen und den besten Shakespeare'schen stehen. Er pflegte die Charakterkomödie, für die sich ihm in den Verschrobenheiten seiner Zeit ein kostbarer Stoff bot.

Ein anderer Dichter jener Zeit, der auf nationaler Basis stand, war La Fontaine, der in seinen „Contes“ der frivolen Geistesrichtung der damaligen Gesellschaft Rechnung trug. In Scarron steigert sich die Spottfucht zur Burleske, und es ist bezeichnend, daß auch seine Dichtungen ungeheuren Beifall fanden. In den Feenmärchen eines Perrault aber, in der

Uebersetzung von 1001 Nacht von Galland und ähnlichen Werken suchte der Geist jener Zeit Zerstreuung, wenn er sich von dem niedern Servilismus der gesammten Dichtung abgestoßen fühlte.

Die Wohlredenheit fand in den Predigten eines Bossuet, Barbaloue, Fléchier, Massillon ihren vollendetsten Ausdruck.

Der Roman in allen seinen Gattungen, als Schäfer-, Schelmen-, Sitten-, Gesellschafts-, politischer, historischer und heroischer Roman war die Form, in der der von staatlichem und intellectuellem Despotismus geknechtete Geist am liebsten Ausdruck suchte, in dem auch der gallische Geist, nicht blos der conventionell-salonmäßige klassische, zuweilen seine Existenz bekundete.

In dieser Zeit liegen endlich auch die Keime für die Geistesrichtung der folgenden Periode der Aufklärung, die durch gegenseitige Beeinflussung des gallischen und des britischen Geistes erzeugt wurde, und die in den Provinciales von Pascal, in den Satiren Regniers zuerst erscheint. Im 18. Jahrhundert beginnt auch erst wieder die Pflege der Wissenschaften, die in der Hoflust der vorhergehenden Zeit nicht existiren konnten.

Die Künste spiegelten mehr als in irgend einem andern Lande die jedesmalige Zeitrichtung, so daß wir in ihnen ein getreues Ebenbild der Entwicklung des nationalen Geistes wiederfinden.

Leichtigkeit der Auffassung, Flüchtigkeit der Letztern, Spottsucht, Gefallen an allen Neußerlichkeiten, sorgenloser Frohsinn, natürliche Anmuth und Rhetorik — das sind die hervorragendsten Charakterzüge des gallisch-französischen Geistes; alle Formen der leichten Belletristik sind sein natürlicher Ausdruck. Der leichte, gefällige Charakter des Franzosen und seiner Erzeugnisse, die unübertroffene conventionelle

Feinheit und Eleganz des Auftretens und Benehmens sind neben den vielen früher angegebenen die Ursachen für den großen Einfluß gewesen, den die Franzosen bis zu diesem Jahrhundert auf die Welt ausgeübt: Der französische Diplomat ist wie im Alterthum der römische das Muster des vollendeten Weltmannes gewesen. Daß aber gerade die Klassik einen so weit reichenden Einfluß ausübte, ist begreiflich; während der Zeit, da sie blühte, zeigen alle andern Länder gänzliche Erschöpfung und den daraus resultirenden Verfall der Literatur — eine Folge der vorhergehenden übermäßigen Anspannung der physischen und psychischen Kräfte.

5. Der britische Geist.

Eine andere Atmosphäre empfängt uns, wenn wir, den festländischen Boden verlassend, das Inselreich Britannien betreten; ein anderer Geist weht uns dort, überhaupt im Norden, entgegen als in Gallien, als im romanischen Süden. Denn, wenn auch der britische Nationalgeist sich nicht den allgemeinen internationalen Strömungen entziehen konnte, so bewahrte er trotzdem und im Ganzen doch immer große Selbstständigkeit und eine kräftige, charaktervolle Eigenart, wurde besonders in seinem innersten Wesen nie durch fremde Einflüsse empfindlichen Umgestaltungen unterworfen, so daß wir die Charaktereigenschaften, die uns in seinen ersten Erzeugnissen entgegentreten, auch noch in vollster Reinheit in den jüngsten wiederfinden. Dies ist um so bemerkenswerther, spricht um so deutlicher für die große Kraft des britischen Geistes, als das Inselreich nicht viel weniger fremden Invasionen ausgesetzt war als Italien und Spanien. Aber einmal waren diese Völkerströme nicht so ununterbrochen, wie

in den süblichen Ländern, dann waren es im Allgemeinen stammverwandte Völker, die britischen Boden betraten, und endlich thaten die insulare Lage, die Ackerbauthätigkeit, die Gleichmäßigkeit des oceanischen Klimas außerordentlich viel dazu, die Bevölkerung jener Ländermassen zur Selbständigkeit zu erziehen. Wie in Spanien, so fanden auch in Britannien alle fremden Eindringlinge den heftigsten Widerstand der jedesmaligen Bevölkerung, und so weit wir durch die Poesie der Kelten in das britische Alterthum zurückzublicken vermögen, finden wir die Spuren von gewaltigen Existenzkämpfen der Stämme, die dort lebten. Auch diese Kämpfe wirkten stählend auf den Nationalcharakter, brachten alle Kräfte zur Entwicklung, erzeugten jene mächtige Vaterlandsliebe, die uns aus allen keltischen Dichtungen entgegenweht und den Engländern immer eigen geblieben ist, während sie in den Unterliegenden den Zug schwermüthiger Resignation und verzweifelnder Melancholie weckten, die ebenfalls in den Dichtungen der Kelten ihren Ausdruck fanden, und die verbunden mit nebelhafter Mystik, dem Reflex der schottischen Natur, durch den Macpherson'schen Ossian so großen Einfluß auf die deutsche Dichtung vom Ende des vorigen und vom Anfang dieses Jahrhunderts ausübten, die deutsche Romantik begründen helfen sollten.

Grimm sagt: Unsere Sprache ist auch unsere Geschichte, und dies trifft für wenige Länder so zu, wie für England. In der Geschichte der englischen Sprache können wir genau alle großen Ereignisse der politischen Geschichte verfolgen. Wilhelm von Humboldt sagt, die Sprache sei eine Weltansicht, und auch dies trifft für die englische genau zu. Das Leben der Sprache, das politische und das Geistesleben decken sich also gewissermaßen in Britannien und erklären sich unter einander; daher müssen wir die Entwicklung der englischen

Sprache auch etwas mehr beleuchten, als dies bei andern Sprachen geschehen.

Die keltische Cultur bildete die Grundlage für die englische; so ist auch die keltische Sprache der Stamm, auf den die andern aufgestropft wurden, wovon das Ergebnis die englische war. Nehmen wir zu den vorher erwähnten Charaktereigenschaften der keltischen Poesie noch die Innerlichkeit des Empfindungslebens, die sich meist hinter einem rauhen Aeußern verbirgt, so finden wir auch diese Eigenschaft im Wesen des Engländers bis auf den heutigen Tag wieder. Ein letzter Grundzug des keltischen Geistes: die Liebe zur Natur spiegelt sich überall, wo der englische Geist zum Ausdruck gelangte, in seiner Naturwüchsigkeit. Wer die keltischen Dialecte in den Gegenden Englands, wo sie heute noch gesprochen werden, oder das Schottische aus dem Munde der Eingeborenen gehört hat, der wird die melancholische, ernste, weiche Gemüths- und Geistesstimmung der Kelten auch in den heutigen Ueberresten ihrer Sprache noch erkennen.

Britannien wurde zur Zeit Cäsars zum ersten Mal von den Römern heimgesucht, die auch das isolirte Inselreich ihrem Staatenkoloss einzuverleiben strebten. Man weiß, wie schwer die Eroberer der Welt dort Fuß fassen konnten; wie in Deutschland vermochten sie endlich auch nur einen Theil des Landes, und zwar nach Jahrhunderte langen Kämpfen, sich völlig zu unterwerfen. Ihre Cultur aber war eben so wenig wie ihre Sprache im Stande, einen tiefgreifenden Einfluß auf die britische auszuüben; die Spuren beider sind verschwindend gering. Denn die vielen lateinischen Worte, die wir in der heutigen englischen Sprache vorfinden, wurden durch die Bibelübersetzungen, durch die Alterthumsstudien, durch Vermittlung der französischen Sprache und durch die moderne wissenschaftliche Phraseologie in sie eingeführt.

Raum hatten die Römer zu Anfang des 5. Jahrhunderts die Inseln geräumt, so begann der Kampf der dort zurückbleibenden und neu eingewanderten keltischen Stämme unter einander, bis endlich die südlichen Briten sich veranlaßt sahen, 449 zum Schutz gegen die nördlichen Picten und Scoten die Angeln und Sachsen herbeizurufen, die sich dort gerade so wie die Araber in Spanien festsetzten und eigne Reiche gründeten, indem sie die Briten unterwarfen, soweit diese sich nicht nach Norden und Westen zurückzogen. Große Schaaren von germanischen Landsleuten folgten den zuerst herbeigerufenen Angelsachsen, deren Sprache und Cultur nunmehr die herrschenden in Britannien wurden. Neben der keltischen Literatur, die unaufhörlich weiter gepflegt, nach dem stammverwandten Nord-Frankreich übertragen, dort in bekannter Weise weiter ausgebildet, verarbeitet und dann in alle Welt verbreitet wurde, entwickelte sich nun auf britischem Boden eine angelsächsische und lateinische Literatur, die erste mehr epische, die letztere gelehrten, theologischen Charakters, beide im Ganzen wenig originell, sondern vorwiegend nachahmend, übersetzend. Unter den angelsächsischen Dichtungen ragt eigentlich nur eine einzige bedeutend hervor, es ist das Epos *Beowulf*, in dem der urkräftige nordisch-germanische Geist trotz der christlichen Bearbeitung, die es erfahren, noch in seiner Ursprünglichkeit und Eigenart hervorleuchtet, und für dessen Entstehungszeit man das 8. Jahrhundert annimmt. Mehr als nach der poetischen Seite bekundet sich die Selbstständigkeit des angelsächsischen Geisteslebens jedoch auf dem Felde der Wissenschaften, wo es meist in lateinischer Sprache Ausdruck fand. Abgesehen davon, daß die germanische Bevölkerung Britanniens, nachdem sie einmal die christliche Religion angenommen, auch im Norden zum Träger des Christenthums wurde, daß von Britannien viele Missionäre

ausgingen, waren auch manche der bedeutendsten Gelehrten des frühen Mittelalters, wie Alcuin, Scotus Erigena u. Briten, und Alfred der Große (871 — 901) war ein eifriger Pfleger der christlichen Wissenschaften in seinen Reichen, ohne darum, wie aus der Sammlung der altfächsischen Heldenlieder erhellt, den germanischen Ursprung zu verläugnen und die nationale Cultur und Sprache zu vernachlässigen. In den englischen Gelehrten, die am Hofe Karls des Großen lebten, wie in den Philosophen der späteren Zeit beweist aber der englische Nationalgeist schon dies selbstbewusste Streben nach Selbstständigkeit, den Individualismus, den Freiheitstrieb und eine ausgeprägt emancipatorische, ja protestirende Richtung, die wiederum ständige Merkmale des britisch-englischen Geistes von jener Zeit an geblieben sind.

Die normännischen und dänischen Einfälle in Britannien gingen ohne merkliche Einwirkungen auf die Gestaltung des Geisteslebens und der Sprache vorüber, schon aus dem Grunde, weil die angelsächsische Cultur der dänischen bei Weitem überlegen war, die Sprachen aber demselben großen Stamme angehörten und im Grunde wenig verschieden waren; daß indessen diese Eindringlinge auch nicht ohne jeden Einfluß blieben, beweist z. B. der Umstand, daß eine Reihe von mineralogischen Ausdrücken offenbar scandinavischen, und zwar nicht altnordischen, sondern schwedischen Ursprungs sind.

1066 wurde dann Britannien von den Normannen erobert und erhielt damit eine wesentlich veränderte Physiognomie. Auf das Recht der Eroberer gestützt und dieses geltend machend, wollten die normännischen Eindringlinge ihre französische Cultur und Sprache den Angelsachsen aufdrängen, wogegen diese sich mit aller Gewalt sträubten und durch ihren Widerstand wenigstens erzielten, daß die Landessprache nicht nur nicht die französische wurde, sondern daß die englische

Mischsprache, die aus der während dreier Jahrhunderte vollzogenen Verbindung von angelsächsisch und normännisch-französisch hervorging, den germanischen Charakter behielt. Die ununterbrochenen Kämpfe, die sich daraus entspannen, daß der normännische Hof und Adel die Rechte, Sitten und Gewohnheiten der unterjochten Bevölkerung zu vernichten suchten, das Volk und der sächsische Adel aber die entgegengesetzten Bestrebungen verfolgten, war für die weitere Entwicklung des Charakters des englischen Volkes wiederum von den gewichtigsten Folgen, denn der den Sachsen als Germanen schon angeborne große Individualismus wurde dadurch immer mehr ausgebildet. Ein ungewöhnlich reges politisches Leben, die eiferfüchtige Wahrung der alten Volksrechte, der Schutz des Individuums, das unermüdete Streben nach persönlicher Freiheit waren die Folgen davon, und nachdem schon Mitte des 12. Jahrhunderts bedeutende Resultate auf dem Gebiete der innern Politik erzielt worden, konnte 1215 die Grundlage für die freie Constitution, die Magna charta erzwungen werden.

Auf dem Felde der Literatur hatte die Eroberung Britanniens durch die Normannen neben der keltischen, angelsächsischen und lateinischen die rein französische des Hofes zur Geltung gebracht. Mit der Entstehung des Altenglischen aus der Verbindung der verschiedenen sprachlichen Elemente trat dann die wiederum national-germanischen Charakter tragende Balladendichtung hervor, die zum Theil von den Minstrels verbreitet wurde. So bietet das Geistesleben der frühesten Zeiten ein merkwürdig buntes Durcheinander; neben den keltischen Barden, die sich in den vorwiegend von Kelten bewohnten Gegenden ihr Ansehen bewahrten, finden wir die sächsischen Skalden, dann kommen die französischen Trouvères und die altenglischen Minstrels.

Die Balladen nun sind von der höchsten Bedeutung für das englische Geistesleben. In ihnen finden wir nämlich zunächst das nordische Aequivalent für die spanische Romanze, und die Unterschiede, die sich in diesen beiden Gattungen der Poesie darbieten, sind sehr charakteristisch. In der spanischen Romanze ist die Hauptfigur meist ein christlicher siegreicher Held, dessen Thaten im bewußten Gegensatz zu den Glaubensfeinden und mit der Absicht, diese zu erniedrigen, dargestellt werden; der Held der englischen Ballade ist der Unterdrückte, der seines Rechts Beraubte, der Geächtete, der in sich oft das von fremden Herrschern geknechtete Volk verkörpert; es ist die Poesie des unterdrückten Rechts, der verlorenen Freiheit, des vernichteten Glücks. Der Boden, auf dem der Gegensatz der Ballade sich abspielt, ist meist das Grenzgebiet zwischen England und Schottland; die keltische Resignation, die nordische Blutrache, die germanische Redenkraft geben sich in ihr neben allen charakteristischen Merkmalen der keltischen wie der angelsächsisch-germanischen Dichtungen kund; nur tritt dazu noch zuweilen ein neues Moment, nämlich das des Spottes, der bald wie das Gelächter der Verzweiflung, bald wie das des fröhlichen Scherzes, bald endlich wie das der Satire erklingt. Dieser sarkastische, humoristische, satirische Zug ist ebenfalls ein Characteristicum des englischen Geistes geblieben und bricht sich fast in allen seinen Erzeugnissen Bahn, ist er doch selbst in Johnsons Wörterbuch und in streng wissenschaftlichen Werken zu finden.

Der epische Grundcharakter ist der englischen Ballade wie der spanischen Romanze gemein. In der letztern ist die Handlung aber fast immer völlig durchsichtig. In der Ballade dagegen ist die Plastik etwas beeinträchtigt durch einen eigenthümlich mythischen Schleier; sie ist das getreue Spiegelbild der nordischen Nebellandschaft, in der die Umrisse nicht nur

deutlich zu erkennen sind, sondern die Gestalten oft übernatürlicher, riesiger Natur erscheinen, deren Details aber verschwommen sind, deren unbestimmte Färbung, deren wogende Luft der Phantasie mächtigen Spielraum gewähren. Diesen eigenartigen Charakter hat nicht allein die Balladenichtung der Engländer stets behalten, sondern auch die schottische Dichtung im Allgemeinen; ja selbst in der modernen Romanliteratur finden wir manche Schriftsteller, besonders Schriftstellerinnen, die ihren Werken diese Stimmung der Ballade verliehen haben.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts hatte sich die Mischung der Sprachen der verschiedenen ethnischen Factoren Britanniens zum Englischen vollzogen, und nachdem 1362 Eduard III. verordnet hatte, daß Prozesse fernerhin in englischer statt in französischer Sprache geführt werden sollten, erhob sich der englische Nationalgeist 1365 zu der kühnen That der Verweigerung des Peterspfennigs; gleichzeitig trat Wicief als erster Protestler auf, und Geoffrey Chaucer wurde der „Vater“ der englischen Literatur. Endgültig verbannt wurde die französische Sprache jedoch erst 1483 durch die Bestimmung, daß im Parlament nur die englische Sprache angewandt werden dürfe.

Chaucer bildet in jeder Hinsicht einen bedeutenden Markstein im britischen Geistesleben. Denn abgesehen davon, daß das Englisch, dessen er sich bedient, als ein selbständiger kräftiger Organismus erscheint, finden wir in seinen Werken einerseits starke fremdländische Einflüsse, und andererseits viele Charaktereigenschaften des nationalen Geistes in scharfer Ausprägung. Man darf Chaucer keineswegs einen völlig originalen Dichter nennen, im Gegentheil; denn in dem Roman von der Rose ist er nur einfacher Uebersetzer des französischen Werkes, in seinen andern kleinern Dichtungen

ist er Nachahmer der Alten, die er in Italien kennen gelernt hatte, und der Italiener, auch selbst in dem Werke, das seinen Ruhm begründet hat: in den *Canterbury Tales*. Hier nimmt er, wie früher erwähnt, Boccaccio's *Decamerone* zum Muster, aber in der Ausführung dieses Werkes zeigt sich allerdings der britisch-englische Nationalgeist auf das deutlichste in seiner Eigenart. In der *Canterbury Tales* tritt der moderne Zeitgeist ungleich kräftiger hervor als in dem Werke des Italieners. Chaucer bricht vollkommen mit der Romantik des Mittelalters, führt uns mitten in das Leben seiner Zeit ein, zeigt uns die socialen Typen derselben in ihrer vollen Realität und auf das feinste charakterisirt, so daß sie sich in vollendeter Plastik von dem Hintergrund der englischen socialen Cultur jener Zeit abheben. Freilich sind der Realismus und die Naturwahrheit in den *Canterbury Tales* nicht dem heutigen Geschmack entsprechend, den sie vielmehr oft genug verletzen, aber Chaucer war eben ein Schriftsteller des 14. Jahrhunderts und konnte, ebenso wenig wie Shakespeare, eine Ahnung haben von der conventionellen Rücksichtnahme und Tünche der heutigen Zeit. Dieser derbe Realismus blieb im Verein mit dem Sarkasmus ebenfalls für alle Zeiten ein Charakterzug des englischen Nationalgeistes. Der Objectivismus, der früher schon in den angelsächsischen epischen Dichtungen, in den Balladen seine Existenz bekundet hatte, war bereits in Roger Bacon (1214—1292) in die empirische Naturbetrachtung übergegangen, die ebenfalls ein unverrückbarer Grundzug der englischen Denkweise blieb, und die wir gleichfalls in Chaucer deutlich wahrnehmen. Der selbstbewusste Individualismus ist es aber besonders, der den *Canterbury Tales* den nationalen Stempel verleiht. Nehmen wir dazu noch die praktische Denkweise, die aus jenen Erzählungen ebenfalls deutlich hervortritt, so haben

wir alle Merkmale des englischen Geistes beisammen. Denn der den Engländern und Amerikanern eigene Pietismus ist nur die extreme Consequenz der germanischen Glaubensinnigkeit, die schon die Angelsachsen veranlaßte, sich mit theologischen Studien in bedeutendem Maße abzugeben. Die Skepsis dagegen ist die Consequenz der objectiven empirischen Naturbetrachtung, der nüchternen praktischen Denkweise. Und alle diese Merkmale des britischen Geistes blieben unverändert bis zur heutigen Zeit und verschwanden nur, wenn mächtige fremde Einflüsse ihn sich selbst zu entfremden vermochten.

Die Zeit, die zwischen Chaucer und dem zweiten, dem höchsten Gipfelpunkt des englischen Geisteslebens liegt: Shakespeare, war eine Periode der innern Entwicklung aller Elemente und Kräfte sowohl im Hinblick auf die Politik, wie auf die Sprache, die materielle und die psychische Cultur; es war die Zeit der Vorbereitung für die Blüte der Elisabethischen Epoche.

Die emancipatorische Tendenz steigerte sich in jener Zwischenzeit zum Abfall Heinrichs VIII. (1509—1547) von Rom und führte dann das Sektenwesen und die religiösen Kämpfe herbei, die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts England zerrütteten. Der Einfluß, den die Bibelstudien, die seit Wicliif gemacht wurden, und den die Bibelübersetzungen auf den Geist und die Sprache Großbritanniens ausübten, ist für den ersteren wieder sehr sprechend, denn er beweist, in wie hohem Maße das Wort der Bibel die Nation beherrscht, giebt den pietistischen Zug des nationalen Charakters deutlich zu erkennen, der im Puritanismus seinen vollendetsten Ausdruck fand und oft genug hemmend für den Fortschritt der Geistescultur war. Keine Zeit hat in England einen größern Despotismus aufzuweisen als die der puritanisch-theokratischen

Republik Cromwells; der Protestantismus aber war es hier, der diese Früchte zeugte!

War Chaucer schon bei den Italienern in die Schule gegangen, so wurde der Einfluß der italienischen Poesie auf die englische in den folgenden Jahrhunderten immer stärker, um so mehr als der Wandertrieb der Briten immer größere Massen von englischen Touristen nach Italien führte. So sehen wir nach und nach alle Formen der italienischen Dichtung in England Boden fassen; Surrey und Wyatt brachten z. B. von ihren Reisen das Sonett, überhaupt die lyrischen Gattungen mit; der reimlose Vers wurde übertragen. Selbst die Schäferdichtung fand ihre Nachahmer, so schrieb Sidney (1554—86) einen Schäferroman *Arcadia*, in dem er des Spaniers Montemayor *Diana* zum Muster nahm; Spenser (1553—99) vertrat in seinem *Shepherds Calendar* die gleiche Richtung, während er in seiner die Königin Elisabeth verherrlichenden allegorischen Dichtung *Faery Queen* den italienischen Epikern folgte, Manches wörtlich dem Ariost entnahm, zuweilen Tasso nachahmte. Durch die Italiener lernte man die altklassischen Literaturen kennen und die humanistischen Studien wurden von nun an auch in England eifrig betrieben; in welchem Maße, erhellt daraus, daß nicht nur die Königin Elisabeth, sondern auch ihre Hofdamen in Latein und Griechisch vorzüglich bewandert waren, sich in diesen Sprachen selbst mündlich auszubringen verstanden.

Dem Humor und der Satire bot sich immer Gelegenheit; so sehen wir sie denn auch in dieser Periode nicht verschwinden. Die politischen Interessen überwogen allerdings unter dem Einfluß der durch die Entdeckung Amerikas und die Erfindungen des 15. Jahrhunderts veränderten Weltlage und der Ausbildung der Schifffahrt. Die socialpolitischen Ideale fanden in Thomas More's (1480—1535) *Utopia*

ihren literarischen Ausdruck, wozu der Staat Platos das Vorbild gegeben hatte. Die klassischen Studien, die Politik, hauptsächlich aber die Erfolge zur See, die erweiterten Anschauungen, endlich die Vernichtung der Armada (1588), wodurch England dem gefährlichsten Gegner, den Spaniern gegenüber einen Vortheil von unberechenbarer Tragweite errang und die Herrschaft auf dem Weltmeer erlangte: Alles dies zusammen wirkte fördernd auf die Nation ein, erzeugte gleichzeitig einen außerordentlich bedeutenden Aufschwung in materieller wie in intellectueller Hinsicht. Die Blüte des Geisteslebens aber entfaltete sich auf dem Gebiete des Dramas in Shakespeares großartigen Dichtungen. Auch hier also finden wir das Drama als Folge, gewissermaßen als Reflex der Kämpfe, die sich innerhalb der Nation abspielten. Die praktische Denkrichtung, die Objectivität der Weltanschauung, der humanistische Individualismus, die Innerlichkeit und Tiefe des Empfindungslebens waren der Boden, aus dem heraus das Drama, und zwar als das denkbar nationalste Product des britischen Geistes erwuchs. Denn wenn auch die Grundlagen des Dramas in England dieselben waren wie in der ganzen christlichen Welt, so nahm es doch schon in der Gestalt des Mirakelspiels und der Moralitäten nationale Farbe und Charakter an; vollends in den Interludes und in den bei Hofe beliebten „Masken“. Ueberall tritt der Realismus des Lebens in echt englischer Derbheit, hervor und da dieser Charakterzug auch in die höhere dramatische Dichtung überging, so ist es begreiflich, weshalb das Theater in den politisch-religiösen Kämpfen jener Zeit Parteisache wurde, durch den Pietismus oft schwer zu leiden hatte und unter der Herrschaft des letztern für längere Zeit sogar völlig geschlossen wurde. Wie aus den griechischen religiösen Aufzügen die Komödie und die Tragödie sich entwickelt hatten, so

sehen wir auch aus den im Grunde religiösen Anfängen des mittelalterlichen Dramas diese beiden Gattungen als selbständige Formen hervorgehen, wenngleich ihnen Manches gemeinsam blieb. Die Entstehung des modernen Dramas können wir überhaupt nirgends so genau verfolgen, als gerade am englischen. Auch in anderer Hinsicht bietet dasselbe interessante Untersuchungsobjecte; so sehen wir unter Anderm manche typischen Gestalten und Eigenthümlichkeiten der Shakespeare'schen Dichtungen aus ihren Reimen heraus sich entwickeln; wir sehen z. B. den „Teufel“ des Mirakelspiels zum „Laster“ der Moralitäten werden, um dann die Rolle des Spafsmachers im Interlude zu übernehmen, in der Gestalt eines Falstaff und ähnlicher Figuren selbst in die Tragödie überzugehen, und dort der Vertreter der heiteren Seite des menschlichen Lebens, wenn nicht der Ironie des Schicksals zu werden. So sehen wir ferner die Stoffe der heiligen Schrift den allegorischen Vertretern der Motoren des Lebens Platz machen, die dann, echt britisch, aus ihrer abstracten Gestalt wieder in die concrete von Figuren der mythischen oder geschichtlichen Zeit Englands übergehen und den Realismus des nationalen Lebens wie überhaupt des Menschenthums verkörpern. Neben dem naturwüchsigen nationalen Drama eines Sadville, Norton, Still und Marlowe, den Vorläufern Shakespeares, wurden natürlich auch Plautus, Terenz, Seneca und die italienischen Dramatiker nachgeahmt und das gelehrte antikisirende Drama ausgebildet, dessen Vertreter in Jonson ihren Führer hatten. So lange jedoch Shakespeare lebte, dichtete und Fremdes bühnengerecht bearbeitete, konnte der nationalen Richtung kein Hinderniß entgegengestellt werden, denn sie entsprach zu sehr dem nationalen Geist, als daß sie nicht die ganze Nation für sich gewonnen hätte.

Das spanische Drama haben wir ebenfalls als eine

durch und durch nationale Pflanze kennen gelernt, aber welche gewaltigen, tiefgreifenden Unterschiede sind zwischen ihm und dem englischen. Alles ist da verschieden; wir brauchen nur daran zu denken, daß jenes die katholische Weltanschauung, dieses die protestantische vertritt, um die ungeheure Masse von innern Gegensätzen zwischen ihnen anzudeuten, die die nothwendige Consequenz sein müssen. Im spanischen spielt das Dogma die Rolle des Schicksals; im englischen wird der Mensch für seine That verantwortlich, wird das sittliche Bewußtsein des Individuums der Rächer seiner Schuld; dort ist der Kirchenglaube der Grundstein, der Angelpunkt des Dramas, hier das echte, freie Menschenthum, das seine Selbstbestimmung, sein Selbstbewußtsein bewahrt hat, und das in allen seinen typischen Incarnationen zur Darstellung gelangt. Es ist der Humanismus in seiner vollendeten Gestalt, und als solcher eben auch echt christlich, selbstbewußt und protestirend gegen den Begriff eines blindwaltenden Fatums, der das englische Drama Shakespeares und der ihm geistig nächststehenden befeelt, und das ist der Grund, weshalb dasselbe auch wie das griechische über die nationalen Grenzen hinausgeht und der Menschheit angehört, wie es eben die Menschheit zum Object hat. Der nationale Werth des Shakespeare'schen Drama ist darum aber nicht weniger groß, denn in seinen die englische Geschichte behandelnden Stücken zeigt er sich als echten Briten, als wahren Patrioten, als genialen Politiker, dessen Idee vom Staat auf die individuelle Freiheit begründet ist. Als Kind seiner Zeit gab natürlich auch er dem derben Geschmack derselben Ausdruck, der allerdings, wie die Culturgeschichte des Elisabeth'schen Zeitalters bekundet, von dem heutigen sehr verschieden war!

Auch Shakespeare hatte in seiner Jugend der gelehrten und italienischen Geistesrichtung Rechnung getragen, seine

Iyrischen Dichtungen bezeugen dies besonders; auch im Drama war er Anfangs den fremden Mustern gerecht geworden, zu seinem Glück aber befreite er sich schnell von dem Autoritäts-cultus und folgte dem sicheren Führer seiner harmonischen Seele, seiner empirischen Menschenkenntniß. Am deutlichsten springt seine Bedeutung in die Augen, wenn man seine Behandlung eines Stoffes mit der Anderer vergleicht, die denselben Gegenstand bearbeiteten. Kurz aber, alle Charakterzüge des britischen Geistes finden wir in Shakespeare's Werken in kräftigster Weise zum Ausdruck gebracht: Humor, sittlichen Ernst, inniges Seelenleben, derben Realismus; größte Objectivität in der Beobachtung der Welt und des Menschen, praktischen Subjectivismus in der Verfolgung von Zielen.

Nach Shakespeare welkte die Blüte des Dramas rasch unter dem Einfluß des Puritanismus; es konnte seit jener Zeit nie wieder die Bedeutung erlangen, sich nie wieder zu der Höhe erheben, auf die Shakespeare es gebracht hatte; höchstens dürften einige Komödien wie die Sheridans eine Ausnahme bilden. Die fremdländischen Einflüsse wurden immer größer, man ahmte seit Dryden die Franzosen nach, man ging zu den Spaniern in die Schule und wandte sich dann mit Vorliebe der Oper zu, die dem Uebergewicht, das der Pietismus und die praktische Geistesrichtung erlangten, mehr entsprach, als das einen idealen freigeistigen Aufschwung erfordernde Drama.

Das dritte Krystallisationsprodukt des britischen Geistes war „Das verlorne Paradies“ Miltons (1608—1674). Das protestirende Element desselben verband sich in Milton mit dem religiösen und erzeugte ein Produkt, das einzig in seiner Weise dasteht. Auch Milton war nicht frei von Nachahmung der alten Epiker, Dantes und der italienischen Epiker, aber unter seiner Behandlung gewann der Stoff eine durch und

durch nationale Farbe, einen ihm ganz eigenthümlichen Charakter. Hierin eben liegt das Bedeutsame von Milton's Dichtung; denn auch hier sind es die freie Selbstbestimmung des Menschen, der Individualismus, der Protest gegen die Despotie, — auch selbst gegen diejenige Gottes — die uns entgegenreten. Der Geist des frommen Glaubens, des republikanischen Strebens nach Freiheit, durchwehen diese Dichtung, die auch die andern Merkmale des britischen Geistes an sich trägt. Am großartigsten erscheint uns Milton in der Charakteristik des Satans.

Damit sind wir an einem bedeutsamen Wendepunkt des Geisteslebens Englands nicht nur, sondern der Welt angelangt. Das Uebermaß der Gläubigkeit, wie es sich im extremen Puritanismus kundgiebt, mußte nothwendigerweise nicht allein die Satire zu höherer und kräftiger Entwicklung bringen — es sei an Butlers Hudibras erinnert — sondern auch die Skepsis zu energischerem Auftreten herausfordern, und indem wir uns die Darstellung der dadurch hervorgerufenen Bewegung für die folgende Abhandlung vorbehalten, wollen wir nur noch einen abschließenden Blick auf den britischen Geist werfen, dessen Charaktereigenschaften wir bereits alle kennen gelernt haben.

Wenngleich die Periode, die auf das Zeitalter der Elisabeth folgte, viele geschraubte, künstliche Dichtungen aufzuweisen hat, wenn Lily durch seinen Euphues eine dem Marinismus und Gongorismus ähnliche Erscheinung im Euphuismus weckte, der gerade so wie jene in der Unnatürlichkeit, im Schwulst, in der Künstelei und, im Besondern, in der Ausartung des Wizes Großes leistete, so waren dies eben Erscheinungen, in denen die Natur des echt britischen Geistes nicht zur Geltung gelangte; denn zu allen Zeiten sehen wir letztere weder zur Metaphysik noch zu lyrischer Ueberschweng-

lichkeit incliniren. So ist es charakteristisch, daß die Romantik der Troubadour-, der Minnepoesie, der Ritterromane fast gar keinen Eindruck auf den englischen Geist machte. Das Seelenleben der Briten kommt dagegen überall in der Schilderung der Natur, des Familienlebens, ferner überall da klar zu Tage, wo wie in Burns der echte nationale Volksgeist sich durch alle Künstelei und im Gegensatz zu ihr Bahn bricht.

Der englische Geist zeigt ferner eine ausgesprochene Abneigung gegen den Scholasticismus, die Schablone in irgend welcher Form, ja selbst gegen den Autoritätscultus, und erweist sich somit als diametral entgegengesetzt dem deutschen Geist. Zwar ist die allgemeine Bildung in England wie in Amerika in Folge dessen keine sehr hohe, besonders die niedern Stände entbehren derselben im Vergleich zu denen Deutschlands sehr, aber der Vortheil für den britisch-angelsächsischen Geist der Engländer und Amerikaner liegt darin, daß der Individualität durch den Mangel einer gleichmäßigen pedantischen Schulung die Möglichkeit freier Entfaltung der natürlichen Gaben viel mehr erleichtert wird als dem Deutschen, dessen Geist nur zu oft durch die übermäßig strenge Schulung völlig zerrüttet wird. Das unermüdete Streben nach persönlicher Freiheit in jedem Sinne, hatte die kräftige Entfaltung des Journalismus, des Ausdrucks der öffentlichen Meinung, der Pressfreiheit, für die schon Milton eintrat, zur Folge, Errungenschaften, die nicht wenig zur Größe Englands und Amerikas beigetragen haben.

Der Objectivismus war die Grundlage für die epischen Dichtungen, die Balladen gewesen, er war es für das Drama und wurde es dann für die Pflege der Geschichte. England hat eine große Reihe von ausgezeichneten Historikern aufzuweisen, die nicht allein die englische Nationalgeschichte,

sondern auch die Universalgeschichte bearbeiteten, und die auch philosophische Geschichtswerke schufen. Der Pflege der Wissenschaften, besonders der dem englischen Geist am meisten entsprechenden Naturforschung, kam die objective Geistesrichtung auf das förderlichste entgegen und verband sich oft mit der im Grunde ganz entgegengesetzten praktischen Geistesrichtung zu gemeinsamem Wirken. Die praktische Geistesrichtung setzt nämlich im Allgemeinen eine subjective Denkweise voraus. Doch darin liegt eben auch wieder ein Characteristicum des englischen Geistes, daß diese beiden Gegensätze in ihm sich oft derart vereinten, daß sie unzertrennlich wurden; das geschieht, wenn der Objectivismus sich auf das beobachtende Subject und seine Verhältnisse richtet, statt nur das Fernliegende seiner Betrachtung zu würdigen. Freilich giebt es auch Zeiten in der englischen Geschichte, in der die praktische Geistesrichtung überwiegt, und man kann sagen, daß diese Tendenz seit der Periode der Elisabeth stetig zugenommen hat, und dieser Umstand befähigt eben auch die Engländer wie die Amerikaner, in jüngster Zeit alle übrigen Völker an Leistungsfähigkeit auf praktischem Felde, an Erlangung von materiellen großen Resultaten und Vortheilen bei weitem zu übertreffen. Darin liegt z. B. einer der großen Unterschiede zwischen dem Briten und dem Deutschen. Der letztere vertieft sich oft in seine Denkobjecte so weit, daß er nicht mehr den Ausweg findet, er verliert, indem er jedes Ding von allen nur denkbaren Gesichtspunkten aus betrachtet und erwägt, viel Zeit, viel Kraft und vor allem den günstigen Augenblick zum Handeln, seinen Vortheil wahrzunehmen.

Der Engländer reflectirt kühl und scharf nur vom praktischen Gesichtspunkt des materiellen Erfolgs, handelt schnell und kommt allen Andern zuvor. Er ist darum der Specialforschung nicht weniger fähig wie der Deutsche; geht

ihm auch etwas von der speculativen philosophischen Tiefe des letzteren ab, so behält er dagegen immer auch den Blick auf das Allgemeine gerichtet, verliert sich nicht selbst in der Detailuntersuchung, hat durch große Beweglichkeit, durch seinen Wandertrieb, ferner durch seine rationelle Körperausbildung auch seinem Geist größere Schlagfertigkeit, Schärfe und Fähigkeit schnellen und weitsichtigen Ueberblicks gegeben — das Alles geht (im Allgemeinen natürlich) dem Deutschen ab. Diese Eigenschaften des Geistes bewahren ihn auch vor dem Verfallen in romantische Verschwommenheit und überschwenglichen Idealismus. Die moderne Romandichtung der Engländer beweist, mit wie sicherem Blick sie auch auf dem Felde der schönen Literatur und unter der Herrschaft des praktischen Realismus das Richtige zu treffen mußten, indem sie einerseits den patriotischen historischen Roman, andererseits den Sitten- und Culturroman pflegten, der durch Voz sogar zur Beseitigung mancher socialer Schäden beigetragen hat.

Die socialen und politischen Interessen waren von jeher in England sehr rege gewesen, sie wurden es unter den Kämpfen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts immer mehr und stempelten den nationalen Geist, dem sie gewaltige Arbeitsfelder eröffneten. Die Satire, die Kritik der Gesellschaft, die parlamentarische Beredsamkeit, die politische Schriftstellerei beschäftigten ihn in höchstem Grade und ließen verhältnißmäßig wenig leistungsfähige Kraft sich der schönen Literatur zuwenden.

Die vorwiegend praktische Richtung des Geistes in den letzten Jahrhunderten war der Pflege der Künste natürlich nicht förderlich, gewährte höchstens eine ihr entsprechende Ausdrucksweise, die wir in der Portraitmalerei, im Thierstück, allenfalls in dem Landschaftsbild, hauptsächlich aber in den Genre- und Lebensbildern von Hogarth und seinen Nach-

folgern erkennen. In der normännischen Gothik, überhaupt in der ältern Architektur, bekundet sich die Kraft und Energie des britischen Geistes; in der modernen Baukunst walteten praktische Gesichtspunkte vor.

Wie es zu allen Zeiten gewesen ist, daß neben dem Idealismus der Realismus, neben dem Pessimismus der Optimismus, neben dem sittlichen Verfall sittliche Größe, neben der Skepsis der Glaube existirt hat, so sehen wir auch das Geistesleben der Engländer von solchen Gegensätzen erfüllt, die sich gegenseitig bekämpften; nur traten hier alle Factoren kräftiger und energischer auf als bei andern Völkern, und das konnte nicht wohl anders sein, da der Individualismus, das stolze Selbstbewußtsein, das Streben nach Freiheit kaum irgendwo so groß gewesen sind, als in England und im angelsächsischen Tochterlande Amerika, wo der Geist keine Schranken dulden wollte. Dort mußte natürlich jede Ansicht, sofern sie nur fest gegründete Basis hatte, sich auch zu voller Bedeutung entwickeln.

Vernunft und Kritik.

1. Skepsis und Aufklärung.

Luther hatte die Vernunft geschmäht, hatte Copernicus einen Narren gescholten. Die Vernunft sowohl wie die Wissenschaften, die ihr dienten, und der Zeitgeist, dem Luther durch seine That selbst den Weg zum Fortschritt gewiesen hatte, dessen Tendenz nur eine humanitäre, auf die Vernichtung aller mittelalterlichen und veralteten Anschauungen gerichtete sein konnte, sollten sich bald bitter rächen für die Nichtachtung, die ihnen zu Theil geworden war.

Die katholische Kirche hatte in dem Schluß des Tridentiner Concils ebenfalls der Vernunft Hohn gesprochen, verfolgte unerbittlich Diejenigen, die offen und muthig für wissenschaftliche Wahrheiten, für Vernunft, vernünftige Beurtheilung der Welt und für ihre vernünftigen Ueberzeugungen einzutreten wagten.

Luther und das Wort der Bibel wurden in protestantischen, der Papst und das Dogma der römischen Kirche in katholischen Landen das Selbstgeschrei, die unfehlbaren Normen und Autoritäten, denen der vorwärtstrebende Geist sich unterordnen sollte. Indem er dies that, wurde die geistige

„Unmündigkeit“ eine „selbstverschuldete“, aus der die Welt zu erlösen die Aufgabe der Wenigen war, die unerfrockenen Muthes das unvollendete Werk Luthers aufnahmen, den Protest im Gegensatz zu allen an Zahl unendlich überlegenen Gegnern fortsetzten und die Zeit der „Aufklärung“ herbeiführten, die Kant in treffender Weise folgendermaßen definierte: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit, wenn die Ursache nicht am Mangel des Verstandes sondern der Entschliebung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Wage weise zu sein, habe den Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahrspruch der Aufklärung“. Während besonders Deutschland, das in so glorreicher Weise dem Protest Ausdruck verliehen hatte, in religiöse und staatliche Zerrüttung verfiel, wozu die Veränderung der Bahnen des Weltverkehrs allerdings das ihrige beitrug; während die Wissenschaften dort, in Italien, Spanien und Frankreich in ihrer Entwicklung und Existenz bedroht waren, während — und von dem orthodoxen Standpunkt der Protestanten und Katholiken aus mit Recht — nach wie vor das Studium der Natur als „im höchsten Grade strafbar, als einem Christenmenschen nicht geziemende Kenntniß“ betrachtet wurde, fanden die Vernunft und ihre Jünger in England, vorzugsweise aber in Holland eine Freistätte.

Daß die Fortentwicklung des Geistes auch nach der Reformation nur im Gegensatz zum Glauben vor sich ging, beweist uns die Geschichte der Civilisation bis auf den gegenwärtigen Augenblick, beweist der Umstand, daß es selbst heute und zwar in den ersten Culturländern nicht einzelne Individuen sondern große Parteien giebt, die die Wissenschaft in ihrem stürmischen Fortschritt hemmen, um des Seelenheils der christlichen Welt willen zur Rückkehr zwingen möchten.

Den vereinten Bemühungen der orthodoxen Protestanten und Katholiken des 16. und 17. Jahrhunderts gelang es jedoch nicht, den Geist von neuem wieder vollständig zu knechten. Sie konnten ihn nur in seiner Entwicklung aufhalten, die für sie gefährliche Katastrophe nur hinauschieben und dies sollten die heutigen Gegner des wissenschaftlichen Fortschritts bedenken!

Raum war der Buchdruck erfunden, so wurde auch die römische Curie sich der Gefahr bewußt, die ihr von dieser Erfindung drohte, und von 1479 an begannen die unaufhörlichen Censurdekrete, die darauf abzielten, das Erscheinen aller den Intentionen der Kirche widerstreitenden Werke zu unterdrücken. Bald bediente sich auch der staatliche Absolutismus dieses Mittels, um gegen alle ihm mißliebigen Schriften verfahren zu können. Die deutschen Reichstagsabschiede des 16. Jahrhunderts geben deutlich zu erkennen, welche Sorge die Druckerpresse den Staaten und den Religionen jener Zeit verursachte. Aber trotz der in allen europäischen Ländern immer und immer verschärften Erlasse, daß nichts gedruckt werden sollte, was nicht von den Localbehörden approbirt und den Reichstagsbestimmungen und Landesgesetzen entsprechend befunden worden, konnte das Streben nach intellectueller Freiheit nicht mehr erstickt werden. Dem Beispiel Luthers folgend, aus seiner revolutionären Handlungsweise, aus dem Princip, das er vertrat, die logischen Konsequenzen ziehend, und ungeachtet der fürchtbaren Strenge des von der Orthodorie beseelten Gerichtsverfahrens, fanden sich unaufhörlich neue Kämpfer für Licht und Freiheit. Ueber drei und ein halbes Jahrhundert dauerten freilich die Bemühungen des Geistes, ehe die Buch- und Zeitungscensur in den als civilisirt geltenden Ländern im Princip und in der Theorie völlig aufgehoben war. Und wie Milton der

erste gewesen, der mit Energie für die Pressfreiheit eintrat, so ist dieselbe auch in England und Amerika am frühesten vollständig erzielt worden; doch soll darum das Verdienst anderer Länder wie Schweden und Dänemark nicht geschmälert werden, in denen die Bücherzensur 1766 und 1770 aufgehoben wurde. Das ungemein rege, öffentliche und politische Leben Englands macht aber die Erkenntniß der außerordentlichen Bedeutung der Pressfreiheit zu einem großartigen Merkmal des Scharfblicks der englischen Politiker; man kann sagen, daß in England seit 1694 die Bücherzensur thatsächlich aufgehoben war.

Die Entstehung der Tagespresse war eine directe Folge der Reformation.

Die Flugblätterliteratur nämlich, die die Kämpfe des Reformationszeitalters erzeugt hatten, weckte das Bedürfniß nach regelmäßigen Mittheilungen über die Zeitfragen und so entstand allmählich die Journalistik, die dem Ausdruck des Zeitgeistes, der öffentlichen Meinung Vorschub leistete, die unendlich viel zur Erweiterung des Gesichtskreises der Menschheit durch Verbreitung gewichtiger Tagesneuigkeiten beitrug. Vom Gesichtspunkt der Orthodoxie aus war daher die Bulle, die Gregor XIII. gegen die Journalisten erließ, völlig gerechtfertigt, denn das Verbreiten von Wissen mußte für den Glauben jener Zeit entschieden gefährlich sein.

Wie sehr der Journalismus einem großen Bedürfniß entsprach, beweist der Umstand der schnellen Verbreitung desselben über alle christlichen Länder. Die Zuspizung der Verhältnisse in Deutschland, in diesem Lande, das seit 1495 aus nicht weniger als 376 Bruchstücken bestand — und viel Köpfe, viel Sinne — war Veranlassung, daß die Tagespresse dort, wie es scheint, am frühesten, nämlich schon um 1460 entstand. Die Acta diurna des alten Rom waren in

Italien nicht vergessen, und bei dem regen geistigen Leben seit dem 14. Jahrhundert wird die Tagespresse in ihren Anfängen daselbst wahrscheinlich um vieles früher zurückzubatiren sein, als wir es nach dem augenblicklichen Stand der Forschung vermögen, wonach die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts als Entstehungszeit der italienischen Journalistik zu betrachten ist. Das lebhaft politische Leben Englands erforderte auch dort frühzeitig das Entstehen einer der öffentlichen Meinung Ausdruck verleihenden Tagespresse, und Burrell's English Mercury vom Ende des 16. Jahrhunderts wird vielleicht auch schon einige bescheidene Vorläufer gehabt haben. Seit Beginn des 17. Jahrhunderts entsteht auch in den andern Culturländern eine Tagespresse: 1605 in Antwerpen, 1605 auch in Paris, 1623 in Holland, wo sie, dem Geist der Holländer entsprechend, von vorn herein außerordentlich freiheitlichen Charakter erhielt und dem geistigen Fortschritt diente. Spanien, Portugal, Schweden, Dänemark folgten dem Beispiel der andern Länder alsbald nach, und unterstützt durch die Ausbildung des Postwesens, entwickelte sich die Tagespresse zu einer Macht, die ebenso wenig wie die öffentliche Meinung, der sie diente und die sie vertrat, vernichtet werden konnte. Wenn die Tagespresse, in Folge der furchtbaren Bedrückungen, denen sie ausgesetzt war, vorsichtig sein mußte, so zeigen doch eben diese Maßnahmen gegen sie auf das deutlichste, daß sie, von ihrer Entstehung an, mehr die humanitären Ideen und den Fortschritt als den religiösen und staatlichen Despotismus vertrat und einen aufklärenden Charakter hatte.

Wäre die Reformation Luthers ein Jahrhundert früher erfolgt, als sie thatsächlich erfolgte, so wäre der deutsche Geist vielleicht eher im Stande gewesen, sie zu Ende zu führen als später. Denn damals, im 15. Jahrhundert, hatte der Bürger-

stand noch seine volle Kraft; damals herrschte auf allen Gebieten der Cultur ein ungemein reges Leben. Im 16. Jahrhundert schwand das letztere schnell, und zwar nicht allein in Folge der religiösen Kämpfe, sondern weil der Handel inzwischen ganz andre Bahnen eingeschlagen, weil Deutschland seine mercantile Bedeutung, die es im 15. Jahrhundert besaß, eingebüßt hatte. Die Folge davon war auch eine gewisse Erschlaffung der physischen Kräfte; die freiheitlichen humanistischen Ideen fanden im Bürgerstand nicht mehr den Fruchtboden, den sie ein Jahrhundert früher gefunden hätten. Damals wären vielleicht die Ideen des Humanismus und der Reformation radical durchgeführt worden, und zwar gestützt auf die materielle Cultur. Davon war nun nicht mehr die Rede, und doch war man noch nicht gebildet genug, hatte man noch nicht die Resultate der Naturforschung und Astronomie genügend verarbeitet, um, sie mit denen des religiösen Protestes verschmelzend, von dieser Seite aus mit Nachdruck die That des Wittenberger Mönchs aufzunehmen und fortzusetzen. Statt dessen verfiel Deutschland, nunmehr in Folge der veränderten Wege des Weltverkehrs nicht mehr das Centrum der civilisirten Welt, sondern außerhalb derselben stehend, vom Weltverkehr ganz abgeschnitten, in mystische und theosophische Grübeleien. Während in Genf allein eine der fundamentalen Ideen des Humanismus verwirklicht, die Gleichberechtigung der Menschen anerkannt, das Individuum des Genusses seiner natürlichen Rechte theilhaftig wurde; während in Holland frühzeitig die Gewissensfreiheit anerkannt und zum Dogma erhoben wurde, siegte in Deutschland theologische Unduldsamkeit, die das Land um seine culturellen Errungenschaften betrog, die germanische Staatsidee verrieth, einen Krieg heraufbeschwor, der während der 30 Jahre seiner Dauer das blühende Land in eine Wüste verwandelte und

es zur Beute eigennütziger fremdländischer Fürsten, zum Spielball der katholischen und protestantischen Jesuiten machte. Erst im 18. Jahrhundert, ja erst gegen das Ende desselben erholte sich Deutschland aus dieser trostlosen Zerrüttung, in die es verfallen war; das Land, in dem das Zeichen zum Fortschritt gegeben wurde, mußte erst wieder vom Auslande her zu neuem Leben erweckt werden. Die Idee des staatlichen und socialen Fortschritts, der Befreiung des Individuums war hier den selbstsüchtigen Interessen der privilegierten Stände, die Idee des religiösen Fortschritts dem Dogmatismus vollständig zum Opfer gefallen. Der Humanismus hatte das irdische Leben, den Menschen in seine Rechte eingesetzt, und auf dieser Grundlage vollzog sich der Protest Luthers. Das Lutherthum verfiel dagegen, weil das ideale Gebäude Luthers nicht vollendet war und daher nicht befriedigte, wieder der Herrschaft der Vorstellungen vom Jenseits, von der Nichtigkeit des Irdischen und setzte eine pessimistische düstere Lebens- und Weltanschauung an die Stelle der sonnigen des Humanismus. Diese Anschauung war der Quell, aus dem die spiritistischen Schwärmereien des 18. Jahrhunderts hervorgingen.

Die Reformation Luthers war eine der Consequenzen des Humanismus gewesen, und in directer Folge hätte sie auf dem Felde der Religion zur absoluten Gewissensfreiheit, zu vollkommener Toleranz, zu einer allgemein menschlichen Religion und Morallehre führen müssen. Luther hatte hierzu jedoch nur den ersten kühnen Schritt gethan — der Nachwelt blieb es überlassen, das Weitere zu thun.

Wie nahe jene Zeit an der Verwirklichung anderer Ideale des Humanismus war, sehen wir aus den Forderungen, welche die süddeutschen Bauern im Bauernkriege aufstellten. Wir sind gewöhnt worden, diese Erhebung als eine

planlose Revolte zu betrachten, deren Unterdrückung ein Segen war. Allmählich fängt man jedoch jetzt an zu wagen, die Wahrheit über diese Bewegung auszusprechen, und die Verfassung, die der Heilbronner Bauernauschuß entworfen hatte, als ein großartiges staatsmännisches Meisterwerk zu bezeichnen. Und was wollten jene Bauern, als sie im Jahre 1524 das schwarz-roth-goldene Banner entrollten? Die Erfüllung der humanistischen Grundlehren Christi und derer der Humanisten ihrer Zeit: ihr unterdrücktes Menschenrecht, die Abschaffung der Leibeigenschaft, die Beschränkung der Lasten, die die privilegierten Stände ihnen auferlegt, berechnete Reformen im Verwaltungs- und Gerichtswesen. Ja, man muß gestehen, daß sie in den 12 Artikeln, die sie ursprünglich aufstellten, noch sehr genügsam waren, weniger verlangten, als was ihnen nach zwei und einem halben Jahrhundert ohne Frage gewährt werden mußte, nachdem Rousseau in seinem Contrat social den Werth des Individuums bestimmt, im Namen der Humanität das Recht desselben gefordert hatte.

Der Humanismus hatte das Princip der freien Forschung zur unzweifelhaften Wahrheit gemacht, war ihm als leitendem Grundsatz gefolgt und hatte binnen kurzer Zeit welterschütternde wissenschaftliche Resultate dadurch erzielt. War auch auf allen Feldern, die er für sich erobert hatte, die Entwicklung seiner Ideenfaat erst bis zum Keimen gelangt, so hatte er doch schon so zahllose Wurzeln geschlagen, daß keine Macht ihn mehr auszurotten im Stande war. Allen Feinden gegenüber eine mehr defensive als offensive Stellung einnehmend, war er stark genug, ihnen zu trogen, den Kampf fortzusetzen, der durch Luthers Protest noch lange nicht beendet war, sondern vielmehr gegen ihn und seine Nachfolger durchgefochten werden mußte.

Da die dadurch erzeugte Bewegung aber somit eine

vorwiegend wissenschaftliche, religiöse, staatliche und sociale wurde, so verlieren von nun ab die schöne Literatur und die Künste vorläufig die Bedeutung, die sie bis dahin besaßen hatten. An die Stelle der Poesie tritt vorzugsweise die Prosa; an die Stelle der Phantasie die Reflexion; an die Stelle des Gemüths und des Glaubens der Verstand und die Vernunft. Die Literatur, zum größten Theil auch selbst die schöne, wird durchweg tendenziös, die Wissenschaften, besonders die Philosophie, die mit jeder von ihnen verbunden ist, absorbiren die Kraft des Geistes. Materielle und praktische Interessen überwiegen in allen Ländern bei weitem alle andern, wengleich auch sie sich lediglich um die Ideen des Humanismus drehen.

Wir nehmen also den Faden der allgemeinen Darstellung der Entwicklung des Geistes der Menschheit wieder da auf, wo wir ihn fallen ließen: bei seinem Protest gegen den ihn behindernden und einengenden religiösen Druck. Bis dahin war die ganze Entwicklung eine internationale, universale gewesen, wie auch die daraus nothwendigerweise und unmittelbar bedingten den gleichen Charakter hatten. Wir sahen dann, wie der Geist der Menschheit in seinen einzelnen Theilen, in den nationalen Geistern, aus denen er sich zusammengesetzt, zum Ausdruck gelangte, und indem wir ihn nun wieder in seiner Totalität zusammenfassen, werden wir von neuem eine internationale Strömung bemerken: das fortgesetzte Streben nach Freiheit und Entfaltung seiner Kräfte. Aber ein Unterschied gegen früher ist zu bemerken. Hatten wir die Emancipation und den Protest mehr oder weniger stark in allen Ländern der Christenheit zum Durchbruch und Ausdruck gelangen sehen, so ist der Geist nun bei seiner weiteren Entwicklung zur Wanderschaft, zur Veränderung seines Centralortes gezwungen. Von Deutschland

nach der Reformation ausgehend, begab er sich, weil es ihm hier zu eng und zu schwül wurde, nach Holland, ließ sich dann in England nieder, wechselte nun in seinem Aufenthalt zwischen diesen beiden Ländern, bis er im 18. Jahrhundert nach Frankreich übersiedelte; gegen das Ende desselben besuchte er Deutschland, wechselt dann wieder zwischen diesen beiden Ländern, um sich am Schluß des Jahrhunderts von neuem in Frankreich festzusetzen.

Die künstlerischen harmonischen Formen des italienischen Nationalgeistes hatten sich in ihm verbunden mit der Romantik des spanischen, mit der Gemüthstiefe, Innerlichkeit Kraft und Energie des deutschen, mit der Rhetorik und dem Conventionalismus des französischen, mit dem praktischen, realistischen, satirischen und humoristischen Grundzug des englischen. So ausgerüstet, alle bestimmenden Elemente der nationalen Geister in sich zusammenfassend, ging er seines Weges, und auf diesem wollen wir ihn nun begleiten.

Wohl hatten schon einige hochbegabte Geister des frühen Mittelalters, wie Duns Scotus, Albertus Magnus, Roger Bacon, Wilhelm von Occam, viele von denen, die wir bereits als Protestler kennen gelernt haben, manche kühne Nominalisten, sich zu selbstbewußtem Verstandesgebrauch und vernunftmäßigem Denken aufgeschwungen, hatten mit scharfem kritischem Blick das All zu durchdringen, die Räthsel der Natur zu lösen gesucht und waren, ihrer Zeit um Jahrhunderte vorausseilend, zu Resultaten gelangt, die außerordentlich bedeutend waren. Sie waren aber eben nur Vorläufer; ihre Ideen waren zu groß für ihre Zeit, fanden im Zeitgeist keine kräftige Unterstützung, keinen Resonanzboden, mußten sich vielmehr vor den „Spürhunden des Herrn“ verbergen und sich in den Schleier des Mystischen hüllen. Erinnern wir uns aber, welcher Art die Studien dieser meist

als Astrologen, Zauberer und Alchymisten verschrieenen Forscher waren. Erinnern wir uns, daß es die arabischen und jüdischen Aerzte waren, die das Studium der Natur und ihrer Kräfte weckten, daß sie es waren, die den Grund zu den Naturwissenschaften legten, und daß sie dabei von der Voraussetzungslosigkeit, dem Zweifel an aller Autorität ausgingen und sich lediglich auf die Empirie stützten; erinnern wir uns, daß wir auch Roger Bacon als Empiriker kennen gelernt haben. Dieser skeptische Grundzug blieb der Naturforschung seit ihrer Belebung durch die Araber für alle Zeiten eigen. Der nach der unzweifelhaften Wahrheit, nach sicherer Erkenntniß ringende Geist konnte nur anerkennen, was er mit Hilfe der Sinne klar und deutlich wahrgenommen, was er durch empirische Naturbetrachtung, durch eigene Erfahrung in sein Bewußtsein aufgenommen hatte. Diese Skepsis, die sich nur durch Empirie befriedigt erklärt, tritt uns z. B. in Leonardo da Vinci's anatomischen Untersuchungen in ihrer ganzen Größe und Bedeutung vor Augen, und sie beseelt die heutige Naturforschung noch genau ebenso, wie nur sie vor tausenden von Jahren dem ägyptischen Priester zu einem Resultat verhelfen konnte. Ziehen wir nun aber einmal die Summe aller intellectuellen Leistungen bis zur Zeit der italienischen sogenannten Renaissance und der Reformation; fassen wir alle Culturleistungen zusammen, um zu ermitteln, auf welchem Gebiete der Schwerpunkt, und auf welchem der Fortschritt der gesammten Cultur zu suchen ist.

Etwa auf dem Felde der Theologie? Nein. Denn alle Kundgebungen des Protestantismus kamen nur dem Gemüth zugute. — Auf dem Felde der Philosophie und Scholastik? Auch da nicht; denn dienten ihre Zänkereien auch zur Ausbildung einer scharfen Dialektik, schärfte und spitzte diese die Geisteskräfte zu, so kann doch davon nicht die Rede sein, daß

die scholastische Philosophie an sich, sofern sie nicht den Naturwissenschaften diene, als das Gebiet bezeichnet werden darf, auf dem der Schwerpunkt des Kulturfortschritts lag. Rechts- und Staatswissenschaft dienten nur dem Eigennutz, den selbstsüchtigen Interessen einzelner, ständischer oder nationaler Individuen. Der Handel war abhängig vom Gewerbe; das Gewerbe von der Ausbildung mechanischer Kräfte. Damit sind wir auf dem Gebiete der Physik angelangt, und es ist wohl nicht erst nöthig nachzuweisen, in wie innigem Zusammenhang alle Erfindungen mit dem Zweige der Naturwissenschaften stehen, welcher es mit der Erforschung der Naturkräfte zu thun hat. Die zahllosen kleinen und großen gewerblichen Erfindungen des Mittelalters lassen uns erkennen, wie eifrig der Geist war, alle empirischen physikalischen Erfahrungen sofort praktisch zu verwerthen, von den unscheinbarsten Versuchen zu den großartigsten Erfindungen fortzuschreiten. Medizin, Astronomie und Gewerbe wurzelten gleichmäßig in der auf empirischer Grundlage ruhenden Naturforschung. Auf diesem Felde also liegt der Schwerpunkt der mittelalterlichen Cultur, auf ihm vollzog sich der Fortschritt derselben — woraus sich wiederum ergibt, daß alle Culturgeschichte Geistesgeschichte ist. Der Naturforschung des Mittelalters müssen wir demnach bei weitem die höchste Bedeutung zuschreiben, ja wir können voraussetzen, daß die Pflege derselben vielleicht ungleich größer gewesen ist, als wir nach den directen Ueberlieferungen und Beweisen annehmen dürfen. Wie Leonardo da Vinci, der den Kreislauf des Blutes bereits hundert Jahre vor Harvey erkannt hatte, dieses sowie zahllose andere Ergebnisse seiner Naturstudien nicht veröffentlichte, nur einen kleinen Theil derselben in seinen Notizen anmerkte und sich dabei noch der schwer zu entziffernden Spiegelschrift bediente, so werden viele, sei es aus

Mangel an Zeit, sei es aus Furcht vor Verfolgung ihre Versuche, ihre Studien, Entdeckungen und Erfindungen nicht nur nicht aufgezeichnet, sondern nicht einmal mitgetheilt, sie vielmehr nur, soweit ihnen dies möglich war, praktisch verwerthet haben. Dadurch würden sich manche Lücken in der Geschichte der Naturwissenschaften wie der Gewerbe und Erfindungen erklären. Und so hat es nicht blos unter den arabischen und jüdischen, sondern auch unter den christlichen Forschern des Mittelalters lange vor Bruno und Descartes einzelne Individuen gegeben, deren Geist alle Phasen der Entwicklung durchmachte, sich aus eigenster Kraft zu der erhabensten Höhe des vernünftigen Denkens emporshawang, die er überhaupt erreichen kann.

Es ist nothwendig, uns immer und immer wieder die Abhängigkeit der modernen Cultur von der früheren, ihren Zusammenhang mit dieser klar zu machen, immer das „Werden“, nicht die Resultate, „das Gewordene“ allein ins Auge zu fassen. Daher haben wir auch hier wieder einen Blick in die Vergangenheit thun müssen.

Hatten sich schon arabische Philosophen mit naturphilosophischen Problemen beschäftigt, so waren die von Italien ausgehenden Alterthumsstudien, die erneuerte Kenntniß des Platonismus besonders, der Verschmelzung der Resultate der damaligen Naturwissenschaft, der protestirenden Bestrebungen der fortschrittlichen Theologen mit den antiken Philosophemen zu neuen Systemen sehr förderlich. Die Astronomie besonders übernahm es, die alte Weltanschauung vollständig umzustürzen, und ein Domherr, Kopernikus, sollte dies zuerst in energischer Weise thun, für die Astronomie die Rolle Luthers übernehmen. Denn es war nichts Geringsfügiges, wenn nachgewiesen wurde, daß die Erde, von der man bisher

geglaubt, sie sei die Mitte des Weltalls, die Achse, um die sich Alles drehte, nun mit einem Male zu einem verschwindenden Bruchtheil des Universums zusammenschrumpfte, und noch obendrein in rasender Eile um die Sonne kreisen sollte! So wenig wie Luther wurde sich die römische Kirche der Tragweite der kopernikanischen Lehre im Anfang bewußt. Erst als Kepler nach unsäglich mühseligen Beobachtungen die Bestätigung für die Lehre des Kopernicus gefunden, die Bahnen der Gestirne fixirt, erst als Newton und Galilei die Gesetze entdeckt hatten, nach denen das All sich bewegt, und denen selbst der kleinste Körper unterworfen ist, erst als das Fernrohr erfunden war, mit dem man sich durch den Augenschein von dem überzeugen konnte, was die Wissenschaft behauptete, erst da wurden die Theologen sich voll und ganz bewußt, welche Gefahr dem Glauben drohte. Und kühne Denker, deren das 15. Jahrhundert mit seinen unendlich großartigen Entdeckungen so viele aufzuweisen hatte, waren schnell bei der Hand, der neuen Weltanschauung überall Boden zu verschaffen, sie zum Kampf gegen die Kirche auszunutzen, auf sie neue Philosophien zu gründen.

Fast gleichzeitig gab der seit langer Zeit schlummernde philosophirende Geist daher an drei verschiedenen Orten die ersten kräftigen Beweise seines Erwachens kund.

In Italien zunächst, der Geburtsstätte des Geistes der Neuzeit bestrebte man sich, die antiken Philosopheme mit modernem Geist zu verbinden, und es entstanden dort in den naturphilosophischen Speculationen eines Cardanus (1501—1575), Campanella (1568—1639), Giordano Bruno, der 1600 für seine Ideen den Feuertod erlitt, und Vanini (1586—1619) die Vorläufer für die von Cartesius, Spinoza, Locke und Leibniz gegründete neue Philosophie. Die Kirche verfolgte die begeisterten Jünger dieser neuen Philosopheme auf

das heftigste und mit solchem Erfolg, daß ja auch Italien für beinahe zwei Jahrhunderte aus der Reihe der die Naturwissenschaften fördernden Staaten schied. Bruno wurde als Keger und Atheist verbrannt, weil er die Einheit Gottes und der Welt als Grundsatz aufgestellt, diese als belebtes Wesen, die Vernunft als den unvergänglichen Kern angenommen hatte, der sich in den sinnlich wahrnehmbaren Formen der Materie offenbart.

In England war es Bacon von Verulam (1561—1626), der zuerst vollständig mit der Scholastik brach. Von allen dogmatischen Voraussetzungen absehend, alle Autorität leugnend, auf skeptischer Basis wollte er das Gebäude der Wissenschaften von den Fundamenten aus neu erbauen. Wohl erkennend, daß die Methode der mittelalterlichen Scholastik nicht nur keinen positiven Nutzen gewährt, nichts Neues geschaffen, sondern im Gegentheil der Unwissenheit Vorschub geleistet hatte, ging er nun von der denkenden Naturbetrachtung aus, um auf diesem, dem empirischen Wege zur Erkenntniß zu gelangen. Erfahrung auf der einen, Befreiung des Geistes von allen metaphysischen abstracten Ansichten, Vorurtheilen und Aberglauben auf der andern Seite waren die Fundamente seines Systems.

In Deutschland endlich spiegelte sich der Nationalcharakter in dem tieferen theosophischen Mysticismus des Görlicher Schuhmachers Jakob Böhme (1575—1624), der von der Grundidee ausging, daß Erkenntniß nur durch die Gegensätze, durch die Theilung in das Positive und das Negative möglich ist. „In Ja und Nein bestehen alle Dinge.“ „Das Eine als das Ja ist eitel Kraft und Liebe und ist die Wahrheit Gottes und Gott selber. Dieser wäre in sich selber unerkennlich und wäre darin keine Freude oder Erheblichkeit und Empfindlichkeit ohne das Nein.“ Die Schwerfälligkeit

seiner Sprache, die schwierige Materie, der phantastische bilderreiche Ausdruck erschweren in hohem Grade das Verständniß der Böhme'schen Schriften und seiner ganzen Vorstellungsweise. Trotzdem hat er manche bedeutende Nachfolger und Bearbeiter seiner Philosopheme gefunden und verdient jedenfalls nicht die Verachtung, die ihm jetzt und früher vielfach zu Theil geworden ist.

Die Ideen Bruno's, Baco's und Böhme's charakterisiren nicht nur die Zeit des Uebergangs von der Scholastik zur neueren Philosophie, sondern spiegeln auch die nationale Denkweise vortrefflich. Bruno und die andern Italiener incliniren zum heitern Pantheismus, der, an die antike Philosophie sich anlehrend, das ganze Universum von Gott erfüllt und belebt denkt. Baco, der nüchterne Engländer, geht von der Empirie aus und vertritt den zweifelsüchtigen Rationalismus. Böhme, der Deutsche, vertieft sich in theosophische Schwärmerei und Mysticismus.

René Descartes oder Cartesius (1596—1650), den wir mit Recht als den Begründer der neueren Philosophie bezeichnen können, war von Geburt ein Franzose, der aber in dem freisinnigen Holland eine Zuflucht suchte, um ungestört seinen mathematischen, astronomischen und philosophischen Studien leben zu können. Da wir mit ihm also holländischen Boden betreten, so würde es ungerecht sein, dieses Landes, das so oft den um ihrer politischen und religiösen Anschauungen willen verfolgten Ausländern Schutz gewährte und Heimath wurde, nicht ganz besonders zu gedenken.

Die Niederlande waren durch die Natur zu einem Viehzucht, Handel und Schifffahrt treibenden Lande bestimmt. Dies bedingte den Charakter der vorwiegend germanischen Bevölkerung. Die Grundstimmung des Niederländers war eine nüchterne, zum Praktischen neigende, derb realistische,

biedere und gemüthvolle; die Innerlichkeit und das Freiheitsbedürfniß der Germanen war auf ihn übergegangen, und mit unermüdblicher Ausdauer verfolgte er seine Ziele, mit Zähigkeit vertheidigte er seine Rechte. Die Handelsgeschichte belehrt uns über die bedeutende Rolle, die die Niederländer während des Mittelalters spielten, was für Reichthümer in den großen Handelsplätzen aufgehäuft wurden. Diese materiellen Erfolge, dieser Wohlstand gaben den Bewohnern jener Länder die Energie und Sicherheit, die sie bewiesen, als Philipp II. ihre Rechte mit Füßen zu treten, sie als Unterjochte zu behandeln und hauptsächlich ihrem Gewissen und ihrem Glauben Zwang anzuthun wagte. Die Kämpfe, die sich daraus entspannen und aus denen die Holländer endlich siegreich hervorgingen, drehten sich im Grunde auch um religiöse Fragen. Philipp II. war die Verkörperung des Katholicismus und dies war Veranlassung, daß die Holländer sich ganz dem Protestantismus zuwandten.

Dieser und die republikanische Verfassung Oldenbarnevelds wurden maßgebend für die Geistesrichtung der Holländer, wengleich die Unduldsamkeit der calvinistischen Orthodoxie auch bei ihnen auf der Dordrechter Synode in grellem Gegensatz zu der Freigeisterei stand, die dort später ihren Heerd hatte; denn Oldenbarneveld und Hugo Grotius fielen jener zum Opfer.

Durch geschickte Benutzung aller Vortheile, durch eine weitfichtige Handelspolitik, die im Colonialwesen einen wichtigen den Staat fördernden Factor erkannte, wurde Holland eine Macht ersten Ranges, die eine Zeit lang sogar das europäische Gleichgewicht zu erhalten berufen war. Die unermesslichen Reichthümer gewährten die Möglichkeit der Pflege der Künste und Wissenschaften, im 17. Jahrhundert auch

selbst der schönen Literatur, die sich bis dahin fast ausschließlich receptiv verhalten, ihre Stoffe von den Deutschen und Nordfranzosen entlehnt hatte. Im 16. Jahrhundert aber schon nahm der Meistergesang daselbst, den Spaniern zum Trotz, so spezifisch nationale Färbung an und wurde so selbstbewußt, daß Herzog Alba sich veranlaßt sah, gegen ihn einzuschreiten. Dies steigerte natürlich nur das Interesse der Volksmassen an der Poesie und diese konnte sich daher prächtig entfalten, und zwar war es, dem Charakter der Zeit entsprechend, das Drama, das vorzugsweise gepflegt wurde, daneben die ebenfalls ganz zeitgemäße Satire und zum Zweck der Volksbildung die Didaktik. Der Anfang des 17. Jahrhunderts bezeichnet in Holland die Blüte der schönen Literatur, denn damals lebten Pieter Kornelis Hooft (1581—1647), Joost v. d. Bondel (1587—1679) und Jacob Cats (1577—1660). In dem Maße wie die Holländer von den Engländern überflügelt wurden, verlor ihre literarische Thätigkeit an Bedeutung, und vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, als deutsche und englische Einflüsse wieder einen Aufschwung herbeiführten, begnügte sich Holland mit der slavischen Nachahmung der französischen Klassiker. Auf dem Gebiete der Wissenschaften, der Schulbildung haben die Holländer seit dem 15. Jahrhundert Bedeutendes geleistet, besonders wurde die Philologie gepflegt. Unter den bildenden Künsten war es die Malerei, die am eifrigsten gefördert wurde und von dort ausgehend einen neuen Kunstgeschmack in der gesammten Welt erzeugte. Und welchen Charakter hatte derselbe? den dem Charakter der Nation völlig entsprechenden derb realistischen und naturalistischen. Und während Rubens, Dov, Teniers, van Dyck, Rembrandt, Ruysdael, Hobbema, und wie alle die großen holländischen Maler des 17. Jahrhunderts heißen, lebten, war Holland

auch der Sammelplatz der kühnsten Freidenker, Philosophen und Politiker.

kehren wir nun zu Descartes zurück, dessen Grundgedanken wir ein wenig genauer behandeln müssen, weil von seiner Zeit an die Philosophie die Leiterin des Geistes der Menschheit wird und in gewissem Sinne den Grund für alle epochemachenden Ereignisse bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts bildet.

Descartes gewann aus eigener Erfahrung die Ueberzeugung, daß in der Wissenschaft seiner Zeit keine Sicherheit zu finden war, daß sie keine Befriedigung gewährte. So begann er denn damit, mit Allem, auch mit den scheinbar absolut feststehenden Grundsätzen, mit allen hergebrachten Vorstellungen, mit allen Autoritäten zu brechen, an Allem zu zweifeln, den Sinnen nicht zu vertrauen und bemühte sich nun, den absolut wahren und sichern Ausgangspunkt aller Erkenntniß, alles Wissens aufzusuchen. Zweifelt man an Allem, sagte er, so bleibt doch schließlich der zweifelnde Geist übrig und der Satz: cogito ergo sum (ich denke, also bin ich) ergiebt sich als die erste feststehende Gewißheit. Ich existire, weil ich denke und was meine Vernunft mit ebenso unabweislicher Sicherheit erkennt, wie diese Wahrheit, muß ebenfalls wahr sein. Regulirt muß diese Erkenntniß aber noch durch ein höheres kritisches Princip werden, und die Prüfung der Masse unsrer Ideen ergiebt das Resultat, daß dieselben theils angeboren, theils angenommen, theils selbstgeschaffen sind; eine von ihnen tritt aber mit besonderer Schärfe hervor: es ist die Idee Gottes. Diese Idee muß angeboren sein und daher ist sie wahr. Gott als Ursache seiner selbst ist nun ferner im wahren Sinne Substanz, d. h. etwas, was zu seiner Existenz nichts anderes braucht. Meine Existenz belehrt mich indeß, daß noch zwei andere Dinge

außer Gott existiren: mein Sein und mein Denken, Materie und Geist, Körper und Seele, die, weil sie von einander ganz verschieden, auch Substanzen sind, die durch Gott nur zur Maschine des selbständigen Menschen zusammengezwungen sind und sich im Gehirn und zwar in der Zirbeldrüse berühren, wo der Sitz der Seele ist. Die menschliche Maschine ist nur durch das Denken von allen andern unterschieden, das Thier aber, weil ohne Selbstbewußtsein, steht andern mechanischen Kräften und Maschinen gleich. Die Vermittlung dieser Gegensätze, des Seins und des Denkens, die Aufhebung des aus ihrer Trennung sich ergebenden Dualismus, ihre Subsumirung unter die Idee Gottes waren die Aufgaben, die sich aus der Cartesianischen Philosophie mit Nothwendigkeit ergaben. Die Inconsequenz, daß, nachdem im Voraus Alles verworfen ist, sich doch 3 selbstständige Substanzen vorfinden, mußte zunächst wenigstens beseitigt werden.

Der ausgeprägte Individualismus des Cartesianischen Systems ist aber von bleibender Bedeutung, und ebenso die Fundirung desselben auf den von den Griechen, besonders den Eleaten, so wie von Augustin bereits ausgesprochenen, aber nicht zur Bildung philosophischer Systeme benutzten Gedanken, daß die Thatsache des Denkens die Thatsache der Existenz ergibt.

Die beiden bedeutendsten Schüler von Descartes: Arnold Geuling (1625—1669) und Nicolaus Malebranche (1638—1715) versuchten das System ihres Lehrers von dem Fehlerhaften zu befreien, das ihm anhaftete. Es gelang ihnen jedoch nicht, sie spitzten den Gegensatz zwischen Körper und Seele nur noch mehr zu, machten den Menschen noch mehr zum willenlosen maschinenmäßigen Werkzeug, als Cartesius es gethan hatte.

Wesentlich schärfer durchdacht war das System des von portugiesischen Juden abstammenden Baruch Spinoza (1632—77). Nichts für wahr haltend, was nicht durch sichere Gründe zu beweisen, bildete er sein System auf streng mathematischer Grundlage aus. Von Descartes den Begriff der Substanz entlehrend, erkannte er sie als eine in Gott dem unendlich Seienden an. Die Attribute dieser Ursubstanz sind Ausdehnung (Körper) und Denken (Geist); das Endliche, die objective Welt, sind nur die Modi, die Bestimmungen, gewissermaßen die Formen, unter denen jene Attribute zu Tage treten. Die Substanz, Gott, ist nicht geworden, besteht durch sich selbst, wird durch sich selbst gedacht.

Auf diese drei Grundbegriffe basirt Spinoza sein System, indem er aus ihnen alles Uebrige mathematisch ableitet. Alles Endliche ist in Gott, Gott ist die ihnen innewohnende Ursache und ist selbst unendlich; er handelt mit Freiheit nach der inneren Nothwendigkeit seines Wissens; sein Wille und seine Erkenntniß sind ungetrennt von einander. Bei Gott ist keine Idee des Bösen. Das Böse ist überhaupt nichts Positives, sondern nur Relatives, ist nur in unserer Vorstellung. All unser Handeln entspringt dem Willen Gottes, denn der Mensch ist wie alles andre nur ein Modus, sein Handeln und Denken sind denselben Naturgesetzen unterworfen wie jeder andre Modus, unter dem die Attribute Gottes Gestalt annehmen. Obgleich uns frei glaubend sind wir daher den Causalgesetzen aller Modi unterworfen, d. h. unsre Willensäußerungen sind durch Gott bestimmt.

Gut ist, was nützlich ist; böse das, was uns hindert, das Gute zu genießen; nützlich ist, was unser Sein erhöht; unser wahres Sein ist aber das Erkennen; das Erkennen ist das Wesen unsres Geistes, es macht uns frei und fähig, den störenden Einflüssen der Außenwelt zu widerstehen, unser

Handeln der Bestimmung unsrer Natur anzupassen. Der höchste Grad des Erkennens ist aber Erkenntniß Gottes, die die höchste Seligkeit ausmacht, welche Tugend ist und uns Ruhe giebt, indem sie uns belehrt, daß Alles in der Welt dem Gesetz der Nothwendigkeit unterworfen ist.

Auch durch Spinoza war die Vermittlung der Gegensätze: Ausdehnung und Denken noch nicht hergestellt, der Dualismus noch nicht aufgehoben. Die Lösung dieser Aufgabe konnte auf Spinozistischer Basis nunmehr auf zwei Wegen, dem realistischen und dem idealistischen, erreicht werden. Beide wurden denn auch von den Philosophen der nächsten Zeit eingeschlagen.

In England sollten die Ideale des Humanismus, die Theorien der Philosophen, die Probleme der Wissenschaften alsbald ins Praktische übertragen, in großartiger Weise gefördert und bis zu den Grenzen einer gesunden, naturwüchsigigen, wenn auch realistischen Moral und Weltanschauung ausgebildet werden.

Das verwegene Spiel eines absoluten Monarchen, Karls I., mit den seit Jahrhunderten verbrieften Volksrechten der Engländer kostete diesem König das Leben; die Kämpfe, die daraus erwachsen waren, hatten in hohem Grade politisch bildend gewirkt, hatten in allen Schichten des Volkes das Bewußtsein des Menschenthums und der Menschenrechte gesteigert. Die moderne Staatsidee, die in Holland von Oldenbarneveld und besonders von Hugo Grotius entwickelt worden, fiel daher in England auf einen gut vorbereiteten Boden. Die Verfassungskämpfe aber, die der Sturz der Monarchie, die Einsetzung der Republik hier verursachten, wirkten bald klärend auf die politischen Vorstellungen und erzeugten das Ideal des monarchischen Constitutionalismus, das ein Vertragsverhältniß zwischen allen staatsbildenden Factoren dar-

stellt, und in dem die individuellen Rechte, die Freiheit der Staatsbürger zu voller Geltung und Entfaltung kommen sollten.

Diese politischen Kämpfe hatten jedoch den Verstand und die Kritik nicht bloß auf die absoluten abstracten Staatsideale gelenkt. Die Gestaltung der republikanischen Staatsform weckte auch ganz spezielle Fragen, und dazu gehörten das Verhältniß zwischen Kirche und Staat. Der Staatssekretär der Republik, der Dichter Milton, der die Bottschaften des großen Protector's Cromwell redigirte, wenn nicht abfaßte, der seiner echt humanistischen Religiosität besonders in jenen Sendschreiben warmen Ausdruck verlieh, die Cromwell im Interesse der, von den seitens der Kirche aufgehegten Herzögen von Savoyen auf das fürchtbarste behandelten piemontesischen Waldensergemeinden an die Souveräne von Europa richtete, dieser selbe strenggläubige Milton, der Dichter des verlorenen Paradieses, war doch ein entschiedener Gegner der Verbindung des Staats mit der Kirche. Denn er wie diejenigen seiner Zeitgenossen, die sich den freien Blick in religiösen Dingen zu bewahren verstanden, hatten unter der Herrschaft des Protector's hinreichende Gelegenheit, das Gefährliche dieser Verbindung zu erkennen, wie es ja auch die Geschichte Spaniens und die Schreckensherrschaft Calvins in Genf bestätigte. Daher wurde denn von jener Zeit an die Forderung der Trennung von Staat und Kirche laut, und ebenso die Ansicht, daß der Staat als solcher religionslos sei, mit der Religion absolut nichts gemein und zu schaffen habe. Verbunden war damit die Gleichberechtigung aller Religionen — nur nahmen die Hochkirchler wie die Puritaner für lange Zeit immer die Katholiken und die Atheisten aus, und machten dadurch die Toleranz, die sie predigten, doch

zu einer immer noch beschränkten, indem sie sie nur auf die Sektten der protestantischen Kirche ausgebehnt wissen wollten.

Gewissensfreiheit, individuelle Selbstbestimmung, politische Freiheit, freie Meinungsäußerung waren Forderungen, die als vollberechtigt zur Zeit Miltons und Cromwells anerkannt, und deren praktische Erfüllung mit aller Energie angestrebt und zum Theil schon damals erreicht wurde. Daneben tauchen schon alle möglichen Vorstellungen, wie die des Staats als eines Vertragsverhältnisses in jener Zeit auf.

Freilich dürfen wir uns nicht verhehlen, daß alle diese Bestrebungen und Ideen wesentlich nur in den höhern Ständen vorhanden waren. Die niedern Volksmassen wurden darum noch nicht viel freier, denn der ablige Großgrundbesitzer war ein anderer als Philosoph und ein anderer als Herr seiner Untergebenen; die Praxis wich auch dort von der Theorie oft sehr wesentlich ab. Die Volksmassen waren noch nicht gebildet genug, und daher noch nicht mündig, noch nicht reif, um in dem Maße activen Antheil an der Politik nehmen zu können, wie dies heute geschieht. Erst seitdem die Regierung sich 1769 in dem Fall Wilkes einen eclatanten Eingriff in das Wahlrecht erlaubt hatte und in Folge dessen die Parlamentsverhandlungen öffentlich wurden, nahm das politische Leben einen andern Charakter in England an und wurde sehr wesentlich durch das Volk bestimmt.

Gleichzeitig mit diesen Wandlungen in den politischen Anschauungen war das Auftreten John Lockes (1632—1704), den wir an die Spitze der Philosophen stellen dürfen, die den realistischen Weg einschlugen, um die von Spinoza aufgestellten Probleme zu lösen. In seinem berühmten Werke „Essay concerning human Understanding“ legte er sein System nieder. Empirie, Naturbetrachtung war der Ausgangspunkt seiner Philosopheme. Die Hypothese der an-

geborenen Ideen aufgebend, führte er alle Erkenntniß auf die Vermittlung durch die äußern Sinne und auf die Reflexion, auf Wahrnehmung und Seelenthätigkeit (innern Sinn) zurück. Sein System wird daher, weil auf die Thätigkeit der Sinne gebaut, Sensualismus genannt.

Die Seele ist nach ihm eine unbeschriebene Tafel (*tabula rasa*) und nimmt die Vorstellungen auf, die einfach oder zusammengesetzt sind. Die einfachen entstehen durch die direkten Einflüsse von den äußern Sinnen her, durch Empfindung; in dieser Form prägen sie sich der Seele ein, die nichts zu ihnen hinzufügt, nichts an ihnen verändert; sie gleichen den Buchstaben des Alphabets und bilden, zu zusammengesetzten Ideen — die aus den einfachen durch die Thätigkeit des Verstandes entstehen — verbunden, Vorstellungen, die sich den Worten der Sprache vergleichen lassen. Aus diesen Factoren besteht die Erkenntniß, die somit ganz auf Erfahrung begründet ist. Trotzdem brach Locke noch keineswegs mit der religiösen Offenbarung, trat aber für die ursprüngliche Freiheit des Menschen auf, verlangte Trennung von Kirche und Staat und war ein entschiedner Gegner der Lehre vom göttlichen Ursprung der Monarchie, indem er die Staatsform vielmehr als das Ergebnis eines Vertrages betrachtete.

James Macintosh sagt von Lockes Schriften, daß sie durch die ganze civilisirte Welt die bürgerliche Freiheitsliebe, den Geist der Duldsamkeit und Milde in religiösen Streitigkeiten verbreitet haben; und das ist nicht zu viel gesagt. Er war ein Vorkämpfer für die Aufklärung und sein Einfluß war bei dem Streben nach klarem Stil, absoluter Deutlichkeit seiner Entwicklungen nur zu geeignet, dem Geist der Neuzeit Bahn zu brechen. Und da sein Epirismus dem englischen Nationalcharakter durchaus entsprach, so ist es nicht

zu verwundern, daß sein System, das in dem Satze gipfelt: nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu (Nichts ist im Verstande, was nicht in den Sinnen gewesen wäre) d. h. durch die Sinne zur Seele, in England zahllose Anhänger fand, die dasselbe in diesem oder jenem Sinne ergänzten, verbesserten und es auf andere Wissenschaften übertrugen. Unter ihnen wollen wir nur erwähnen den großen Mathematiker Isaac Newton (1642—1727), den Moralphilosophen Samuel Clarke (1675—1729), den Politiker Graf Shaftesbury (1671—1713), und den Historiker David Hume (1711—1776).

Die letzten Consequenzen aus dem realistischen Empirismus, dem Scepticismus und dem Sensualismus der dadurch hervorgerufenen Aufklärungsperiode in England zogen jedoch erst die Franzosen, indem sie die materialistischen Keime zu mächtig wuchernden Pflanzen entwickelten.

Neben und mit der Philosophie wurden die Naturwissenschaften gepflegt, deren Vertreter wohl im Allgemeinen der Welt gegenüber den Offenbarungsglauben beibehielten; der Charakter der Naturwissenschaften, der mit jedem Tage — in der Zeit, seit die königliche Societät in London 1662 eröffnet worden — sich erweiternde Einblick in das Wesen der Natur, in ihr Getriebe, war aber nicht dazu angethan, die strenge Religiosität, in den Kreisen der Gebildeten zu erhalten oder zu erhöhen. Die Welt, die sich dem Auge durch das Mikroskop und durch das Fernrohr eröffnete, war nicht mehr zu vereinbaren mit der Anschauung, die das jüdische Alterthum von ihr gehabt hatte. Die außerordentliche Anregung, die diese Beobachtungen, die die physikalischen und chemischen Experimente, die selbst die astronomischen Berechnungen durch ihre Neuheit gewährten, war zu groß, als daß sie nicht in kurzer Zeit die ganze gebildete Gesellschaft Englands erfaßt

hätte. Jeder wollte aus eigener Anschauung die Ueberzeugung von der Wahrheit der großen Lehren der Astronomen, von der Richtigkeit der von Newton aufgestellten Gesetze gewinnen. Die vornehme englische Gesellschaft war gleichsam von einem Forschungsfieber heimgesucht, und mit Schrecken sahen die Strenggläubigen, am Alten Hängenden, wie die neue Weltanschauung den alten strengen Bibelglauben erschütterte; und in der That sagten sich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts viele Denker und Gelehrte nicht nur vom Offenbarungsglauben völlig los, sondern gingen selbst zum Atheismus über.

Wie kam es aber, daß die wissenschaftlichen Interessen so schnell und nachhaltig um sich griffen? Dazu wirkten allerdings eine Reihe von Umständen zusammen. Zunächst waren die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen nicht mehr ausschließlicher Besitz einzelner Individuen, sondern wurden in erster Linie den Fachgenossen mitgetheilt, und zwar so schnell als möglich, um dadurch das Primat neuer Entdeckungen zu wahren. So lange man über den Charakter derselben, über ihre Richtigkeit noch nicht völlig im Klaren war, oder wenn man gewisse Forschungsergebnisse der Begutachtung von fachgenössischen Autoritäten unterbreiten wollte, geschah die Mittheilung in Geheimschrift oder in Anagrammen. War aber die Ueberzeugung von der Richtigkeit der gefundenen Resultate einmal gewonnen, so verbreitete sich die Kunde schnell von Akademie zu Akademie, von Universität zu Universität und wurde Gemeingut aller derer, die sich für den betreffenden Gegenstand interessirten. Die Vertreter der Wissenschaften waren aber zum Theil auch Politiker, oder nahmen neben ihren akademischen andre sociale Stellungen ein, und so verbreiteten sich die wissenschaftlichen Mittheilungen bald in größere Kreise. Wer die Muße, das Interesse

und die Befähigung dazu besaß, konnte nun selbst, ohne vorher einen strengen scholastischen Studiengang durchgemacht zu haben, sich einem ihm zusagenden Zweig der Forschung zuwenden, — und so kam es, daß ebenso wie früher unter der Königin Elisabeth, ja schon unter Heinrich VIII., griechische und lateinische Studien, unter Karl II., Jacob II., Wilhelm von Oranien und der Königin Anna die Naturforschung in den Hofkreisen und unter dem Adel Mode wurde. Nun konnte sich natürlich Niemand ausschließen und mußte, wenn er für gebildet gelten wollte, sich sein Laboratorium anlegen, ein physikalisches Cabinet einrichten, und wenn ihm das Interesse für die Newton'schen Gesetze u. abging, es wenigstens heucheln.

Die englische „Gesellschaft“ ging in dieser Hinsicht der übrigen europäischen voran. Denn in Holland absorbirten die Handelsinteressen den Geist der höheren Stände zu sehr, als daß diese sich viel um gelehrte Dinge bekümmert hätten; hier war es nur ein kleiner Kreis von Gelehrten, freilich oft von Gelehrten der verschiedensten Länder, die diese Interessen pflegten. In Frankreich beschäftigten während des ganzen 17. und in den ersten zwei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die leichteren Saloninteressen fast ausschließlich die Kreise der Gebildeten, von höhern wissenschaftlichen Interessen war keine Rede.

Nun ist es eine Erfahrung, daß modische oberflächliche Bildung stets der Verbreitung von solchen Ideen dienlich ist, die sich gegen das Veraltete, gegen das herrschende Regime richten. Gerade so war es damals in England. Die allgemeine Bildung war eine zu geringfügige, zu oberflächliche, als daß von irgend welcher Gründlichkeit in der Betreibung der Modestudien im Allgemeinen hätte die Rede sein können. Nachdem es bis zur Evidenz erwiesen, daß die neue Welt-

anschauung sicher fundirt und unzweifelhaft richtig war, glaubte jeder Salonheld und jede auf Bildung Anspruch machende Dame sich etwas zu vergeben, wenn sie es nicht mit denen hielten, die in ihren Schlüssen am weitesten gingen, und ihnen — wenn es auch Trugschlüsse waren — geistreiche Form zu verleihen verstanden.

Und hier kommen wir auf ein andres Merkmal des Salonwesens: das Geistreichthum! In Frankreich galt dieses während des ganzen 17. Jahrhundert Alles in der „Gesellschaft“, und ähnlich war es in England, das beweist uns die Literatur der Zeit der Königin Anna auf das deutlichste. Die Satire, das Epigramm waren bequeme und außerordentlich dankbare Formen des Geistreichthums, und sie wurden ohne Unterschied an allen, auch den heiligsten Interessen und Gegenständen, erprobt und dienten daher vorzugsweise auch zur Verbreitung irreligiöser Ideen. Denn hiezu boten wiederum die lebhaften Kämpfe der verschiedenen Religionen vortreffliche Gelegenheit. Die zum Katholicismus neigenden Höflinge Karls II. wickelten über die Puritaner und Hochkirchler und umgekehrt — zum Schaden der Religiosität natürlich. Hiezu boten ferner in England auch die innern politischen Verhältnisse viel Stoff. Während nun in Frankreich das Salonleben die Bildungsschule der „Gesellschaft“ war und das Geistreichthum erzeugte, war es in England die Journalistik, in der die Geister zugespitzt und ausgebildet wurden. Der Tatler, der Spectator, der Guardian, der Lover u. c. erstellten hier vollkommen den französischen Salon.

Endlich kam in England zur Ausbildung dieser Geistesrichtung noch ein sehr gewichtiges Moment. Die Reaction gegen die Republik Cromwells war die absolute Monarchie der den Thron wiederum besteigenden Stuarts. Die Reaction gegen die zum Zelotismus ausartende despotische Reli-

giosität der Puritaner war die dem „lustigen England“ ungleich mehr zusagende, zum Katholicismus neigende Herrschaft der Hochkirche. Die Stuarts aber hatten inzwischen in Frankreich eine Zuflucht gefunden und den Geist der Gesellschaft am Versailler Hofe in sich aufgenommen. Dieser wurde nun nicht nur an den Hof von England übertragen, sondern im Gegensatz zur puritanischen Strenggläubigkeit sorgfältig gepflegt. So kam noch die französische Frivolität jener Zeit zu der dem Dogmatismus entgegengesetzten allgemeinen Wissenschaftlichkeit, und es entstand das englische Freigeister- und Freidenkerthum, das in Lord Bolingbroke gewissermaßen seine Verkörperung fand, und auf dem religiösen Felde als Deismus, als vernunftgemäße, den Offenbarungsglauben verwerfende Gottesvorstellung auftrat.

Das Freidenkerthum durchsetzte bald alle Schichten der englischen Gesellschaft in solchem Maße, daß auch die Vertreter der staatlichen und religiösen Orthodogie, überhaupt seine Gegner, sich ihm nicht ganz verschließen konnten, ihm zuweilen, indem sie es zu bekämpfen glaubten, gewichtige Zugeständnisse machten.

Gingen nun manche Freidenker wie Collins, hauptsächlich Toland, Shaftesbury und Andere bis zum Atheismus und Materialismus, so krystallisirten doch andererseits die liberalen, humanistischen Principien zu jener Religion des reinen Menschenthums, die in dem 1717 gegründeten Freimaurerthum zur Herrschaft gelangte und durch dieses im Laufe weniger Jahrzehnte über den ganzen Erdball wenigstens sporadisch verbreitet wurde. Das Freimaurerthum wurde nun der Träger aller berechtigten dem Zeitgeist und dem Stand der Wissenschaften entsprechenden Forderungen eines geläuterten, echten Humanismus, und stellte sich die Aufgabe, überallhin Licht, Aufklärung und Toleranz zu verbreiten.

So waren die intellectuellen Verhältnisse in England im Anfang des 18. Jahrhunderts, anders wurden sie unter den Hannoveranern Georg I., II. und III. Der innere Ausbau der Verfassung, die innere und äußere Politik lenkten die Blicke der Schriftsteller und Politiker und damit der „Gesellschaft“ von den Gegenständen ab, die sie früher beschäftigt hatten. Die drohenden Zustände in Amerika und in Frankreich erzeugten nach und nach auch eine Reaction gegen das Freidenkertum, die Orthodorie gewann wieder mehr und mehr Boden, wenngleich sich die Folgen der französischen Aufklärung auch in England bemerkbar machten. Eine der bedeutendsten Leistungen des englischen Geistes im 18. Jahrhundert war aber die Ausbildung der Volkswirthschaftslehre und die Gestalt, die Adam Smith (1723—1790) derselben gab, ehe sie epochemachend von England über die ganze Welt verbreitet wurde.

Werfen wir nun einen Blick auf die französische Aufklärung.

Die Skepsis war durch einen Franzosen, Descartes, zur Grundlage eines neuen philosophischen Systems, ja der modernen Philosophie überhaupt gemacht worden, und wie Lockes Speculationen in England, so fanden die Cartesianischen in der geistreichen Gesellschaft Frankreichs Boden und Verbreitung, verbanden sich hier in gleicher Weise mit allen freigeistigen Bestrebungen zu gemeinsamem Wirken, und unterstützten zunächst den Jansenismus — die Reformbewegung innerhalb der katholischen Kirche Frankreichs — gegen den Jesuitismus. Pascals Briefe aus der Provinz zeigen ihren Einfluß.

Zur Skepsis neigte der gallische Geist überhaupt und Mich. de Montaigne, Charron und Andre hatten dies schon vor Descartes bewiesen; das englische Freidenkertum und der

Deismus hatten daher in Frankreich die besten Ausichten zur Fortentwicklung, und die geistreichen Kreise von Paris thaten alsdann das ihrige, die Ideen der Freidenker und Aufklärer in alle Welt zu verbreiten. Wenn nun die Frucht, die der englische Deismus auf französischem Boden trug, eine andere war, als in England, so waren die von den englischen wesentlich abweichenden religiösen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Frankreichs die Ursache davon. Der englische Parlamentarismus, das englische Volksbewußtsein waren vermöge der freien Verfassung, die die Engländer auf Kosten des Königthums errungen hatten, sehr stark entwickelt, und mit Ausnahme der Holländer konnte sich keine Großmacht in dieser Hinsicht mit den Engländern messen. Diese hatten mit dem Mittelalter schon längst und nachdrücklich gebrochen, ihnen blieben daher viel weniger sociale Schäden zu beseitigen, als den Franzosen. Sie hatten in zwei Revolutionen die Macht des monarchischen Absolutismus vernichtet, zum Ausbau ihres Staatswesens, zur Wohlfahrt des Landes bedurften sie keiner dritten; und daher fand die französische Revolution in England auch nur geringen Widerhall.

Der Absolutismus Ludwigs XIV. war die Consequenz der staatlichen Entwicklung gewesen, zu der Philipp der Schöne den Grund gelegt hatte, und sie war verbunden gewesen mit der Ausbildung des Absolutismus der Kirche, die so viel Grund und Boden in ihren Besitz zu bringen bemüht war, als sie nur immer vermochte. Darin wurde sie auch nicht gestört, als Ludwig, die That Heinrichs VIII. von England nachahmend, für kurze Zeit die gallicanische Kirche ins Leben rief. Der Clerus behielt nach wie vor seine Besitzthümer, seine Privilegien und war vor Allem steuerfrei. Die Monarchie war wohl auf Kosten des Feudalismus erstarkt; die Privilegien des Adels waren aber in der Hauptsache

bestehen geblieben; auch er war steuerfrei. Hof, Adel und Klerus wurden in ihren Anforderungen an das Leben unter der Regierung Ludwigs XIV. von Tag zu Tage anspruchsvoller. Woher sollten die Mittel für diese drei Factoren kommen, die nichts erwarben, sondern nur verbrauchten und zwar enorme Summen verbrauchten. Die Bürger, hauptsächlich die Bauern, mußten die Mittel hergeben. Der Zins der Pächter betrug zuweilen über die Hälfte des Rohertrages. Die niedern Stände mußten die Zehnten für den Klerus, die Steuern für den Staat entrichten und wurden überdies von dem Adel gebrandschätzt. Diese dreifache Last war zu groß — das Volk verarmte. Mit unbegreiflicher Kurzsichtigkeit willigte der in Folge seiner Ausschweifungen allmählich zur Frömmerei neigende Despot in die Aufhebung des Edicts von Nantes und andre Maßnahmen gegen die Protestanten. Wie die Austreibung der Mauren und Juden aus Spanien, so wirkte auch die der Hugenotten aus Frankreich: sie zog die rapide Verarmung ganzer Provinzen nach sich, denn die Hugenotten bildeten gerade so wie die Mauren und Moresken die tüchtigsten, sittlichsten und fleißigsten Elemente der Nation. Indem sie auswanderten, bereicherten sie das Ausland, in das sie ihre Gewerbe verpflanzten.

Die privilegierten Stände und der Hof dachten nicht über ihr Verhältniß zum Volke, über ihre Abhängigkeit von demselben nach. Befangen in der mittelalterlichen Anschauung, daß das Volk nur für sie existire, belasteten sie es immer mehr, und die Bilder, die Vauban, Fenelon und Andre uns von der Verarmung der Massen, von dem trostlosen Elend in den Provinzen geben, machen schwer begreiflich, daß das Volk sich nicht erhob, um diese unwürdigen Lasten abzuschütteln. Es verharrte aber in seiner Duldung, und so ging der Staat dem Bankerott entgegen; die finanzielle Noth und

die Unmöglichkeit, sie zu beseitigen, so lange die obern Stände nicht zur Besteuerung herangezogen wurden, sollten auch die letzte unmittelbare Ursache der Revolution werden.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß es natürlich einzelne Männer gab, die den Abgrund sahen, dem der Staat entgegenging, und die wie der Erzbischof Fenelon, der Erzieher des Herzogs von Burgund, des zukünftigen Königs, unermüßlich bestrebt waren, Reformen herbeizuführen. Der Staat war aber der König, dessen Gottesgnadenthum unter Andern Bossuet bekräftigt hatte, und Ludwig XIV. erblickte in jeder solchen reformatorischen Bemühung eine strafbare Handlung. Gegen sein Ende hin bemächtigte sich seiner aber doch wohl auch das Bewußtsein der Gefahr, in der der Staat sich befand, und wenn er sterbend seinen Urenkel ermahnte, sein Beispiel in gewisser Hinsicht nicht zu befolgen, so ist dies ein Beweis für die Erkenntniß der Gemeingefährlichkeit mancher seiner Maßnahmen.

Doch nicht allein auf dem Gebiete der Politik und der Volkswirthschaft wurden Verbesserungen und Reformen erstrebt, auch die Ideen des englischen Humanismus drangen allmählich von Holland her ein, wo viele Hugenotten eine neue Heimath gesucht hatten, und, empfänglich für den Scepticismus und das Freidenkerthum, durch ihre alten Beziehungen zu Frankreich das ihrige zur Verbreitung freigeistiger Bestrebungen daselbst beitrugen. Fontenelle, St. Evremont und viele andre wurden nun hier die Vertreter der aufklärenden humanistischen Geistesrichtung und des Rationalismus. Der Kampf für die Menschenrechte, für vernunftmäßigen Glauben, für religiöse Toleranz, gegen den Aberglauben, den Jesuitismus und alle Auswüchse der Orthodogie und der Culte, gegen das Gottesgnadenthum der Monarchie und ihren Absolutismus wurde, wenn gleich in leichter, plänkelder Weise, doch immer lebhafter geführt.

Bedeutender indes und nachdrücklicher war das Wirken von Bayle (1647—1706), der ebenso wie Le Clerc in Holland eine Zuflucht gesucht hatte und zuerst von dort aus durch eine von ihm gegründete Zeitschrift, die bald ihre Nachfolger fand, Aufklärung zu verbreiten suchte, dann aber das berühmte „Dictionnaire historique et critique“ schrieb, das bei dem ungeheuren Beifall, den es überall fand, weil es eben dem Charakter des damaligen Zeitgeistes genau entsprach, epochemachend auf Frankreich wirkte. Diesem Werke war es hauptsächlich zu danken, daß schon um 1700 das Philosophiren Modesache wurde, denn jenes gewährte durch seinen encyclopädischen Charakter alles Material, was die Salonphilosophen nur irgend brauchten, befriedigte durch seinen zum Theil sehr frivolen Inhalt gleichzeitig den Geschmack der vornehmen Gesellschaft, athmete durchweg skeptischen Geist, bekämpfte den strengen Theologismus, den es durch eine Vernunftreligion zu ersetzen sich den Anschein gab, lehrte die Grundsätze des Humanismus und führte mit französischem Esprit und gallischem Humor, den Kampf gegen alle veralteten Anschauungen. Man kann sich nur schwer einen Begriff von dem Beifall machen, den dieses Werk fand, das trotz seines Umfangs (4 Folianten) in Kurzem in Tausenden von Exemplaren abgesetzt wurde. Der Grund dafür liegt eben darin, daß es den Geist der französischen „Gesellschaft“ getreu spiegelte. Natürlich blieb auch diese Bewegung auf die höhern Stände beschränkt wie in England; die literarischen und intellectuellen Interessen waren nach wie vor das Privilegium der Gesellschaft, zu der das Volk ja natürlich nicht gerechnet wurde.

Der zum Protestantismus neigende Jansenismus unterstützte in gewissem Sinne diese Geistesrichtung, wemgleich er sich direct gegen die zeitgenössische Philosophie als gegen einen

Verderb der Menschheit richtete, insofern nämlich, als er den Philosophen für den Kampf gegen den Katholicismus und den Jesuitismus Material lieferte. In ähnlicher Weise förderte später das Freimaurerthum die Entfaltung des modernen Zeitgeistes.

Die ergiebigste Nahrung, und zwar die allerschädlichste fand er jedoch in den Zuständen, die am Hofe herrschten. Denn kaum war 1715 Ludwig XIV. gestorben und damit der Zwang aufgehoben, den die düstere Gemüthsstimmung des alternden monarchischen Frömmers der leichtlebigen „Gesellschaft“ auferlegt hatte, so wurde, dem Beispiel gemäß, das der Regent, der Herzog von Orleans (1715—1723) und Ludwig XV. gaben, die Zügellosigkeit so groß, wie sie noch nie gewesen war. Die Zerrüttung der höhern Stände wurde eine so vollständige, daß eine Heilung der Schäden, die dieselbe herbeigeführt hatten, nur durch eine Radikalkur bewirkt werden konnte, wie sie die Revolution von 1789 für die in Unnatur und Corruption versunkene „Gesellschaft“ wurde.

In den niedern Schichten des Volkes hatte sich glücklicherweise ein edler entwicklungsfähiger Kern erhalten, und die Aufklärungsliteratur, die in den höhern Ständen nur den natürlichen Proceß der Entartung und der innern Zerrüttung beschleunigte, wirkte in den niedern Schichten in der That klärend und befreiend. In dem Maße wie Klerus und Adel sich entehrten und sanken, erstarkte der Bürger- und der Bauernstand, und hiezu trugen nicht wenig Montesquieu, Voltaire und Rousseau bei, von denen der erste auf dem Gebiete des Staats, der zweite auf dem der Religion, der dritte auf dem der socialen Verhältnisse aufklärend zu wirken bestrebt waren. Sie gaben ihrer Zeit die Ideale.

Charles de Secondat, Baron de Montesquieu (1689—1755) war einer der begabtesten Denker des achtzehnten Jahrhunderts. Früh entwickelt, vom Zeitgeist beseelt, aber

nicht gebendet durch den trügerischen Glanz der Salon-sophistik, wandte er sich zunächst in seinen „persischen Briefen“ gegen die krankhaften und schädigenden Auswüchse und die grenzenlose Unnatur seiner Zeit. Seine staatsmännische Natur zog ihn aber zur Geschichte, aus der er die Grundzüge des Staatswesens erforschen zu können hoffte, während er gleichzeitig auf langen Reisen im Auslande die Formen desselben aus der Anschauung kennen zu lernen suchte. Die „Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer“ waren die erste Frucht seiner umfangreichen Studien, und erst lange nachher folgte das Hauptwerk seines Lebens, der „Esprit des lois,“ in dem er die Grundzüge der Staatswissenschaft entwickelte, über alle Staatsformen abhandelte und den englischen Constitutionalismus als die vollendetste bezeichnete. Der Einfluß, den dieses Werk gewann, war ein großartiger, und die Staatswissenschaft wurde nach seinem Erscheinen bis auf Weiteres das Modestudium der „Gesellschaft,“ durch das die Grundsätze Montesquieu's nun in alle Welt verbreitet und ein klärendes Ferment für die verwirrten Vorstellungen vom Staat wurden.

Uebervog in Montesquieu der ernste Forschungstrieb alle andern Regungen, so in François de Arrouet oder Voltaire (1694—1778) die Sophistik, die im Verein mit dem Charakter des gallischen Geistes die Tendenz der Aufklärung verfolgte. Schon als Knabe zeigte er die freigeistigen skeptischen Anlagen, die sein Wesen dauernd bestimmten. Seine Neigung zum Spott und zur Satire brachte ihn in viele Conflicte und verschloß ihm selbst für lange Zeiten die französische Heimath. Bei einer solchen Gelegenheit begab er sich 1726 nach England, wohin es ihn bei seinem für die philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien so empfänglichen Geist besonders zog; und der dreijährige Aufenthalt

in England sollte denn auch nicht allein für ihn, sondern für ganz Frankreich von Bedeutung werden. Im anregenden Verkehr mit den geistreichen Freidenkern, die er dort fand, nahm er nicht bloß flüchtig die Ideen derselben in sich auf, sondern vertiefte sich besonders in das Studium Locke's und Newton's. Auch die politischen Verhältnisse sagten ihm dort mehr zu als die seines Vaterlandes, wo statt Ordnung und Freiheit zügellose Willkür herrschte. Unter diesen Eindrücken schrieb er zunächst die „englischen Briefe,“ in denen er mit beißender Satire besonders die religiösen Zustände seines Vaterlandes geißelte und überhaupt die Verhältnisse beider Länder in einer für Frankreich wenig schmeichehaften Weise in Vergleich brachte. Die Folge davon war, daß diese „Briefe“ vom Pariser Parlament zum Feuertode durch Gensershand verurtheilt wurden. Das war natürlich für Voltaire nur ein Sporn, auf dem Pfade der Opposition, der Aufklärung, des Humanismus, der Vernunft fortzuschreiten und durch Vermittlung der realistischen Philosophie Lockes und seiner Nachfolger, durch Verbreitung der Newtonschen Lehren, überhaupt der Ergebnisse der englischen Naturforschung Frankreich von der Unbildung, den Vorurtheilen, der Intoleranz zu befreien, in der die Dunkelmänner dasselbe noch hielten. Diesen Aufgaben, der Verbreitung der Grundsätze der englischen Freidenker lebte Voltaire bis zum letzten Augenblicke seiner Existenz. Nicht gegen die Religion an sich, sondern nur gegen die Irrthümer, die der Klerus verbreitet; nicht gegen die Monarchie an sich, sondern gegen die unrechtmäßigen Eingriffe derselben in die Rechte des Individuums richtete sich seine Opposition. Seiner Energie war es zu danken, daß das Gerichtsverfahren ein menschliches und geordnetes wurde. Auch in seinen belletristischen Arbeiten geht er fast immer von allgemein menschlichen Grundsätzen aus.

Sein Blick war unbeschränkt und frei, und dies befähigte ihn auch, das ganze große Gebiet der Menschheitsgeschichte zu übersehen und in seinen Geschichtswerken den Grund zu einer philosophischen Behandlung der Geschichte zu legen.

Ganz anders war Jean Jacques Rousseau (1712—78) geartet. War Voltaire Realist, so war er Idealist; war jener Vernunftmensch, so war er durch und durch Gefühlsmensch; hing jener am äußern Schein, so vertrat dieser das Gegentheil, predigte unermüdt die vollständige Rückkehr zur Natur, indem er behauptete, Alles sei gut, wie es aus den Händen des Schöpfers aller Dinge hervorgehe, Alles entarte unter den Händen der Menschen. Dieser Gedanke bildet gewissermaßen den Grundstein seines idealen Staatsgebäudes, dessen Grundzüge er in seinem „Contrat social“ niederlegte. Unerbittlich verfolgte und brandmarkte er Alles, was gegen die Natur und die Wahrheit verstieß, und in seinem pädagogischen Werke „Emil“ entwickelte er die Principien einer natürlichen Erziehungslehre, von denen manche bis auf den heutigen Tag befolgt werden. Das abschreckende Bild der Verworfenheit der sogenannten gebildeten Gesellschaft wurde die Veranlassung für seinen bis in's Extrem gehenden Naturalismus. Der Ekel vor dieser Gesellschaft veranlaßte ihn, den Blick wiederum auf den Gegensatz derselben, auf die niedern Volksmassen zu werfen, und nun verlangte er auch für sie alle Rechte, die der Mensch überhaupt nur beanspruchen kann, alle Rechte, die er im Laufe der Jahrtausende sich geschaffen hatte. Absolute Gleichheit aller Menschen und gleiches Recht für Alle war die Consequenz, und daraus ergab sich wiederum die Ausbildung der absoluten republikanischen Volkssouveränität, die er lehrte und verlangte.

Solche Lehren mußten zündend auf die bis dahin recht- und schutzlosen niedern Stände wirken; mit Windeseile ver-

breiteten sie sich über die ganze civilisirte Welt, ja bis in den in Quietismus verfallenen Orient drang diese Botschaft, welche die letzten Schlußfolgerungen des aufgeklärten Humanismus zusammenfaßte. Wie so oft waren es auch in diesem Falle hauptsächlich die Irrthümer, in die Rousseau verfallen war, die die Gemüther der damaligen Menschen am meisten ergriffen.

Es erübrigt nun noch, einen Blick auf die Ausbildung der Philosophie in Frankreich zu werfen, wohin Voltaire besonders den Lockeschen Empirismus und Sensualismus übertragen hatte.

Derjenige, welcher Locke am nächsten stand, war der Abbé de Condillac (1715—80), dessen Lehre in der Ableitung aller Erkenntniß aus der Sensation, aus der Sinnesreizung bestand. Er verband die beiden Erkenntnißquellen der Reflexion und der Sensation zu dieser einen, indem er nachwies, daß die Reflexion überhaupt nur unter der Voraussetzung der Sensation möglich ist. Die Wahrheit, die objective Welt, kurz: alles Seiende kann nur durch die Sinne erkannt werden.

Daraus zog Helvetius (1715—71) den Schluß, daß es überhaupt nichts Anderes als die Materie, als das Sinnliche gebe. Demnach setzte er auch die Materialität der Seele voraus und führte alle Körper- und Geistes thätigkeit auf die Selbstliebe und diese auf die sinnliche Lust zurück, die er zum Regulator aller Willensäußerungen, alles Handelns und Denkens machte.

An diese beiden schließt sich nun die große Masse der Encyclopädisten und im Allgemeinen der Freidenker, Freiheitschwärmer und Naturphilosophen an. An der Spitze der Encyclopädisten standen d'Alembert und Diderot, von denen der letztere (1713—84) die Seele des Unternehmens war; sie versuchten in einem Werke, der „Encyclopédie“, die Summe

des damaligen Wissens im Lichte moderner Weltanschauung darzustellen und zusammenzufassen. Der Materialismus dieses Werkes erreicht jedoch bei weitem noch nicht die Anschauungen, die der Arzt La Mettrie (1709—51) aussprach. Den Glauben an die Existenz Gottes erklärte dieser für durchaus grundlos; alles Geistige hielt er für leeren Wahn, die Vorstellung der Immaterialität der Seele und ihrer Fortexistenz erklärte er für thöricht. Den Sinnen zu folgen, das Leben zu genießen, sei die Aufgabe des Menschen.

Diese Lehren La Mettrie's wurden systematisch ausgebaut in einem Werk, das als die Bibel des Materialismus gelten kann, in dem „*Système de la nature*.“ Wahrscheinlich entstand dasselbe im Kreise des Baron von Holbach, denn der eigentliche Verfasser des in London erschienenen Werkes ist nicht zu ermitteln gewesen. Mit ihm schließt der Materialismus ab.

War in ihm der Nachweis versucht worden, daß die Materie den Geist beherrscht, so versuchte der Idealismus das Gegentheil zu beweisen, daß nämlich die materielle, die körperliche Welt in der Verdunkelung der Seelenkräfte ihre Ursache hat. An der Spitze der Idealisten steht Leibniz, und damit wollen wir auf den deutschen Boden übergehen und den Geist, der dort herrschte, in seiner Entwicklung einer kurzen Betrachtung unterziehen.

2. Der deutsche Geist.

Von der Natur in der vorzüglichsten Weise begabt, hat der deutsche Geist sich doch im Allgemeinen wenig national entwickelt, hat sich hinsichtlich der Stoffe, die er verarbeitete, sehr receptiv verhalten, während er befähigt war, in hohem Grade selbstschöpferisch aufzutreten.

Bei der ihm eignen Schwerfälligkeit ist es freilich nicht gerade unnatürlich, daß er erst auf äußere Anregungen hin, und im Gegensatz zu dem ihm angeborenen Selbstbewußtsein und Streben nach Individualismus, seine Kräfte entfaltete; doch machte er sich dann, in vielen Fällen wenigstens, wie der griechische Geist die fremden Stoffe auch so vollkommen zu eigen, durchdrang sie so ganz mit seiner Eigenart, daß die Produkte beinahe nationalen Werth erhielten.

Nicht wenig zu dieser Eigenthümlichkeit, sich an das Fremde anzulehnen, trug auch das Ueberwiegen des Gemüths im deutschen Charakter bei. Gemüthsmenschen incliniren zur Annahme des Fremden viel mehr als Sinnenmenschen. Die Neigung für das Geheimnißvolle, Mystische ist bei ihnen stark entwickelt und giebt sich unter anderm als eine Sehnsucht nach dem Fernliegenden zu erkennen, sei dieses nun das Jenseits, sei es das Fremdländische.

Aber wir finden auch alle übrigen Merkmale des Gefühlsmenschen bei dem Deutschen vor; die ihm eigene Innerlichkeit des Empfindungslebens erzeugte jene starke strenggläubige Religiosität, für die die Germanen immer eingetreten sind. Diese selbe Innerlichkeit machte ihn zum Theoretiker und Idealisten, zum Metaphysiker, der über die ihn umgebende Welt immer hinwegsehend, sie ihrer Materialität entkleidet und nach den Ursachen ihres Seins forscht, den Ergebnissen dieser Forschungen wieder Realität beimißt, durch den Vergleich dieser Idealwelt mit der Wirklichkeit enttäuscht, nunmehr dem Bilde seiner inneren Vorstellungen zustrebt und in Sentimentalität verfällt, wenn er es nicht erreichen kann. Wo wir diese, wo wir den Weltschmerz finden, da können wir immer auf das Ueberwiegen eines starken Gemüths schließen und umgekehrt. Alle äußern Einwirkungen sind ungleich nachhaltiger bei dem Gefühls- als bei dem Sinnenmenschen; der erstere

verarbeitet sie langsam in sich, der letztere geht flüchtig über sie hinweg; jener vertritt mit aller Zähigkeit und Energie was er einmal erfaßt und als richtig anerkannt hat, zeigt einen festen Charakter — dieser ist unbeständig, vertheidigt heute mit derselben Leidenschaftlichkeit, was er gestern bekämpfte. Dem kategorischen Imperativ, dem inneren Pflichtgefühl ein so großes Gewicht beizumessen, wie Kant es that, war nur ein Gefühlsmensch im Stande, während andererseits jene Höhe des vernunftmäßigen Denkens die Consequenz der Objectivität war, dieses Erbtheils der Griechen und Germanen von ihren arischen Urvätern her. Diese objective Grundstimmung des germanischen Geistes war es auch, die ihn befähigte, nicht allein die erhabenste Höhe der Phtlo-sophie zu erklimmen, sondern auch auf dem Gebiete des Dramas Bedeutendes zu leisten, nachdem er in seinen frühesten Entwicklungsstadien aus seiner ureigenen — wenn auch auf arischen Fundamenten gegründeten — Religion das Epos gestaltet hatte.

Die Stoffe der nordischen Mythologie gewährten ein unererschöpfliches Material, dessen epische Verarbeitung mehr dem altgermanischen und nordischen als dem deutschen Geiste zuzuschreiben ist; denn das Leben des letztern beginnt erst mit der Gestaltung eines deutschen Reiches, und schon lange vorher war auf süd- und mitteldeutschem Boden das selbständige Geistesleben durch das Christenthum erstickt. Regungen desselben finden wir allerdings noch, sie zeigen sich in den Sagen, in denen das Volk sich Erinnerungen an die alten heiligen nationalen Weisthümer zu bewahren suchte; sie zeigen sich in dem Bruchstück des Gedichts von „Hildebrand und Hadubrand.“ Das Ringen des deutschen Geistes, sich seine Selbständigkeit zu bewahren, tritt uns in den „Nuspilli,“ im „Seliand“ und in vereinzelt Merkmalen in den ersten

Perioden des deutschen Geisteslebens entgegen. Das Fremde trug aber den Sieg davon. Denn wenn auch die geistliche Kunstbichtung zuweilen und ausnahmsweise germanische Stoffe bearbeitete, so leitete sie im Ganzen doch von Behandlung nationaler Materien ab; selbst die karolingisch-fränkischen Sagenkreise wurden hauptsächlich erst durch die nordfranzösische Epik nach Deutschland übertragen. Außer den Chroniken und Evangelienharmonien, lateinischen Schulkomödien etc. beschäftigt sich der deutsche Geist nun vornehmlich mit antiken Stoffen und mit solchen, die die nordfranzösisch-bretonische Trouvèreliteratur ihm gewährte. Gleichzeitig kam noch eine weitere Anregung von außen her, denn wenn auch die Minnedichtung gemüthvoll-deutschen Charakter anzunehmen sich bemühte, so verhielt sie sich doch mehr oder weniger nachahmend der Troubadour-Poesie gegenüber, ohne freilich den kräftigen polemischen Charakter derselben sich anzueignen.

Dies ist die Zeit, die man als die erste klassische Periode bezeichnet, und es bietet sich uns hier die Erscheinung, die wir auch schon in andern Ländern beobachtet haben, daß die Veranlassung zur Entwicklung der Klassik, und daß zum Theil auch die Stoffe von außen her gegeben wurden. So sind unter den Kunststücken jener Zeit „Tristan und Isolde“ von Gottfried von Straßburg, „Parcival“ von Wolfram von Eschenbach, „Grek und Iwein“ von Hartmann von der Aue hervorzuheben, denen bretonisch-französische Dichtungen zu Grunde lagen. Freilich ist dafür das Haupt der Minnesänger Walther von der Vogelweide urdeutsch. Dagegen war wiederum das Grundinteresse an der Verarbeitung der uralten germanischen Heldensagen zum Nibelungenliede und zur Gudrun in erster Linie ein christliches, erst in zweiter ein nationales. Die kostbaren urgermanischen Stoffe dem christlichen Geist anzupassen, das war die Aufgabe, die die Bearbeiter sich stellten.

Die folgende Periode zeigte uns die Entfaltung des Bürgerthums und des daselbe befeelenden Strebens nach Selbständigkeit. Der nüchterne, auf das Praktische gerichtete Ständegeist sucht seine Erholung im Meistergesang, dessen poetischen Werth wir im Allgemeinen nicht eben hoch anschlagen können, der aber dafür im Grunde national deutsche Tendenz zeigt. Das Volksbuch, das Volkslied, didaktische, allegorische Dichtungen wiegen vor; alle Gattungen des mittelalterlichen Schauspiels, besonders die speziell belustigenden und satirischen werden gepflegt, wie überhaupt die Satire sich zu entfalten beginnt, um mit der Polemik allmählich die Führung zu übernehmen und die religiöse Reformation einzuleiten. Doch kaum hatte diese gesiegt, so fängt auch bald der Theologismus an, alle Geistesthätigkeit zu überwuchern; man hört nur die Monotonie der Kirchenlieder, untermischt von dem Stöhnen der Heren in den Folterkammern und theologisches Gezänke, bis endlich darüber eine gänzliche Erschlaffung der Geisteskräfte eintritt.

Da wird durch Religionshaß und individuelle Interessen die Brandfackel des 30jährigen Krieges entfacht. Wohl bemühen sich auch in jener furchtbaren Zeit einzelne Individuen, die Ehre des deutschen Geisteslebens zu retten — aber in welcher Weise. Opitz unternimmt es, den verwilderten Geist zu schulen und bringt es denn auch so weit, die letzten Spuren von Naturwüchsigkeit zu vertilgen, durch starren Formkultus und Regelzwang den Geist völlig in Banden zu schlagen. Die Schäferdichtung in ihrer ganzen Schwülfigkeit, Unnatur und Biererei; die Allegorie mit ihren Splelereien machen sich breit. Die Kirchenlieder eines Paul Gerhards gewähren dem gegenüber eine wahre Erquickung. Mystische Dichtungen, Romane aus und nach dem Französischen — wie die französische Literatur ja überhaupt als Muster

gilt, dem man nachstrebt — werden daneben in bedeutender Zahl geschaffen. In diese schablonenmäßige Dichterei bringen nun einige Volksbücher und Sittenbilder, wie z. B. Grimme's Hausens „Simplicius“, und einige Naturstimmen aus Norddeutschland ein klein wenig Abwechslung. Das Theater bietet uns Festspiele nach italienischen, Schauspiele nach englischen, Opern nach französisch-italienischen Mustern, Andreas Gryphius ist fast der einzige Dichter, der Tüchtiges leistet.

Das orthodoxe Lutherthum fand inzwischen nicht mehr den Beifall aller Protestanten, und es erhob sich gegen dasselbe der Pietismus, um den schwerlastenden ertöbenden Druck des Theologismus abzuschwächen, also in gewissem Sinne bildend, aufklärend und befreiend zu wirken. Freilich hielt diese seine ursprüngliche Tendenz nicht lange an, er verfiel bald demselben Uebel, das er bekämpfen wollte.

So bezeugen denn das 17. und der Anfang des 18. Jahrhunderts wieder die Nichtigkeit des alten Erfahrungsaufsatzes, daß der übermäßige Theologismus den Geist völlig unfruchtbar macht. Die nationalen Stoffe sind ganz vergessen, leben nur im Aberglauben, im Märchen und im Volksbuch kümmerlich fort. Die platteste, geistloseste Nachahmung der ausländischen Vorbilder bekundet die absolute Unfähigkeit des Geistes, aus sich heraus, selbstthätig etwas Bedeutendes auf dem Gebiete der schönen Literatur zu schaffen. Das wissenschaftliche Leben war jedoch nicht ganz zu vernichten gewesen; hie und da flackerte es unter der Asche des Theologismus auf, bis endlich Leibniz (1646—1716) es wieder entflammete, seine Existenz von Neuem und fest begründete, dasselbe und mit ihm den deutschen Geist wieder zu Ehren und Ansehen brachte.

Leibniz war ein durch Schärfe des Geistes und durch eminentes Wissen ausgezeichnete Denker, der seine intellec-

tuellen Kräfte auch als Diplomat ausgebildet hatte; auch er versuchte die Probleme der Cartesianischen und Spinozistischen Philosophie zu lösen.

Das Grundprincip seiner Vernunftlehre liegt in der Idee, daß es, wie in der Mathematik so auch in der Philosophie, nothwendige Wahrheiten giebt, deren Gewißheit nicht aus der Erfahrung erwiesen werden kann, sondern in der Seele gegründet sein muß. Damit betrat er die idealistische Bahn und erstrebte auf ihr die Reform der Philosophie und selbst ihrer Lehrmethoden, um sie zu allgemein gültigem Abschluß zu bringen.

Der Kern des Leibniz'schen Systems ist die Monadologie. Diese lehrt, daß, wie es zusammengesetzte Substanzen giebt, so es auch einfache geben muß. Die letztern, die den Werth von Atomen haben, unterscheiden sich jedoch von diesen dadurch, daß sie nichts Materielles besitzen, sondern nur geistige Urkräfte sind, die, ohne Einfluß auf einander, vermöge der ihnen innewohnenden Bewegung und Elasticität, sich auszudehnen bestrebt sind. Keine Monade ist der andern gleich, wie es überhaupt nicht zwei einander absolut gleiche Dinge giebt; jede bildet für sich eine kleine Welt und ist mit allen Fähigkeiten begabt, die überhaupt vorzustellen sind. Die vollkommenste Monade ist Gott, die übrigen sind dem Grad ihres Bewußtseins nach verschieden; je klarer dieses letztere, desto mehr nähert es sich der Gottheit, je verworrener, desto mehr nähert es sich der Materie; jede ist jedoch der größten Vollkommenheit fähig. Die Monaden untersten Ranges sind ohne Erkenntniß und daher zu vergleichen mit schlafenden Körpern; dies ist die Stufe, auf der die Monaden der unorganischen Natur stehen. Die nächsthöheren sind diejenigen, in denen die Vorstellung als bildende Lebenskraft, aber noch ohne Bewußtsein thätig ist; dies ist die Stufe der Pflanzen-

welt. Das Leben der Monade steigt höher, wenn sie zu Empfindung und Gedächtniß gelangt: Die Stufe des Thierlebens (zugleich der Zustand des Traumlebens). Erlangt die Monade volles Bewußtsein, so wird sie Seele und Geist. Die Entwicklung des Monadenlebens vollzieht sich nach dem im Voraus von Gott bestimmten Gesetz. Durch dieses „Gesetz der Harmonie“ werden auch die Verhältnisse zwischen Körper und Seele hergestellt, denn die Monaden selbst beeinflussen sich nicht; in jedem Zustand sind alle Monaden, die einen Körper bilden, durch das Gesetz der Harmonie in das entsprechende Verhältniß gebracht.

Was die Ideen anbetrifft, so sind alle der Monade angeboren, gelangen zu ihrem Bewußtsein jedoch nur nach Maßgabe des Grades ihrer Lebensthätigkeit.

Absolut Todtes giebt es demnach überhaupt nicht, und auch die Seele ist nicht vergänglich; was todt erscheint, zeigt die Monade im Zustand des Schlafes oder ihrer „Verworrenheit“; die Materie besteht somit auch aus geistigen Kräften.

Des Zusammenhangs halber wollen wir hier gleich die Weiterbildung des Leibniz'schen Systems kurz berühren. Was nämlich La Mettrie für den Materialismus, that der Irländer Berkeley (1684—1753) für den Idealismus, indem er die Ideen von Leibniz bis zum Extrem ausbildete und sagte, daß eine materielle Außenwelt überhaupt nicht existire, daß es nur Geister, denkende Wesen gebe, deren Natur im Vorstellen und Wollen bestehe. Alle sinnlichen Empfindungen sind nur in unserer Vorstellung; die Ideen aber existiren in Gott, durch ihn erhalten wir die Bilder davon als subjective Vorstellungen.

Darüber hinaus war eine Entwicklung des Idealismus nicht mehr möglich und der philosophirende Geist schien sich vollständig erschöpft zu haben; denn auch Christian Wolff

(1679—1754), den wir für das deutsche Geistesleben nicht übergehen dürfen, bereicherte die Philosophie nicht inhaltlich. In so fern aber, als er durch Lehrbücher, durch eine Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften, durch Feststellung einer philosophischen Lehrmethode zur Verallgemeinerung des Studiums der Philosophie in Deutschland beitrug, ist er besonders bedeutend. Sein System war demjenigen von Leibnitz sehr verwandt, nur in der Monadenlehre wich er ab, besonders indem er seinen einfachen Wesen den Werth von Atomen verlieh und das Erkenntnißvermögen der Monaden aufgab. In seiner praktischen Philosophie inclinirte er zum Eudämonismus (Glückseligkeitslehre), nahm als Grundbegriff den der Vollkommenheit an und stellte als Princip der Sittlichkeit den Satz auf: Thue, was Dich, und Anderer Zustand immer vollkommener macht, und unterlaß, was ihn unvollkommen macht.

Die Uebersichtlichkeit der Wolffschen Philosophie, der Umstand, daß seine Werke in deutscher Sprache abgefaßt waren, verlieh ihr großen Einfluß auf das philosophische Denken der nächsten Zeit, gewann ihr viele Anhänger. Ueberhaupt wurde durch die Entwicklung der philosophischen Studien die Pflege der Wissenschaften rasch und in außerordentlichem Maße gefördert. Der Geist der Kritik erwachte und erfaßte in kurzer Zeit die bedeutenden Vertreter aller Zweige der Wissenschaften.

Freilich konnten diese Regungen im Anfang den nationalen Geist in seiner Totalität noch nicht wesentlich beeinflussen; aber es wurde ihm doch wenigstens ein nationaler Impuls gegeben, wengleich die hauptsächlichsten Anregungen von außen her kommen sollten. Die schöne Literatur wurde im Anfang des 18. Jahrhunderts noch ganz vom französischen Geschmack beherrscht, die französischen Formen wurden

als die unfehlbaren Muster slavisch nachgeahmt. Gottsched unterstüzt diese Geistesrichtung durch seine Autorität, setzt die Bestrebungen von Opiz ebenso würdig fort wie Boileau die von Malherbe, indem er den Regelzwang, den Formalismus immer starrer macht, und in diesem Geschäft helfen ihm getreulich die pedantische Scholastik, das bürgerliche Philistertum und der Bureaokratismus der complicirten Verwaltungsmaschine des zum Schatten seiner früheren Größe und Bedeutung zusammenschwindenden deutschen Reichs und der zahllosen Kleinstaaten, die dasselbe bilden.

Was den französischen Einfluß auf Deutschland so bedeutend machte, war die Geschlossenheit des französischen Nationalcharakters, die Universalität der französischen Sprache, die als Verkehrsmittel aller Völker unter einander diente, die zugleich mit der französischen Cultur an allen deutschen Höfen herrschte und daher auch in den Kreisen der Gebildeten und Vornehmen mehr als die deutsche Sprache gepflegt wurde, durch die französischen Emigranten auch populär gemacht worden war. In dem Maße wie der französische Geist von dem englischen Deismus und Freidenkertum beeinflusst wurde, wie die französische Literatur diese Geistesrichtung spiegelte, mußten diese Ideen auch in den höhern Kreisen der deutschen Gesellschaft Eingang finden und auch auf sie die Aufklärung übertragen, die England und Frankreich ergriffen hatte.

Damit wurde nun der deutsche Geist auf das Studium der Naturwissenschaften und auf die englische Literatur hingelenkt, die bald in ähnlicher Weise wie vorher die französische zum Muster genommen und nachgeahmt wurde. Auch diese Nachahmung machte ihn empfänglich für die Ideen des Freidenkertums, das ihn nun in Kurzem von allen Seiten her bestürmte. Allerdings ließ er sich nicht so leicht ge-

winnen, sondern suchte der Kezerei, die mit dem Freidenkerthum verbunden war, mit aller Macht entgegenzuarbeiten und sie mit erhöhter Strenggläubigkeit zu vernichten, ohne in dessen etwas andres zu erreichen, als daß er in eine krankhafte Verfassung gerieth, die ihn für alle nur denkbaren Einflüsse, für alle Gattungen von Schwärmerci, Geheimniskram, Aberglauben, Mysticismus und Betrügerei empfänglich machte. Glücklicherweise gab es aber einige Individuen — und ihre Zahl wuchs schnell, nachdem besonders Rousseau's Ideen nach Deutschland gelangt waren — die sich vor dieser Geistesrichtung zu bewahren wußten, ja sie bekämpften und voll für das Freidenkerthum eintraten. Mit Vorliebe fing man ferner an, sich dem kritischen Studium des griechischen und römischen, später auch selbst des deutschen Alterthums zuzuwenden, und auch dieses verfehlte nicht, zur Neuerweckung und Ausbildung des deutschen Geistes beizutragen, der Unnatur und schwärmerischen Frömmelci die Natur, die Kunstideale der Griechen und die Vernunft entgegenzusetzen, die mit jedem Dogma bricht und durch strenge, objektive Kritik ein selbständiges Urtheil sich zu bilden bemüht ist. Dazu kam nun ferner bald das Freimaurerthum mit seiner humanistischen Religion und seiner befreienden aufklärenden Tendenz.

Freilich sollte auch die aufklärerische Geistesrichtung nicht frei von Ueberschwenglichkeiten und Schwärmerci bleiben, dafür bieten sich uns zahllose Beweise in der schönen Literatur, in die zuerst durch den Kampf der Schwetzer, besonders Bodmers und Breitingers gegen Gottsched und seine Anhänger seit 1730 etwas Leben und Bewegung gebracht wurde, indem diese den sklavischen Regelzwang, der jede freie Regung vernichtete und der nüchternen französischen verstandesmäßigen Dichterei gegenüber, Freiheit, Natur, Phantasie ver-

traten, auf die Engländer, auf die deutsche Literatur des Mittelalters und auf die Alten hinwiesen.

Einer der ersten jedoch, der mit dem Althergebrachten gründlich brach und das Beispiel der Verwirklichung der echten Humanitätsprincipien gab, war ein gekröntes Haupt, der König Friedrich der Große. Freilich war auch er von dem Fehler erfaßt, den die vornehme deutsche Gesellschaft jener Zeit uns durchweg zeigt, von dem engen Anschluß an die französische Cultur. Dieser Fehler war bei ihm so stark ausgebildet, daß Friedrich sich nur in französischer Sprache correct auszudrücken verstand und die deutsche Literatur gering schätzte — mit vollem Recht, wenn man diejenige des 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts auf ihren wahren Werth hin prüft. Frankreich galt eben damals — und wiederum mit vollem Recht — als Culturherd, von wo das Licht einer neuen Weltanschauung sich in alle Welt verbreitete. Die deutsche Bildung und Cultur, die noch ganz von mittelalterlichen Schranken umgeben war, konnte sich in keiner Weise mit der französischen messen, konnte einen aufgeweckten Geist wie den Friedrichs des Großen nicht befriedigen, dessen Gesichtskreis weit hinausging über den des deutschen Geistes, der von den kleinlichsten Interessen, von einer veralteten verknöcherten Religion, von Pedanterie und Engherzigkeit beherrscht war. Indem Friedrich II. nun die Grundsätze der Humanität in sich aufnahm, sie mit seinem klaren, selbständig urtheilenden Geist in sich verarbeitete und läuterte, die Ergebnisse dieser Denkhätigkeit als Herrscher in die That umsetzte, wurde er nicht nur ein kühner Vorkämpfer für Licht, Wahrheit und Freiheit, erhob sich nicht nur weit über die französischen und englischen Salonphilosophen, deren Doctrinen er angenommen hatte, sondern war auch unter den Revolutionären, deren das Jahrhundert der Aufklärung in allen

civilisirten Ländern so viele erstehen ließ, derjenige welcher durch die Macht seiner Stellung, in Deutschland wenigstens, die Verbreitung der aufklärerischen Grundsätze auf das nachdrücklichste förderte. Er sanctionirte dieselben und ermunterte durch sein Beispiel viele andere, auf der Bahn des Fortschritts muthig vorzugehen, alle veralteten Vorurtheile, alle Hemmnisse der freien Entwicklung des deutschen Geistes rücksichtslos niederzureißen.

Das Beispiel, das Friedrich II. als Fürst gab, blieb nicht vereinzelt; von Portugal bis Rußland zeigten sich gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die wohlthätigen Wirkungen der englisch-französischen Aufklärung. Der portugiesische Minister Pombal gab das Zeichen zum Vernichtungskampf gegen die Jesuiten und bald folgten andre erleuchtete Staatsmänner und Fürsten nach, so daß endlich 1773 Papst Clemens XIV., der ebenfalls von den Ideen der Aufklärung angesteckt war, sich entschloß, den Orden aufzuheben, der so unfählich viel Unheil gestiftet hatte und stiftete. Freilich war die Wirkung davon eine sehr zweifelhafte. Die Jesuiten nahmen nun die Maske der Freimaurer, der Aufklärer an, verbanden sich mit den Mystikern und Schwärmern, deren Einfluß auf die Massen, auch auf die Gebildeten, ein ungeheurer war, und setzten ihre die Sittlichkeit, das Staatswesen unterminirende, den Geist verwirrende Thätigkeit ungestört fort, bis sie von Pius VII. 1814 wieder anerkannt und der Orden wieder hergestellt wurde. Gegen den Spiritismus und Mysticismus, gegen die Geheimbünde, die sich nach dem Vorbild des Freimaurerordens an allen Ecken und Enden Deutschlands bildeten, und die weit entfernt, irgend welchen Nutzen zu bringen, vielmehr verdunkelnd, geistesstörend wirkten, dem Aberglauben, dem Betrug, den Phantasmagorien der überreizten Nerven Vorschub leisteten, wobei die Jesuiten ihre Hand beständig im

Spiele hatten, gründete endlich 1762 Weishaupt in Ingolstadt den Illuminatenorden, der aufklärende Tendenzen verfolgte.

Fortschrittliche Reformen wurden nun überall angebahnt, liberale Ideen wurden verbreitet, und was das besonders bemerkenswerthe dieser Bewegung ist, das ist der Umstand, daß dieselbe von „oben“, von den Regierungen ausging. Freilich wußten die großen Reformer auch nicht immer Maß zu halten, gingen in ihrer Begeisterung für die Prinzipien der Humanität oft zu weit, indem sie mit despotischer Gewalt Neuerungen erzwingen wollten, die unter den gegebenen Boden- und klimatischen Verhältnissen nicht, wie sie vermutheten, zum Wohl ihrer Länder, sondern zuweilen geradezu zum Schaden derselben ausschlagen mußten. Die Aufklärung kam so rasch über sie, fand sie so ungenügend vorbereitet und vorgebildet, daß dergleichen extreme Erscheinungen, die als die Merkmale des „erleuchteten Despotismus“ bezeichnet werden, vollkommen begreiflich, ja zum Theil natürlich sind. Die Fürsten und Staatsmänner eilten ihren Völkern ferner an Einsicht weit voraus, wollten ihnen Freiheiten gewähren, für die diese noch gar kein Verständniß haben konnten, mit denen sie nichts anzufangen wußten. Aus wahren humanitären Interesse für die Zigeuner wollte Maria Theresia z. B. die Lage derselben bessern und glaubte dies erreichen zu können, indem sie sie in ihren Landen ansiedelte. Sie war aber nicht vertraut mit dem Charakter dieses Volkes, dessen Natur sich auf das Energischste gegen die Sesshaftigkeit sträubte. Und als die Kaiserin nun die Zigeuner durch Zwang zu dem bringen wollte, was sie von ihrem humanitären Gesichtspunkt aus als das einzig Förderliche für sie betrachtete, da entzogen die Zigeuner sich dieser Fürsorge durch die Auswanderung, welche die Kaiserin nun für grobe Undankbarkeit hielt.

Mögen die extremen Reformen auch zu bedauern sein, das warme menschliche Interesse aus dem sie entsprangen, ist immerhin unendlich hoch zu schätzen und die Gestalt eines Joseph II. von Oesterreich, den man beinahe einen Märtyrer der Aufklärung nennen könnte, wird stets in der Culturgeschichte der Welt eine verdienstermaßen sehr hervorragende Stelle einnehmen.

Wir gehen heute nur zu leicht über die Reformbestrebungen der aufgeklärten Fürsten des 18. Jahrhunderts hinweg, weil sie uns so natürlich erscheinen, und vergegenwärtigen uns nicht, was sie damals bedeuteten. Wir machen uns nicht klar, was das heißt, wenn ein Fürst wie Friedrich II., im vollsten Gegensatz zu den im allgemeinen nur conservativen und reaktionären Bestrebungen des Königthums von Gottes Gnaden und zu den Traditionen seiner Ahnen, die Bahn der fortschrittlichen Reformen betritt. Wir bedenken nicht, was das eigentlich heißt, wenn Friedrich der Große sich als den ersten Diener des Staats bezeichnete, und begnügen uns darüber hinwegzugehen, indem wir sagen, er war darum nicht weniger absolut. Was für eine ungeheure Erweiterung des Staatsbegriffs gegenüber dem beschränkten des monarchischen Absolutismus des vorhergehenden Jahrhunderts setzt dieses Wort Friedrichs voraus. Friedrich II., Joseph II., auch andere Reformfürsten, wie Gustav III., Karl III. waren durch ein selbstthätiges kritisches Studium der Weltgeschichte sich bewußt geworden, daß die Fürsten nicht blos Rechte, daß sie auch Pflichten haben und in erster Linie die Pflicht, ihre Völker zu ihrem Wohle zu erziehen, was wieder nur geschehen kann, indem sie den berechtigten Forderungen des auf der Bahn der Entwicklung fortschreitenden Zeitgeistes nachgebend, ihre Völker selbst auf die Bahn des Fortschritts leiten, sie durch Geistesbildung aufzuklären, durch Aufklärung

frei zu machen, zum Selbstbewußtsein, zur Selbstbestimmung zu führen suchen. Dies ist das wahrhaft Große an den beiden genannten deutschen Fürsten, und der zu vernünftigem selbständigem Urtheil entwickelte deutsche Geist war es, der diese Fürsten beseele.

Wir vergegenwärtigen uns endlich nicht den vollen Werth dieser von den Thronen ausgehenden Reformbewegungen, deren intensiv revolutionärer Charakter uns erst klar wird, wenn wir die Bestrebungen derselben an denen anderer socialer Revolutionen messen. Was für Ströme von Blut hätte es vielleicht gekostet, hätte das Volk im Gegensatz zu einem absolutistischen, engherzigen Fürsten die Abschaffung der Tortur, die Einsetzung eines menschenwürdigen Gerichtsverfahrens erzwingen wollen. Friedrich II. decretirte 1740 ganz einfach die Abschaffung der Tortur, und sie war anstandslos beseitigt. So decretirte Joseph II. 1781 die staatsbürgerliche Gleichheit der Katholiken und Protestanten, decretirte im Steuerebikt von 1789 die Besteuerung aller Staatsbürger, schuf durch das Civilgesetz 1786, durch das Criminalgesetz 1787 die Gleichheit Aller vor dem Gesetz. Und nun werfe man nur einen Blick in die Cultur- und Weltgeschichte, um zu sehen, welche Ströme von Blut für Erreichung ähnlicher Freiheiten geflossen sind, wenn sie vom Volk den Regierungen gegenüber erstrebt wurden.

Weshalb blieb Deutschland, weshalb blieb Portugal von den Gräueln einer so furchtbar blutigen Umwälzung befreit, wie sie sich in Frankreich vollzog? Hier erhob sich das gereizte Volk, um Rechte zu erlangen, die dort weise und weit-sichtige Staatslenker von selbst gewährt hatten. Die ganze europäische Welt bedurfte einmal der socialen Reform, sie war nicht zu vermeiden, sie mußte mit absoluter Nothwendigkeit eintreten, denn der Zeitgeist war fortgeschritten, und sollte

nicht ein Conflict entstehen, mußte auch die materielle Cultur seinen Forderungen entsprechend umgestaltet werden.

Inzwischen hatte es angefangen, sich überall immer kräftiger zu regen. Auf allen Felhern der Wissenschaft brach sich eine ernste gründliche objective Kritik Bahn. Schröckh, Heeren, Eichhorn, Windelmann bezeichnen mit vielen Andern einen tiefgreifenden Umschwung auf allen Gebieten des Wissens, einen großartigen Fortschritt des deutschen Geistes auf der Bahn seiner Entwicklung. Auch die protestantische wie die katholische Theologie sahen eine Reihe von tüchtigen aufgeklärten Männern erstehen, die eine Reform erstrebten, wie sie dem Zeitgeist entsprach; Reimarus, dessen hinterlassene Schriften Lessing in den „Wolfenbüttler Fragmenten“ veröffentlichte, war dort, der Bischof von Trier, Nicolaus von Hontheim, dessen Schriften unter dem Namen Febronius erschienen, war hier einer der hervorragendsten Kämpfer für Licht und freie Forschung. Lektorer erfaßte auch, von wahren Patriotismus befeelt, die Idee einer deutschen Nationalkirche, um Deutschland von dem Auslande, von Rom unabhängig zu machen. Der „Anwalt des Vaterlandes“, Möser, ferner Schlözer und Andere wirkten für Verbreitung aufgeklärter Staatslehren.

Dieselbe Erscheinung, die wir auf dem Felde der Philosophie in England und Frankreich bemerkten, zeigt sich nun auch in Deutschland in der Entstehung einer die Kreise der Gebildeten erfassenden Popularphilosophie, die sich auf der Basis der Leibniz-Wolff'schen Philosophie begründete und sich hauptsächlich mit Fragen über irdische und himmlische Glückseligkeit beschäftigte. Dieser eudämonistische Zug trug nicht wenig dazu bei, die schwärmerische und übertrieben sentimentale Tendenz des deutschen Zeitgeistes zu unterstützen. Die hervorragendsten Männer dieser deutschen Aufklärungsphilosophie waren Basedow (1723—90), Mendelssohn (1729—86), der be-

sonders die Unsterblichkeit behandelte, der Aesthetiker Sulzer (1720—79) und viele Andre wie Abbt, Garve, Engel, Steinbart. Ungleich einflußreicher als die Schriften dieser Gelehrten und Philosophen, die immer nur einen geringen Wirkungskreis hatten, waren jedoch die der Franzosen, besonders Rousseau's, dessen Erziehungslehre einen sehr ergiebigen Boden in Deutschland fand und auch nicht wenig auf den Vater des deutschen Schulwesens, Pestalozzi, einwirkte.

Die lebhafteste Bewegung zeigte sich aber auf dem Gebiete der schönen Literatur, wo alle Ideen der Aufklärung und Humanität den lautesten Widerhall, die schwärmerischste Vertheidigung und Vertretung fanden, nachdem Klopstock (1724—1803) durch sein Vorbild zur Nachahmung angepörrnt hatte. Von tiefer echter Religiosität erfüllt, aber zugleich auch ein eifriger Patriot, ein Verehrer des Alterthums, dessen Formen er viel anwandte, weckte er in gleicher Weise den Naturalismus, verhalf wieder den menschlichen natürlichen Empfindungen im Gegensatz zu den gekünstelten unnatürlichen, gezwungenen der früheren Perioden zu ihren Rechten. Mit seinem „Messias“ wies auch er ferner auf England hin, dessen Literatur nun mit erhöhtem Eifer studirt wurde, während er durch die Behandlung altgermanischer Stoffe andrerseits das Studium des germanischen Alterthums anregte. Dazu kamen die Lehren Rousseau's, die den zum Bewußtsein seiner Kraft gelangenden, aus der langen Erschlaffung sich erholenden und nun von jugendlicher Frische und Begeisterung überschäumenden Geist vollends herausrißten, so daß er hier in dieses, dort in jenes Extrem verfiel. Bald folgte er dem Beispiel, das Klopstock's Messias gab: die „seraphische“, religiöse Dichterei war das in vielen Fällen krankhafte Ergebnis; bald überließ er sich der Liebesgluth, die Klopstock's Oden entfacht hatten, und die genährt durch

Wielands Dichtungen bis an die äußersten Grenzen der Sinnlichkeit ging; bald gefiel er sich in der wiederum bis zur Unnatur gehenden Freundschaftsbündelei; bald stürzte er sich in die Tiefen des Mysticismus oder schwärmte im Style der vermeintlich Ossian'schen Dichtungen, woraus die Bardendichtung entstand, die sich gleichfalls nicht vor Ueberspanntheit bewahren konnte, ganz abgesehen übrigens davon, daß sie etwas ganz anderes war als was sie zu sein glaubte, nämlich nicht der moderne Widerhall urgermanischer Dichtweise. Neue Welten hatten sich binnen Kurzem und mit überwältigender Wirkung dem spießbürgerlich versimpelten Geist eröffnet, der dadurch so geblendet wurde, daß er wiederholtlich die Fassung vollkommen verlor, jetzt in selbstmörderischen Welterschmerz verfiel, sich dann wieder in Wuthausbrüchen gegen Tyrannei, gegen den Obscurantismus der Orthodorie, gegen den Jesuitismus erging, nun für Freiheit und Natur schwärmte und, belehrt durch Shakespeare, dem vorhergehenden starren Regelzwang die volle Ungebundenheit entgegensetzte. So folgte auf die Periode der Knebelung durch Gottscheds Formalismus, durch französischen Regelzwang — die Genieperiode der Gährung und Zügellosigkeit — die auch Göthe und Schiller durchmachten —, auf diese die Sturm- und Drangperiode, das getreue literarische Spiegelbild der gleichzeitigen Bestrebungen des französischen Volkes nach einer socialen Reform. Erst der Hellenismus leitete durch die siegende Allgewalt seiner unvergänglichen Ideale die Klärung, die Periode der Klassik ein.

In das Detail dieser Entwicklung einzugehn ist hier natürlich nicht der Ort, wir wollen nur die Beziehungen der größten Dichter jener Zeit zu ihr in's Auge fassen.

Klopstock und Wieland (1733 – 1813), bei welchem letztern die Vorliebe für das Romantische ziemlich stark hervortritt, waren gewissermaßen die Begründer und im Ganzen auch

die Heroen der sogenannten Genieperiode. Der Gährungsprozess der Letztern wurde erst völlig beendet durch Lessing (1729—1781). In ihm entfaltete der deutsche Geist seine ganze Kraft. Ohne aufzuhören, Gemüthsmensch zu sein, ist Lessing jedoch in erster Linie ein vollendeter Kritiker. Mit größter Sorgfalt Alles prüfend, was in seinen Gesichtskreis kam, wußte er sich doch, bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit, vor Pedanterie zu bewahren, wußte er im Allgemeinen seine Kritik auf der Basis der absoluten Objectivität zu erhalten. Geläutert durch das Studium des klassischen Alterthums; dessen Kunst gleichzeitig Winckelmann verstehen und würdigen lehrte, trat Lessing mit seiner ganzen Individualität für den Humanismus ein, wandte sich mit Unerbittlichkeit gegen jede Beschränkung, die den Geist in seiner Entfaltung, in seiner Freiheit beeinträchtigen, auf seinem Wege zur absoluten Wahrheit behindern konnte. Er lehrte den deutschen Geist sich selbst achten, sich von der Knechtschaft fremdländischen Geistes, von der Tyrannei des Buchstabenglaubens befreien; er wurde der Herold des echten Humanismus und vertrat den Grundsatz der unbeschränkten religiösen Toleranz mit echtem deutschem Muth.

Herder (1744—1803) war von denselben Anschauungen erfüllt wie Lessing, bei ihm überwog aber das Gemüth. Durch Rousseau beeinflusst, lehrte er die Rückkehr zur Natur; aber er wollte auch das Begründete dieser Lehre beweisen, und so machte er denn in seinen „Stimmen der Völker“ die deutsche Welt bekannt mit den herrlichen Naturlauten derselben, die sich der Masse der Kunstdichtungen ungleich überlegen zeigen an poetischem Werth. Mit Genialität das Ganze der Menschheitsgeschichte überblickend und in sich verarbeitend, eröffnete er der Welt einen neuen Einblick in dieselbe, erweiterte den Gesichtskreis in's Ungeheure und lehrte, von der Einheit des

Menschengeschlechts ausgehend, einen geläuterten Humanismus, das Christenthum zugleich mit dem Hellenismus verbindend und versöhnend.

Gleichfalls in hohem Grade durch Rousseau beeinflusst war Friedrich Schiller (1759—1805). Ja, dieser Einfluß war so groß, daß wir die Anregung nicht allein zur Schöpfung seiner ersten Stücke, sondern selbst des „Tell“ darauf zurückführen müssen. Seine ersten Dramen, besonders natürlich „Die Räuber“, waren die Frucht seines Studiums der Schriften Rousseau's; sie nährten den Drang nach voller Freiheit, erzeugten die Bewegung, die uns die Sturm- und Drangliteratur spiegelt. Von dieser Unruhe, von dieser furchtbaren Gährung befreite ihn das Studium der Geschichte und der Philosophie, besonders Kants; sie läuterten ihn und ließen ihn jene Meisterwerke schaffen, die für alle Zeiten eine Zierde des deutschen Geisteslebens bleiben werden. Wenn auch ein echter Deutscher seiner Geistesanlage nach, wie es wenige andre waren, war er doch in erster Linie Mensch, der die Freiheit des Individuums als Grundbedingung seiner Existenz betrachtete und für sie begeistert auch seine Nation durch den „Tell“ zur Freiheit mahnte, sie dazu erziehen wollte. Für seine humanistischen Bestrebungen ehrte ihn der französische Nationalconvent, indem er ihm das französische Bürgerrecht verlieh.

Goethe (1749—1832) endlich vollendete die Erziehung seines Geistes durch die Vertiefung in den Hellenismus, nachdem er in seinem „Götz“ der Kraftgenialität, in seinem „Werther“ der sentimentalischen Strömung seinen Tribut gezollt und ihr durch eben dieses Werk, das einen so ungeheuren Einfluß auf die europäische Welt ausübte, den Stempel seines Geistes aufgedrückt, sie in einem Typus verkörpert hatte. Der Drang nach Wahrheit und nach Wissen trieb ihn zu den naturwissenschaftlichen Studien und nahm Gestalt an in dem „Faust.“

dessen zweiter Theil, ein großartiges Mysterium des Menschengeschlechts, die Grundzüge seiner hellenistischen pantheistischen Weltanschauung und die Abstractionen der Menschheitsgeschichte in poetische Form faßte. Die Universalität seines Geistes befähigte ihn, sich den verschiedensten Zweigen des Wissens, den verschiedensten Thätigkeiten mit gleicher Kraft und Intenfität hinzugeben und fast überall Bedeutendes zu leisten. Auch sein Streben war, die Grundsätze der Humanität zur Geltung zu bringen, den Menschen frei zu machen, ihn seiner Selbstbestimmung wiederzugeben.

So bleibt uns denn nur noch übrig, die letzte Phase des deutschen Geistes und mit ihm des Geistes der Menschheit zu betrachten, wie sie sich uns in dem Kant'schen Kriticismus zeigt.

Immanuel Kant (1724—1804) brach mit allen Voraussetzungen, von denen die Philosophie bis dahin ausgegangen, und führte einen völligen Umschwung herbei, indem er ein neues System der Untersuchung schuf. Bisher war man von der Erkenntniß der objectiven oder von der der Ideenwelt ausgegangen. Kant stellte den Grundsatz auf, daß ehe wir an die Untersuchung materieller oder seelischer Objecte gehen, wir erst unsre Verstandeskkräfte auf ihre Leistungsfähigkeit hin prüfen müssen. Sein Verfahren war daher ein kritisches, das zum Object die Kritik, die Urtheilskraft, die menschliche Vernunft hatte. Seine Philosophie wird deshalb bezeichnet als Kriticismus, und Kant theilte sie in die drei Abtheilungen: Kritik der reinen Vernunft, Kritik der praktischen Vernunft, Kritik der Urtheilskraft. „Die Kritik der reinen Vernunft ist das Inventarium aller unsrer Besitze durch reine Vernunft.“ „Die Kritik der praktischen Vernunft hat zu untersuchen, ob die reine Vernunft a priori (von vorn herein) den Willen in Beziehung auf Objecte bestimmen könne.“ Die Urtheils-

kraft stellt die Vermittlung zwischen Erkennen (reine Vernunft), und Begehren (praktische Vernunft) her und beschäftigt sich mit dem Begriff der Zweckmäßigkeit.

Kant's Fundamental-Lehren lassen sich etwa folgendermaßen zusammenfassen:

Zum Erkennen gehören 2 Factoren: das Subject (das freie Ich) und das Object (die Außenwelt). Wir erkennen jedoch die Dinge nicht, wie sie sind, sondern nur durch ihnen fremde Medien, die sich endlich auf die Vorstellungen von Raum und Zeit reduciren. Diese Principien sind a priori und bilden den Rahmen, ohne den kein Vorstellungsbild gewonnen wird. Der Verstand weist aber auch Begriffe oder Formen auf: die Kategorien, die ebenfalls a priori vorhanden sind, und durch die unsere Erkenntniß bedingt und geregelt wird: die Kategorien der Quantität: Allheit, Vielheit, Einheit; die Kategorien der Dualität: Realität, Negation, Limitation; die Kategorien der Relation: Substantialität, Causalität, Wechselwirkung; die Kategorien der Modalität: Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit. Damit sind die Principien des Erkenntnißvermögens bestimmt.

Der praktische Geist dagegen wird geregelt durch den kategorischen Imperativ, das dem Menschen a priori eingeborene Sittengesetz: du kannst, denn du sollst. Dieses regulirt die Freiheit des Ichs und setzt ihm Schranken; es ist die Quelle der Erkenntniß Gottes, des Seelenlebens, die Grundlage der Ethik. —

Kant war jedoch nicht allein Philosoph, er war auch Naturforscher und erkannte als solcher vieles von dem, was erst ein halbes Jahrhundert später mit Evidenz erwiesen wurde. Seine Vorstellungen von der Entstehung der Weltkörper z. B. sind fast ganz denen gleich, die heute als gültig festgestellt sind.

Die Philosophie des gegenwärtigen Jahrhunderts konnte immer nur von Kant ausgehen, wurzelt ganz in der seinen, selbst wenn sie seine Lehren zu bekämpfen sucht. —

Innerlichkeit, Gemüthstiefe, Idealismus und Criticismus sind somit, wenn wir Alles zusammenfassen, die Merkmale des deutschen Geistes. Das Ueberwiegen des Gemüths, des innern Empfindungslebens läßt von vorn herein voraussetzen, auf welchem Felde der Kunst er allein aus sich heraus Bedeutendes leisten konnte, und in der That überragt die Musik alle andern Künste an Großartigkeit der Leistungen. Bach, Händel, der England für die Musik eroberte, Haydn, Gluck, Mozart, Beethoven sind Sterne erster Größe am Himmel der Musikgeschichte.

Die Eigenart des deutschen Geistes war die natürliche Grundlage seiner großartigsten Schöpfungen und zugleich die Ursache der der deutschen Cultur anhaftenden Schäden. Die Neigung zur Annahme des Fremden, der Anschluß an dasselbe erzeugte den übermäßigen Namen- und Autoritätencult, der die Deutschen zu ihrem Nachtheil vor andern Völkern auszeichnete. Die Neigung zur Gründlichkeit und regelrechten Gesetzmäßigkeit artete in kleingeistige Spießbürgerei, in Pedanterie, Buchstabencult und Scholasticismus aus, und zog den übermäßigen Pädagogismus nach sich, der die papierne Schablone zum Gözen erhebt und wie ein Alp auf dem müden deutschen Geist lastet, den er einerseits durch Ueberbürdung ersticht, andererseits durch starren uniformen Schematismus zur Maschine macht, die immer nur nach der Vorlage arbeitet, völlig unselbständig ist. Diese geistige Tyrannei des heutigen Pädagogismus wirkt nicht viel anders als der Druck des mittelalterlichen Theologismus und seiner Scholastik, erzeugt im günstigsten Falle zwar eine allgemeine gleich-

mäßige Durchschnittsbildung, hemmt aber durch ihren Regelzwang die freie Entfaltung hochbegabter Geister.

Die wissenschaftliche Kritik ist durch den deutschen Geist eigentlich erst geschaffen und war eine Errungenschaft großartigster Natur, die der Wissenschaft, der Denkweise der Menschheit eine neue Gestalt gab. Aber auch das Vorbild Lessings, die Philosophie Kants trieben Auswüchse, an denen das heutige Geistesleben krankt. Zunächst die Kritik. Was ist aus ihr — im Allgemeinen — geworden? Jeder glaubte sich berechtigt, die Bahnen jener scharfen, wahrheitsliebenden, großen Denker gehen zu können, ohne erst seine Kräfte zu prüfen. So kam es, daß die Kritik, die unter allen Umständen nur objectiv sein darf, im Allgemeinen die Sklavin von subjectiven und Parteiinteressen wurde, entsprechend der Zersplitterung des deutschen Geisteslebens durch ein Cliquen- und Coteriewesen, das, beherrscht durch die kleinsten Interessen, durch fachgenössischen Neid und Unfehlbarkeitsdünkel, nur zu geeignet ist, die Achtung der deutschen Geistesarbeit in Deutschland selbst, hauptsächlich aber im Auslande herabzusetzen. Natürlich giebt es ja auch heute einige Ausnahmen, die das Banner der objectiven Kritik, die nur der Wahrheit dient, hoch zu halten bemüht sind.

Die Philosophie hingegen wird von einem Schmarozer gefährdet, der sie zu überwuchern droht und dadurch nicht allein ihre Existenz in Frage stellt, ihr Ansehen im höchsten Grade schädigt, sondern auch — wie der Verfasser dies an anderem Orte mit Bezug auf das spanische Geistesleben nachgewiesen — das gesammte Geistesleben der Neuzeit beeinträchtigt: die oberflächliche Philosophirerei nämlich, die, mit philosophischen Begriffen spielend, sich mit ihnen pudend, den Schein wahrer Philosophie annimmt. Diese Art des Philosophirens ist beinahe schon zu einem Bedingniß der allge-

meinen Salonbildung und zum Theil der Schriftstellerei geworden. Die größte Virtuosität in der Anwendung philosophischer Formeln und Phrasen ist aber doch ebenso weit von der wahren Philosophie entfernt, — die auch jetzt natürlich ihre großen Vertreter hat — wie die Virtuosität im Gebrauch fremdländischer Citate, wissenschaftlicher Ausdrücke und Fremdwörter noch lange nicht die Gelehrsamkeit ausmacht. Alle diese Auswüchse und Unarten sind gerade in Deutschland so stark entwickelt, weil dieses vermöge seiner höhern sogenannten allgemeinen Bildung dem Eigendünkel Halbgebildeter viel Vorschub leistet.

Derartige Auswüchse, wenn auch andern Charakters, weisen jedoch die Culturen aller Völker und aller Zeiten auf, ihr Entstehen ist die nothwendige natürliche Folge einer natürlichen Entwicklung; sie sind, wenn sie nicht die Mutterpflanzen überwuchern, nicht im Stande, den Werth derselben wesentlich zu schmälern.

3. Die französische Revolution.

Revolutionen sind immer historische Nothwendigkeiten, Krisen, die sich meist langsam vorbereiten, dann aber auch mit der Gewalt elementarer Kräfte hereinbrechen, weil in ihnen der lange aufgesammelte Krankheitsstoff staatlicher Organismen einen Abzug findet. Die französische Revolution lediglich als eine Folge der Aufklärungsliteratur hinzustellen, ist daher ein schwerer Irrthum. Sie war ein Ereigniß, das nothwendiger Weise eintreten mußte, wenn nicht bei Zeiten die socialen, wirthschaftlichen und politischen Reformen geschaffen wurden, die der Zeitgeist verlangte; sie wurde deshalb auch von erleuchteten Politikern und klaren Denkern vorausgesehen, und es wurde dieser gewaltsamen Reform da-

her in verschiedenen Ländern durch entsprechende Concessionen an die Forderungen des Zeitgeists vorgebeugt. Dem letztern literarisch Ausdruck gegeben, der Menschheit zum Selbstbewußtsein verholfen, sie in ihren natürlichen, durch die Verhältnisse gebotenen Bestrebungen unterstützt und gefördert, die Wege der Reform gewiesen, die Forderungen derselben präcificirt, die Ideen des Menschenthums gepredigt und dadurch die Menschheit auf ihrem Wege zur Selbsterkenntniß und zur Wahrheit ein gutes Stück vorwärts geführt zu haben — das ist das Verdienst der Philosophen und überhaupt der Schriftsteller des 18. Jahrhunderts.

Auf die geschichtliche Entwicklung der französischen Revolution haben wir hier natürlich nicht einzugehen, sie war die unabwendbare Katastrophe, die der Absolutismus des französischen Königthums, die aus dem Mittelalter ererbten ständischen Rechte des Adels und des Klerus, das durch übermäßigen Steuerdruck erzeugte Elend der Volksmassen heraufbeschworen, und die nur hätte verhindert werden können, wenn der Hof, der Adel und der Klerus, d. h. die Machthaber, sich freiwillig ihrer übermäßigen Privilegien entäußert hätten. Sie schließt sich daher unmittelbar an die ihr als Ursache dienenden, im Abschnitt „Stephis und Aufklärung“ behandelten Verhältnisse an und war ihrer Natur nach in erster Linie eine sociale Umwälzung, die erst im weiteren Verlauf eine politische, nur ganz vorübergehend eine religiöse wurde. Diese letztere war durch die Deisten, die Encyclopädisten, die Philosophen herbeigeführt und wurde durch die Freimaurer humanistisch, durch Lessing und Kant kritisch, durch Goethe und Schiller ästhetisch abgeschlossen.

Ganz beiläufig trug auch das Beispiel, das die Nordamerikaner in ihrem Freiheitskampfe (1775—1783) gaben, und

das in Europa, besonders in Frankreich, den begeistertsten Beifall fand, dazu bei, die bestehende Gährung zu erhöhen.

Die französische Revolution ist von allen Seiten beleuchtet worden, sie ist bald als eines der furchtbarsten Ereignisse der Weltgeschichte dargestellt worden, als eine Entfesselung der niedersten Leidenschaften, des Thieres im Menschen, bald ist sie als die Morgenröthe einer großartigen Zukunft begrüßt worden. Hat auch die erste dieser Anschauungen ihre große Berechtigung, so liegt die Wahrheit doch lediglich in der letztern. Zunächst wissen wir aus der Weltgeschichte, daß es blutigere, furchtbarere Episoden in ihr gegeben hat, als die Revolution, die 1789 begann. Weil diese aber eine tiefeinschneidende weltgeschichtliche Bedeutung hat, weil sie uns näher liegt, als jene andern, weil Vieles in ihr den Ansichten unsrer Zeit und den Principien der Humanität widerstrebt, betrachten wir sie mit andern Augen als die sicilianische, die dänische Vesper, die Heldenthaten eines Cortes, eines Pizarro, sehen nur das Furienhafte an ihr.

Wie alle Revolutionen war natürlich auch sie vom Schrecken begleitet, denn sie war der Ausbruch der seit beinahe zwei Jahrtausenden unterdrückten Menschenwürde, sie war die Antwort auf diese unendlich lange ungerechte Unterdrückung alles dessen, was der Mensch als sein Recht beanspruchen darf. Dieser Ausbruch mußte um so furchtbarer werden, je größere Hemmnisse ihm entgegengesetzt wurden. Das Königthum hatte in der falschen Beurtheilung seiner Kraft, durch seinen Widerstand die Wuth der Massen bis auf das äußerste gesteigert, und sobald Europa Miene machte, die Sache des französischen Königthums zur seinigen zu erklären, war es nur natürlich, daß die verhaltene Wuth alle Grenzen der Mäßigung überschritt, alle Schranken niederwarf, ungleich mehr verlangte als womit sie vorher hätte besänftigt werden können. Diejenigen, die die Bewegung

begonnen, wurden bald ihre Opfer, weil der Widerstand des mit dem Auslande in Verbindung stehenden Hofes, die Flucht des Königs, seine Widerrufung der genehmigten Gesetze die Männer des Volkes erbitterten und den extremsten unter ihnen dadurch ein Uebergewicht über die gemäßigten gaben. In raschem Sturmschritt eilte nun der Volksgeist von der Forderung der Stimmberechtigung des 3. Standes, seiner Gleichstellung mit den beiden andern zum Constitutionalismus, von diesem zum Proceß gegen den König und seine Creaturen, von da zur Republik. Von der Erlangung der natürlichen Menschenrechte schritt man nun zum Kampf gegen alle vom Mittelalter her überkommenen veralteten Institutionen fort, entriß dem Adel und dem Klerus seine angemessenen Rechte, seine Privilegien, seine Besitztümer, nivellirte Alles und bemühte sich, das Princip der Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen zu verwirklichen.

Nun wollte aber auch die Vernunft die Consequenzen ziehen, die der Geist der Menschheit in früheren Zeiten zu ziehen versäumt hatte. Sie vollendete das Werk, welches Luther und alle protestirenden Vorläufer, welches das im Humanismus erwachende Alterthum unvollendet gelassen hatten. Sie warf alle Schranken nieder, die sich dem Geist bis dahin entgegengesetzt, ihn in seiner Entwicklung zu behindern gesucht hatten. Sie brach mit aller Autorität, indem sie, zu vollem Selbstbewußtsein gelangt, auch das Recht der Selbstbestimmung, des selbständigen Urtheils für sich in Anspruch nahm. Ihrem innersten Wesen entsprechend mußte sie auch mit allen veralteten und erstarrten Formen des religiösen Dogmatismus brechen. So that sie auch; aber statt bei der Religion des reinen Menschenthums der Freimaurer etwa stehen zu bleiben — erhob sie sich selbst zur Gottheit und beanspruchte ihren Cultus. Die Folge davon konnte nur eine ebenso starke Re-

action sein. So zog denn bald der christliche Kirchenglaube wieder in die Gotteshäuser ein, in denen die Vernunft sich selbst verspottet hatte. Die Idee eines Vernunftglaubens enthielt schon in sich den Widerspruch, an dem sie zu Grunde gehen mußte, ganz abgesehen davon, daß, wenn der Geist der Revolution die Formel hätte finden können, die die Gegensätze des vernünftigen Denkens mit dem in der Empfindung wurzelnden Glauben aufhob, die Massen damals so wenig im Stande gewesen wären wie heute, einen solchen Glauben in seinem wahren Werth und Wesen zu erfassen, und daher doch in Fetischismus oder Atheismus verfallen wären. Aber es ist bedeutungsvoll, daß Robespierre sich der Einsicht nicht verschloß, daß der Mensch eines höhern Ideals bedarf, dem er nachstreben kann, eine Religion haben muß, die ihn sittigt — und dies söhnt etwas mit der Thorheit des Cultus der Vernunft aus.

Bei den vorwiegend conservativen Strömungen unfres Jahrhunderts ist es nicht zu verwundern, wenn man, die Extreme der Revolution brandmarkend, das Bedeutende derselben geistlich verschweigt und übersieht.

Worin besteht dieses letztere?

Auf die Idee des reinen Menschenthums gegründet, wollte die Revolution dieselbe verwirklichen, und indem sie dies erstrebte, befriedigte sie die Wünsche der Menschheit, denn durch alle civilisirten Völker ging das gleiche Sehnen nach Freiheit.

Die Geisteserziehung war durch jahrtausendelange Schulung vollendet, aber die kritisirende Vernunft hatte im Allgemeinen das Uebergewicht gewonnen, ihr war der Sieg zugefallen und sie übernahm die Herrschaft. Der Kampf der intellectuellen Kräfte und Elemente unter einander tobte freilich ebenso fort wie vorher unter der Herrschaft des

Glaubens, und es ist noch nicht abzusehen, wann er beendet sein wird. Mußten Jahrtausende vergehen, ehe diese Schlacht geschlagen, dieser Sieg errungen wurde, so ist es auch nicht zu verwundern, wenn vielleicht noch ein halbes Jahrtausend vergeht, ehe alle Reste einer veralteten Anschauungsweise vernichtet, die Gegner alle überwunden sein werden, ehe der Sieg der Vernunft ein vollständiger sein wird.

Und dann? Wird dann die Vernunft nicht auch wieder in den Cultus ihrer selbst verfallen, einen Dogmatismus neuer Art begründen, sich Fesseln schaffen, und werden nicht die Kämpfe von Neuem beginnen?

Auf politischem Gebiet wollte die Revolution die Republik zur Herrschaft bringen; ja selbst die Idee des Socialismus tauchte auf, aber man kam nicht einmal bis zur Einsetzung einer dauerhaften Republik wie in Amerika und in der Schweiz. Die europäische Menschheit, die mit Millionen Ketten an das seit Jahrtausenden geschichtlich Gewordene gefesselt war, erwies sich als noch nicht reif für die Republik; sie war nicht im Stande, sie dauerhaft zu machen.

Weshalb aber konnte es die Schweiz?

In diesem Gebirgslande hatten sich die ureingebornen freiheitlichen Bestrebungen der uralten freien Helvetier mehr oder weniger rein erhalten. Obgleich eine centrale Stellung einnehmend und auch in intellectueller Hinsicht seit der Reformation geltend machend, war die Schweiz vermöge ihrer Natur den politischen und mercantilen Bewegungen nicht so ausgesetzt, wie alle andern Länder, lebte mehr für sich, konnte ihre Unabhängigkeit und Freiheit bewahren.

Weshalb vermochten es die Nordamerikaner, sich eine republikanische Verfassung zu geben?

Sie hatten, indem sie europäischen Boden verließen, mit allen historischen Voraussetzungen gebrochen, waren meist

entweder Abenteuerer oder politisch Verfolgte, d. h. Protestler gegen die in England bestehende Ordnung, konnten so die modernen Staats- und Menschheitsideen, die einzelne Individuen ihnen predigten, schnell und nachdrücklich verwirklichen und wurden hierin durch ihre sociale Gleichstellung, durch den gleichmachenden Zwang angestrenzter Arbeit unterstützt.

Weshalb konnte sich die Republik nicht in England halten? Waren die Engländer nicht genug politisch gebildet, nicht reif dafür? In England war die Republik als eine in hohem Grade despotische einerseits, als theokratische andererseits aufgetreten und hatte eher abgeschreckt, als für sich gewonnen. Die Aristokratie war und ist dort auch heute noch die Besitzerin, die unumschränkte Machthaberin des Landes, und ihren Interessen entsprach eine Republik nicht, die auch dem Volke Macht verlieh, denn dadurch wurde sie selbst in ihrer Existenz bedroht; wohl aber sagte ihr eine constitutionelle Monarchie zu, in der sie Alles zu sagen hat, die Krone ohne sie machtlos ist und ihre Privilegien und Interessen nicht beeinträchtigen kann.

Zeigt sich aber, um einen Blick auf die neueste Zeit zu werfen, nicht in Frankreich, daß die heutige Menschheit für die Republik reif ist? Wer Frankreich in Paris erblickt, der könnte der Ansicht sein. So lange aber die Religion politischen Interessen dient, ein Wahlagitationsmittel ist, ist die Republik in Frankreich nicht gesichert.

Pflicht eines jeden Menschen ist es, das Seine dazu beizutragen, den Menschen in sich zur Entwicklung zu bringen, nach der ihm gebührenden Freiheit und Selbstständigkeit zu ringen, um ein tüchtiger Staatsbürger zu werden. Ein solches Resultat zu erzielen, davon ist unsere Erziehung noch weit entfernt, und auch in Frankreich sind die Massen daher trotz ihrer vermeintlichen geistigen Freiheit der Spielball

schlauer Politiker. Die wahre Republik verlangt überdies von dem Individuum eine Selbstlosigkeit, die dem unter der Herrschaft der crassesten Selbstsucht stehenden modernen Menschen völlig fremd ist, verlangt Opfer, die er heute nicht bringen kann; im Grunde sind daher auch die Republiken unserer Zeit weit entfernt, in sich das Idealbild der republikanischen Staatsform zu verkörpern. Die vielen utopistischen Auswüchse der Systeme der heutigen Staatsideologen beweisen ferner, wie wenig geklärt bis jetzt die Vorstellungen vom Staat und seinen Interessen sind. Daran scheiterte eben auch die französische Revolution. Das Consulat und der Cäsarismus Napoleons I. waren die großartige und lehrreiche Antwort auf die Utopien der revolutionären Extravaganten. Napoleon war der Mann dazu, mit sichrem Blick das für seine Zwecke Brauchbare aus der Revolution zu entnehmen, und indem er dies that, erreichte er im Laufe weniger Jahre die unerhörten Erfolge, die die Geschichte seines Lebens uns aufweist. Stellte er auch eine große Reihe von alten Institutionen wieder her, so ließ er doch die Grundprincipien des Humanismus unangetastet, ließ viele Institutionen der Revolution bestehen, weil er wohl einsah, daß der moderne Geist sie gebieterisch verlangte. Das Recht war durch die politischen, staatsrechtlichen und philosophischen Schriften des 18. Jahrhunderts endlich auch auf die humanitäre Basis gestellt worden, die es z. B. in den Lehren des Italieners Beccaria, des Spaniers Campomanes einnahm. Und eine der großartigsten Folgen der Revolution ist es, daß der Begriff der Rechtllichkeit und die Handhabung des Rechts durch die Forderungen der Humanität regulirt wurden.

Mehr unabhängig von der Revolution war die Ausbildung der Staatsökonomie, obgleich auch sie im Gefolge der Revolution zu allgemeiner Geltung gelangte. Hier hatten

besonders die Italiener vorgearbeitet; das Verdienst, eine eigentliche Wissenschaft daraus gemacht zu haben, gebührt aber ohne Zweifel Adam Smith.

Die Grundsätze der Aufklärung waren durch die Literaturen in allen Ländern verbreitet worden, auch die Freimaurer hatten viel dazu beigetragen; zu voller Geltung wurden sie jedoch auch erst durch die Revolution gebracht.

Die Wissenschaft war befreit, auf der Basis einer vom starren Scholasticismus befreiten, gründlichen, vernunftmäßigen Kritik neu begründet worden und fing an, sich mächtig zu entfalten, als die Revolution hereinbrach, um dann unter dem Einfluß der Reaction wieder viel von dieser Kraft, die sie erlangt hatte, einzubüßen.

Wie schon gesagt, war die Revolution nicht der vollständige Sieg. Im Gegentheil, wir stehen erst im Anfang der Ausbeutung der unererschöpften Minen, die die Revolution erschlossen hat, indem sie den Menschen zu sich selbst zurückführte, ihm in jeder Hinsicht die Selbstbestimmung gab, die Luther ihm zu geben versäumt hatte.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Zeit, die unmittelbar auf die Revolution folgte.

Daß eine so energische Action eine entsprechend energische Reaction nach sich zog, war nur natürlich; auf allen Feldern der psychischen und der physischen Arbeit sehen wir sie eintreten, nachdem Napoleon noch die Kräfte der ganzen europäischen Welt durch seine Eroberungspolitik erschöpft hatte.

Auf intellectueller Gebiete ist die folgende Periode durch den Rückfall in die Mystik und die Orthodogie, besonders in den Katholicismus, durch das eingehende Studium des Mittelalters, bei den einzelnen Völkern noch im Besondern durch die Vertiefung in ihre nationalen Alterthümer gekennzeichnet. Man pflegt diese ganze retrograde Bewegung

in der Literatur als die romantische zu bezeichnen, aber auch selbst auf gewerblichem Felde machte sie sich sehr energisch geltend. Die Menschheit mußte sich erst wieder erholen von dem furchtbaren Sturm, der in Frankreich getobt und in allen andern Ländern Reflexbewegungen erzeugt hatte; sie mußte erst wieder ihre Kräfte zu neuem Streben sammeln, und wenn sie während dessen nicht völlig in Welterschmerz, in eine pessimistische, verzweifelnde Stimmung verfiel, so suchte sie in der durch die Zeitferne verklärten mittelalterlichen Welt mit ihrer Gläubigkeit den Frieden und die Ruhe, die die Gegenwart mit ihrer chaotischen Gährung, mit ihrer nüchternen skeptischen Denkweise den gemüthstiefen Naturen nicht gewähren konnte.

Diese beiden Strömungen, die sich zum Theil ergänzten und in einander übergingen, erlangten eine ungeheure Mächtigkeit und verbreiteten sich über ganz Europa. Die welterschmerzlich pessimistische Richtung, die in dem genialen englischen Dichter Byron ihren Hauptvertreter fand, übte besonders einen großen Einfluß aus. Seine Dichtungen fanden nicht nur in Polen, das wohl gegründete Verechtigung zu einer solchen Stimmung hatte, Beifall und Nachahmung, sondern auch in Rußland, Dänemark und Skandinavien, ja der Byronismus wurde in diesen Ländern geradezu epochemachend, begründete eine neue Literaturperiode. Weniger stark war die Wirkung des byronischen Geistes auf die andern Länder und den Süden, wo hingegen der Einfluß der deutschen Romantik überwog, die natürlich auch in den nordischen und slavischen Ländern anregend wirkte, Nachahmung hervorrief und entsprechende nationale Bewegungen erzeugte; denn alle diese und auch die jüngsten Strömungen im Geistesleben dieses Jahrhunderts sind internationale gewesen. Wenn nun aber die germanischen und slavischen Länder mehr zum wild-

romantischen, freiheitbegeisterten, pessimistischen Byronismus inclinirten, so hatte dies seinen Grund einerseits in dem Ueberwiegen des Gemüthes bei den Bewohnern dieser Länder, andererseits in der gedrückten Stimmung, die die napoleonische Knechtung in einzelnen derselben, und die auf die freiheitliche Bewegung von 1813 sofort folgende Reaction in allen erzeugt hatte. Wenn hingegen die spezifisch deutsche Romantik vorwiegend den Süden eroberte, so lag dies in der dem Charakter der südlichen Völker besonders entsprechenden katholisirenden Richtung, welche dieselbe einschlug, und in der Verklärung des Mittelalters, dessen Cultur ihren Schwerpunkt im katholischen Süden hatte.

Fassen wir nun endlich das Charakteristische des gegenwärtigen Jahrhunderts ins Auge, so zeigt sich uns dieses in der mit jedem Tage wachsenden Großartigkeit des Weltverkehrs. Dieser kräftigt unaufhörlich das Bewußtsein der Einheit des Menschengeschlechts, eine Idee, die in nachdrücklichster Weise durch die Aufklärung und die französische Revolution vertreten wurde. Sie ist eines der bedeutendsten Merkmale, das die neue Periode der Menschheitsgeschichte aufweist, die durch die Revolution eingeleitet wurde und deren Abschluß in nebelhafter Ferne der Zukunft liegt.

Einst, in uralter Vorzeit, die wir nur geologisch zu bestimmen vermögen, hatte diese Einheit des Menschengeschlechts in ihrer rohesten, ursprünglichsten Natürlichkeit bestanden, ohne daß die Menschen sich derselben bewußt waren.

Dann kam eine Zeit, in der gewaltige Herrscher sich die Menschheit unterjochen, Weltreiche gründen, die Idee des Kosmopolitismus mit dem Schwert verwirklichen wollten.

Endlich tauchte mit der sich erweiternden Weltanschauung an der Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit die Idee des Menschenthums auf; die Aufklärung fügte dazu die

Erkenntniß der Einheit der Menschheit; die Revolution proclamirte die Gleichheit ihrer Glieder, und dieses Jahrhundert schaffte den Begriff des Weltbürgerthums, dessen Ausbildung und Verwirklichung der Zukunft angehört. Schon beginnen die Völker, ihre Verbindung zur Menschheit anzubahnen, die Idee des Kosmopolitismus zu verkörpern auf der Basis der individuellen Freiheit, die jedem Menschen seine Freiheit und Selbstbestimmung läßt. Schon verwischen sich die nationalen Charaktereigenthümlichkeiten; schon schwinden die Nationaltrachten; selbst die Nationaltypen werden durch die Vermischung aller Völker selten. Schon spotten Dampf, Electricität, Weltpost, überhaupt der Weltverkehr der nationalen Grenzen, die die Rechte und das Eigenthum der nationalen Individuen gegen einander geradese schützen, wie das Recht, das seine Tendenz zur Internationalität auch nicht verleugnet, dies dem einzelnen Individuum gegenüber thut. Wissenschaft und schöne Literatur, Künste und Gewerbe, und der alle Producte der Menschen zum Austausch bringende Handel werden gleichfalls mit jedem Tage mehr international; das Eigenthum, sei es das geistige, sei es das materielle, ist in jeder Weise geschützt, und doch gehört es nicht dem Eigenthümer ausschließlich, die Nation, die Welt genießen seinen Vortheil und Werth in gleicher Weise. Die internationalen Ausstellungen, Vereine und Congresse nähren die Idee des Kosmopolitismus und unterstützen seine Entwicklung.

Im Ganzen unbewußt, nur zum kleinsten Theile bewußt, gehen somit die Völker einem neuen Ideale nach, das während der französischen Revolution entstand und seit einigen Jahrzehnten seine Existenz bekundet: dem Vernunftideal des auf der Basis des freien Menschenthums gegründeten Kosmopolitismus.



Schluss.

So sind wir denn nun am Schlusse der Umschau angelangt, die wir von unsrer hohen Warte aus gehalten haben, um uns ein Bild von dem Ganzen der Entwicklung des Geistes der Menschheit, von der ununterbrochenen Kette ihrer Phasen zu machen. Wir haben uns bemüht, die Topographie dieses ungeheuren vielgegliederten Gebietes in seinen hervorragendsten und bemerkenswerthesten Charaktereigenthümlichkeiten und Produkten im Allgemeinen zu schildern; wir haben versucht, den Lauf der Ströme zu verfolgen, die die Welt des Geisteslebens durchziehen; die Pässe, Pfade und Heerstraßen auszukundschaften, die von einem Lande in das andere hinüberführen; wir haben hier und dort auch einen tiefen Einblick in die materiellen Grundlagen zu gewinnen gesucht, die die besondere Gestalt einzelner Organismen und Produkte veranlassen.

Eine jede der fundamentalen Ideen, ein jedes der großen Ideale, eine jede der Ausdrucksformen des Geisteslebens in allen ihren verschiedenartigen nationalen Fassungen, Verkörperungen und Behandlungsweisen zu verfolgen; einen jeden der großen Ströme von seinen unbedeutendsten Quell-äberchen bis zu der Breite, die er heute erlangt hat mit allen seinen Tausenden von Nebenflüssen, Bächen und Quellen in seinem Laufe zu untersuchen, also eine Geschichte der Freiheits-

idee, der Staatsidee, eine Geschichte des Gemüthsideals, des sentimentalens Ideals, eine Geschichte der Romantik, der Mystik, eine Geschichte der Toleranz und der Intoleranz, eine Geschichte der Epik, der Lyrik, der Dibaktik, der Dramatik, eine Geschichte der Behandlungsformen, welche die Liebe, die Treue, die Untreue, die Eifersucht erfahren haben, und wie die Nationalliteraturen sich darin beeinflusst haben, eine Geschichte der einzelnen Fabeln, Mythen, Märchen, die sich bei allen Völkern verarbeitet finden — diese und zahllose andre ähnliche Aufgaben konnten im günstigsten Falle nur angedeutet werden; ihre Ausführung mußte selbstverständlich bei einem nur die allgemeinen Grundzüge behandelnden Werke ausgeschlossen bleiben.

So erübrigt uns denn hier nur noch, die Summe aus Allem zu ziehen und nach dem Gesetzmäßigen in der Entwicklung des Geistes der Menschheit zu forschen, wobei wir natürlich auch, dem Zwecke dieses Buches entsprechend, von allen rein philosophischen Speculationen absehen und auch die Theoreme und Systeme der Geschichtsphilosophen unberücksichtigt lassen, wie wir es bisher gethan haben. Aus dem historisch Gewordenen, wie wir es als Werdenendes haben entstehen sehen, wollen wir nur die hauptsächlichsten Schlüsse ziehen. Verlangte Herder für die Weltgeschichte, und zwar mit vollstem Recht, daß sie wie Naturgeschichte, ohne untergelegten Plan behandelt werden sollte, weil sie wesentlich Naturerzeugniß sei, so dürfen wir um so weniger die Geistesgeschichte unter ein philosophisches System stellen und uns bemühen, jede Erscheinung in ein von vorn herein gegebenes Schema zu pressen. Den allgemeinen Weltgesetzen unterworfen ist nur das Denken selbst, der Denkprozeß, das Functioniren der Gehirnssubstanz, die für die Existenz des Geistes unbedingte Voraussetzung ist, und die als Materie

nicht andern Gesezen unterworfen ist, als alle übrige Materie. Der Weg dagegen, den das Denken nimmt, die Entwicklung der Geisteskräfte, hängen von zahllosen äußern Umständen ab. Von einem unverrückbaren Gesez, nach dem der Geist sich unfehlbar entwickeln muß, nach dem derjenige der ganzen Menschheit sich entwickelt hat, kann daher nicht die Rede sein; es fragt sich also nur, ob sich nicht aus dem Ganzen der Entwicklungsgeschichte der Menschheit eine im Allgemeinen gültige Norm für eine naturgemäße Entwicklung der Geisteskräfte gewinnen läßt. Fänden wir eine solche, so wäre sie als das Bild der intellectuellen Erziehung des Menschengeschlechts zu betrachten, das wir pädagogisch wieder für die Erziehung des einzelnen Menschen verwerthen könnten.

Die Menschheit ist aber noch nicht am Schlusse ihrer Existenz angelangt, wir haben bis auf den heutigen Tag nur ein Bruchstück ihres Lebens vor uns, und können nicht absehen, wie viel Zeit ihr noch beschieden ist; wir können dies höchstens auf der Basis astronomischer Berechnungen vermuthen. Um eine solche Norm zu gewinnen, müssen wir uns also an einzelne Völkerindividuen halten, deren Leben uns für dasjenige der Menschheit sichrere Parallelen gewährt als das des einzelnen Menschen, weil es das Leben von nach vielen Millionen zählenden Einzelindividuen zusammenfaßt.

Um nun ganz empirisch zu verfahren, müssen wir also diejenigen Völker auffuchen, die sich ganz unabhängig von andern entwickelt haben, deren Erziehung eine selbständige, nicht oder nur wenig von außen her beeinflusste war. Hier können nun die Völkerindividuen mongolischer, hamito-semitischer und indogermanischer Rasse in Betracht kommen. Da wir aber in denselben drei von Grund aus verschiedene Dispositionen und Charaktere vor uns haben, so werden wir zur Feststellung allgemeiner Normen zunächst die Rasse und dann die Völker

aufzuzuchen haben, die in ihrem Geistesleben alle überhaupt vorstellbaren Formen des geistigen Ausdrucks am vollzähligsten aufweisen. Hier nehmen ohne Zweifel die Indogermanen als Rasse den höchsten Rang ein; denn bei ihnen finden wir alle Formen vor, die auch bei den Mongolen und Hamito-Semiten entwickelt resp. gepflegt wurden, dagegen bei diesen beiden letztern durchaus nicht alle, welche die Indogermanen ausgebildet haben. Den Semiten gingen alle Formen des ihrem Wesen fremden Objectivismus ab, wie Epos und Drama, während sie in vielen im Subjectivismus wurzelnden Formen der Ausdrucksweise entsprechend Bedeutenderes leisteten, so lange nicht der Kosmopolitismus die Eigenart der Individuen verwischte, jedes Volk mit der Cultur aller andern bekannt machte, jedes in den Stand setzte, sich durch die andern zu bilden. Für die Aufstellung einer festen Norm ergiebt sich also hieraus noch die weitere Bedingung, daß das betreffende Volksindividuum sich vor dem Eintritt in den Bannkreis des Kosmopolitismus vollständig entwickelt hatte.

Von den Mongolen dürfen wir als eigentliches Culturvolk nur die Chinesen betrachten. In literarischer Hinsicht entbehren diese aber ebenfalls vieler Ausdrucks-Formen, die die Indogermanen besaßen, andre wie das Drama vermochten sie nicht auf eine hohe Stufe der Ausbildung zu erheben.

Unter den indogermanischen Völkern aber waren diejenigen, welche sich mit verhältnißmäßig größter Unabhängigkeit von andern entwickelten: die Inder, die Griechen und bis zum Einbruch des Christenthums die Germanen. Am abgeklärtesten, am sublimirtesten fanden wir das Wesen der Indogermanen jedoch bei den Griechen, und ihrer Geistesentwicklung können wir daher mit gutem Recht normativen Werth beilegen. Es ergiebt sich hiernach folgende Skala.

Die Literatur ist der unmittelbarste Ausdruck des Geistes-

Lebens — die Culturgeschichte und politische Geschichte sind begreiflicher Weise auch Ausdrucksformen desselben, da ohne die Geistes thätigkeit kein bewußtes Handeln möglich ist — deshalb wollen wir uns an jene halten. Das was uns in dem griechischen Geistesleben nun aber als das erste entgegentritt, ist das Epos; diesem geht jedoch zunächst der Mythos voraus, überhaupt die Grundformen der griechischen Religion. Ehe aber ein einziger Mythos, wie viel mehr denn ein großes System von solchen geschaffen werden kann, d. h. ehe die Production des Geistes eine selbstschöpferische Thätigkeit beginnen kann, muß derselbe nothwendiger Weise eine Reihe von Phasen durchgemacht haben, und diese lehrt uns die Psychologie kennen.

Es ergeben sich darnach drei Perioden des Geisteslebens. Die erste ist die der Perception, in der der unentwickelte noch ganz an die Materie gebundene Geist überhaupt erst zum Leben erweckt wird. Dies geschieht durch die von außen her ausgeübten Sinnenreize oder Sinneneindrücke, die bei einem normal entwickelten Menschen die Sinnenwahrnehmung, wie die Ursache die Wirkung nach sich ziehen. Der in dieser Weise geweckte Geist erhält seine weitere Nahrung vorerst immer nur durch fortgesetzte Sinnenreize und Sinnenwahrnehmung, bis er, in das zweite Stadium seiner Entwicklung übergehend, in der zweiten Periode das mit den Sinnen Wahrgenommene zu festen Vorstellungen verbindet, an denen er dann neue Sinneneindrücke mißt. Erst nachdem er lange Zeit diese Thätigkeit geübt, das Aufgenommene sich völlig zu eigen gemacht und verarbeitet hat, tritt er in die dritte Periode, die der Production ein, in der er durch Ziehung von Schlüssen aus dem Verarbeiteten, durch selbständige Beurtheilung sich als selbstthätig und selbstschöpferisch erweist.

So weit also mußte der Geist der Menschen ausgebildet

sein, welche ihren religiösen Vorstellungen in Mythen Ausdruck gaben, so weit waren die griechischen Priester und Dichter der vorhomerschen Zeit. Der literarische Ausdruck dieser ersten Periode ist also der Mythos, aus dem später das Märchen und alle verwandten Formen entstanden. Daran schließt sich das Epos, dessen Ausbildung wir an seinem Orte geschildert haben. Dann tritt die Lyrik hervor, die sich nachher mit dem Epos zum Drama verbindet. Nun erst beginnt die Wissenschaft sich zu entfalten, die sich der Prosa bedient. In der Poesie tritt das kritische Moment, welches das Wesen der Wissenschaft bedingt, als Satire, Epigramm und in ähnlichen Formen in seine Rechte; das lehrhafte Element der Wissenschaft aber kommt in der Didaktik zum Ausdruck. Die alexandrinische Literatur schließt die Entwicklung des griechischen Geisteslebens ab; das dieser letzten Periode Charakteristische ist im Allgemeinen die pedantische Gelehrsamkeit, die Unfähigkeit Neues zu schaffen, der Formencult — im Grunde also Eigenschaften, die die geistige Erschlaffung markiren.

Vergleichen wir diese Scala nun mit dem Leben des einzelnen Menschen, so finden wir, daß die Formen jener genau mit den Entwicklungsphasen des letztern übereinstimmen. Das Grauen, die Gespensterfurcht und alle verwandten Empfindungen und Zustände des Kindes entsprechen genau denjenigen der kindlichen Menschheit, aus denen die Religion als Folge hervorging, nur mit dem Unterschiede, daß die Menschheit erst nach langer Mühe zur Erkenntniß des Göttlichen kam, die den Kindern später durch ihre Eltern und Lehrer beigebracht wurde. Das Kind findet Gefallen an Märchen — sie sind für dieses was das Epos für die Völker. Das Kindesalter schwindet und mit ihm die Periode der Sinnenwahrnehmung, die dasselbe beherrschte. Das Gefühls- und Empfindungsleben, das Bewußtsein der Ichheit

beginnt — die Lyrik ist der literarische Ausdruck derselben. Daran schließt sich die Zeit der Gährung, der innern und äußern Kämpfe — das Drama ist die literarische Ausdrucksform dieser Periode in der Völkergeschichte. Der Verstand überwindet das Gefühl, das Chaos der kämpfenden Kräfte hat den Charakter gezeugt, die Gährung der Elemente klärt sich — die Dispositionen für das wissenschaftliche Studium entstehen damit. Satire, Epigramm, alle Formen der kritischen und polemischen Schriftstellerei können mit Erfolg nur unter der Voraussetzung gepflegt werden, daß der Geist diese Phase seiner Entwicklung erreicht hat. Von nun ab schwinden die Kräfte allmählich, Pedanterie, gelehrte Kleinrämerie, Buchstaben-Tüftelei, Formencult und alle andern Charakteristika des Alexandrinerthums bezeichnen sein Erschlaffen.

Wie aber der Geist der Griechen in der Philosophie den höchsten Grad seiner Entwicklung erreichte, so ist auch im Allgemeinen die Philosophie diejenige Ausdrucksform, in der der Geist der Menschheit den höchsten Grad seiner Leistungsfähigkeit erlangte, und sie zeigt uns folgende Phasen:

Der Verstand entringt sich in der denkenden Naturbetrachtung der Herrschaft der Sinne und des Glaubens: Naturphilosophie.

Gelangt selbst zur Herrschaft in Sokrates.

Verfolgt im Streben nach der absoluten Wahrheit die idealistische Bahn in Plato, die realistisch-empirische in Aristoteles.

Erliegt dem Mysticismus und Spiritismus (Gnostiker, Neuplatoniker zc.) und dem Glauben (Scholastik).

Befreit sich aus dieser Dienstbarkeit durch Empirie und Skepsis und läutert sich endlich zum reinen Rationalismus Rants.

Die Entwicklung der Geistesgeschichte des Alterthums hatte uns gezeigt, daß der Orient im Allgemeinen in den Banden der Sinne, der religiösen Offenbarung und der praktischen Lebensinteressen befangen gewesen war, daß erst der griechische Geist sich zum denkenden Verstande erhoben hatte, der in den Römern praktische Tendenz annahm. Nun sehen wir, wie der Geist der Menschheit, nachdem er über anderthalb Jahrtausende in Unfreiheit gewesen und sich wieder dem Glauben hatte unterordnen müssen, durch Skepsis und Rationalismus endlich von Neuem seine Freiheit erlangte, deren er bedarf, um Großes und Selbständiges zu schaffen.

Von der unbewußten natürlichen Freiheit des Urzustandes der ersten Menschen hat sich der Geist der Menschheit somit nach Jahrtausende langem Ringen, unterstützt durch die frei urtheilende Vernunft, unterstützt ferner durch die auf den Grundsätzen des reinen Humanismus basirende Freiheit des Individuums, unterstützt endlich durch die befreiende Religion des reinen Menschenthums, die mehr und mehr Boden gewinnt, zur bewußten Freiheit emporgeschwungen.

Doch dieser Freiheit ist nur werth, wer sie in vernünftiger, das Wohl der Menschheit fördernder Weise benutzt. Die ganze Menschheit dieser Freiheit werth zu machen sie für dieselbe zu erziehen, ist die große Aufgabe der Zukunft.

Verlag von Theodor Hofmann in Berlin.

Die Religionen

der

europäischen Culturvölker

in ihrem

geschichtlichen Ursprung.

Von
Julius Lippert,

Gr. 8°. 1881. 32 Bogen. Preis geh. 8 Mk. eleg. geb. 9 Mk. 50 Pf.

Literarischer Mercur (Berlin). 31. Juli 1881. „— Was damals (in dem Werke „Der Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion“) nur für ein Volk nachgewiesen worden, wird jetzt auf ein weiteres Gebiet übertragen und für den großen stammverwandten Völkerkomplex inbo-europäischer Völker, der Litauer, Slaven, Germanen, Griechen und Römer zu erweisen versucht, mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit, einer sorgfältigen und umsichtigen Benützung nicht der Quellen allein, sondern auch der bereits aufgearbeiteten Materialien, welche das Buch weit über den Kreis derer hinaus, an die dasselbe zunächst sich wendet, die Theologen, Philosophen und Historiker, Verfall finden lassen wird. — Die Neuheit besteht nicht durchweg in der Constatirung oder Auffindung bisher noch nicht erkannter Einzelmomente, sondern in dem genialen Gesicht, mit dem das Einzelne unter einander verbunden, zu einem Gesamtbild erhoben und auf eine allgemeine Idee zurückgeführt wird. —“

Düssische Zeitung. Sonntagsbeilage v. 17. Juli 1881. „— Die sehr vereinzeltten Einsprüche, welche wir gegen Lippert's Buch haben erheben müssen, sind geringfügig gegen die Fülle des Neuen und Dankenswerthen, das es gebracht hat: es ist ein für die Neubegründung der Geschichte der Religionsvorstellungen bahnbrechendes Werk.“

Die Natur (Halle). 24. Sept. 1881. — „Der Leser erschreckt nicht in der Meinung, als ob wir heute aus den lichten Räumen der Naturwissenschaft in die dümmlichen der Theologie herabsteigen wollten! Trotz des Titels haben wir es mit Theologie gar nicht, um so mehr mit Untersuchungen zu thun, die sich unmittelbar an des Verfassers „Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion“ anreihen. Dergleichen Untersuchungen verhalten sich zur Theologie etwa so, wie die archäologischen Ausgrabungen und Forschungen zur Geschichtsstunde: beide sind Urgeschichte des Menschengeschlechts und als solche Gegenstand der Anthropologie im weitesten Sinn des Wortes. . . Es steckt freilich etwas Darwinistisches in den ganzen Vorstellungen und Untersuchungen des Verfassers; nichtsdestoweniger haben wir schon bei Besprechung des „Seelencults“ auf das Ansprechende seiner Grundannahme hingewiesen. Aus seiner einfachen Formel heraus konstruirt er die ganzen Religionsysteme der Litauer, Slaven, Germanen, Griechen und Römer wie selbstverständliche Ausflüsse des Seelencults, und hunderte von Einzelsagen in dem Gesamtbilde treten damit allerdings in ein Licht, wie es heller kaum in die Nacht der menschlichen Vorgeschichte, ja selbst bis in die Gegenwart hineinleuchten könnte. . . Sollte eine derartige Anschauung, welche so einfach und ansprechend ist, wirklich je im Volke zum Durchbruch kommen, so würde die Gegenwart auf sehr einfache Weise mit der äußersten Vergangenheit wieder verknüpft, mit andern Worten: Die Religion wieder menschlich gemacht sein.

Verlag von Theodor. Hofmann in Berlin.

Gotthold Ephraim Lessing.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Ch. W. Danzel und G. E. Guhrauer.

Zweite berichtigte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von

W. v. Maltzahn und R. Forberger.

2 Bände gr. 8. 1881. — Preis geh. 15 Mk., eleg. geb. 18 Mk. 60 Pf.

„Die Grundlinien einer geschichtlichen Auffassung Lessing's hat erst Goethe in seiner Selbstbiographie gezogen. Und nachdem in den Jahren 1838—1840 die erste kritische Ausgabe seiner sämtlichen Schriften durch Karl Lachmann erschienen war, nachdem Gervinus ihm 1840 einen der glänzendsten Abschnitte seiner Literaturgeschichte gewidmet hatte, unternahm Theodor Karl Wilhelm Danzel die erste eingehende wissenschaftliche Biographie Lessing's, welche nicht bloß den Ausgangspunkt einer neuen gründlichen Beschäftigung mit Lessing, sondern auch eines der grundlegenden Bücher für das Studium der neueren deutschen Literatur überhaupt geworden ist.“

Prof. Wilhelm Scherer in der „Deutschen Rundschau“. Februar 1881.

Als die beste Gabe, welche zur Erinnerung an Lessing bei der Säcularfeier seines Todes am 15. Februar dieses Jahres dargebracht werden konnte, ein Denkmal, besser und dauernder als in Stein oder Erz, erscheint uns die zweite Ausgabe der des großen Denkers und Kritikers würdigen Biographie von Danzel und Guhrauer.“ Neue evangelische Kirchenzeitung. 12. Febr. 1881.

„So wird denn jeder Gebildete die würdige Erneuerung dieser monumentalen Biographie mit freudiger Genugthuung begrüßen. Sie ist es werth, ein Theil der erblichen Hausbibliothek des deutschen Volkes zu werden.“

Sremdenblatt (Wien). 31. März 1881.

„Wer nur irgend mit kritischem Verständniß die deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts zu durchdringen, sie in wirklich gelehrter, philosophischer Weise zu behandeln unternimmt, hat keine vorzüglicheren Quellen dazu zu benutzen, als des früh verstorbenen Danzel grundlegende Bücher über Gottsched und Lessing. Bis zu R. Haym's Wirken hat nicht ein Literarhistoriker es so wie Danzel verstanden, die gelehrte Forschung in aller mikrologischen Gewissenhaftigkeit mit genialem Verständniß der grundhaften Lebens- und Wesenselemente mit philosophischer Penetration und ästhetischer Feinsüßigkeit zu vereinigen. — Gegenüber den seichten Verwässerungen der Literaturgeschichte, von denen auch Lessing nicht verschont geblieben ist, erscheint diese neue Auflage Danzels als ein Appell an den ernststen wissenschaftlichen Forschungssinn unseres Volkes. Möge dieser Appell nicht unbeachtet verhallen!“ Staatsanzeiger für Württemberg. 22. Juni 1881.

„Zum Schluß unseres Rechenschaftsberichtes dürfen wir aber nicht unerwähnt lassen, daß Lessing's Andenken in Deutschland durch ein Denkmal geehrt worden ist, wie keine Nation einem ihrer großen Geister eines errichtet hat: wir meinen Danzel-Guhrauer's Biographie Lessing's, ein Werk, dessen wissenschaftliche Gründlichkeit, seine Kritik und glänzende Stilistik ihm unter den müßergiltigen Erzeugnissen deutscher Literatur einen hervorragenden Ehrenplatz sichern.

Vöfische Zeitung vom 22. Jan. 1881.





UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

This is the date on which this
book was charged out.

DUE 2 WEEKS AFTER DATE

DEC 6 - 1966 5 2

JAN 4 67 - 9 AM

REC'D LD

YC133077

34476

B82

D5

v.2

